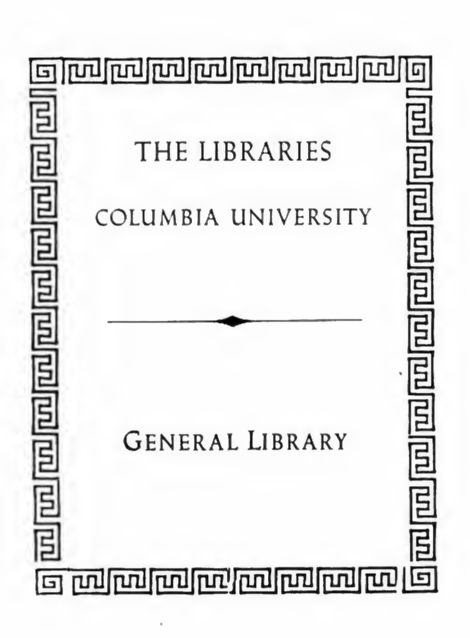
GESCHICHTE DES KAMPFES UM PADERBORN 1597 BIS 1604







Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.

STATUT

des „Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur."

§ 1. Jeder Literaturfreund, welcher dem „Allgemeinen Verein für deutsche Literatur" als Mitglied beizutreten gedenkt, hat seine desfallsige Erklärung an Herrn Verlagsbuchhändler A. Hofmann in Berlin zu richten, oder durch eine der Buchhandlungen seines Wohnorts dem Genannten zu übermitteln.

§ 2. Jedes Mitglied verpflichtet sich zur Zahlung eines Jahresbeitrags von **Dreissig Mark** R.W. (Zehn Thlr., 17 Gulden 30 Xr. rhein.)* Die Einzahlung hat, falls Vollzahlung nicht vorgezogen wird, in zwei Raten zu geschehen: die erste von 15 Mark (5 Thalern) bei Empfang der ersten Vereins-Publication einer jeden Serie und der Mitgliedskarte, die letzte Rate von 15 Mark bei Empfang des vierten Werks der betreffenden Serie.

§ 3. Jedes Mitglied erhält in der Serie sieben Werke aus der Feder hervorragender und beliebter Autoren. Jedes dieser Werke 20—23 Bogen umfassend, in gefälliger Druckausstattung und elegantem Einbande. Nur bei poetischen Werken, wie zunächst bei Mirza-Schaffy wird nicht immer der festgesetzte Umfang der Vereins-Publicationen innezuhalten sein, dafür jedoch diesen Werken eine besonders elegante Ausstattung zugewendet werden.

§ 4. Die Zusendung der Bücher an die Vereinsmitglieder geschieht franco durch das Bureau des Vereins oder dessen Bevollmächtigte.

§ 5. Die Jahresserien beginnen und schliessen in der Regel am 1. November. Ein etwaiges Austretenwollen ist spätestens bei Empfang des sechsten Bandes einer jeden Serie dem Bureau des Vereins anzuzeigen.

§ 6. Die Geschäftsführung des Vereins leitet Herr Verlagsbuchhändler A. Hofmann in Berlin selbstständig, sowie ihm auch die Vertretung des Vereins nach innen und aussen obliegt.

§ 7. Den Mittheilungen des Vereins über dessen weitere Entwickelung und event. noch engere Organisation wird später ein Verzeichniss der Genossen und Förderer des Vereins beigefügt werden.

* In **Oesterreich u. Ungarn** nach Cours. — In der **Schweiz** 40 Frcs. — In **Italien** 40 Lire Gold. — In **England** 1 Pfd. 15 sh. — In **Holland** 20 Gulden. — In **Frankreich u. Belgien** 40 Frcs. — In **Russland** 15 Rubel.

Beitritts-Erklärungen, Zuschriften und Cassa-Sendungen sind zu adressiren: „An Herrn Verlagsbuchhändler A. Hofmann, Berlin, Kronenstrasse 17."

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen ebenfalls Beitritts-Erklärungen entgegen.

Von den nachstehend aufgeführten Werken werden, je nach Fertigstellung derselben, den Vereinsmitgliedern in der ersten Jahresserie sieben geliefert werden. Die nicht im ersten Jahrgange zur Austheilung gelangenden Werke reihen sich, Abänderungen vorbehalten, den Vereins-Publicationen der folgenden Serien an.

H. von Sybel, Prof. an der Universität zu Bonn,
Vorträge und Aufsätze.

Adolf Schmidt, Professor an der Universität zu Jena,
Historische Epochen und Katastrophen.

Karl Gutzkow zu Berlin,
Verbotene Meinungen.

Edm. Reitlinger, Prof. am Wiener Polytechnikum,
Freie Blicke, Populär-wissenschaftliche Aufsätze.

Friedrich Bodenstedt zu Meiningen,
Aus dem Nachlasse Mirza-Schaffy's.

Shakespeare's Frauengestalten.

Richard Gosche, Prof. an der Universität zu Halle,
Jonathan Swift,
Ein Zeitbild aus dem XVIII. Jahrhundert.

Eman. Hermann, Sect.-Rath im Handelsminist. zu Wien,
Studien im Gebiete der Wirthschaft.

Franz von Löher, Reichsarchiv-Director zu München,
Kampf um Paderborn 1597—1604.

J. C. Bluntschli, Prof. an d. Univers. zu Heidelberg,
Kirchen- u. Staatsmänner seit der Reformation.

Louis Büchner zu Darmstadt,
Aus dem Geistesleben der Thiere.

Paul Heyse zu München,
Ein Jahrhundert italienischer Dichtung.

Max Lehmann zu Berlin,
Scharnhorst, Ein Lebensbild.

Ed. Osenbrüggen, Prof. an d. Univers. zu Zürich,
Die Schweizer, daheim und in der Fremde.

Paul Lindau zu Berlin,
Beaumarchais.

E. Vambéry zu Pest,
Der Islam im XIX. Jahrhundert.

Julius Rodenberg zu Berlin,
Elsasser Geschichtsbilder.

Heinrich Noë zu Mittenwalde,
Lebensbilder aus Italiens Inselwelt.

Die bis jetzt gewonnenen Autoren sind:

De Bary, Prof. Dr. A.
Bartsch, Prof. Dr. K.
Bluntschli, Prof. Dr. J. C.
Bodenstedt, F.
Büchner, Dr. Louis.
Braun-Wiesbaden, Dr. C.
Bucher, Dr. Bruno.
Carrière, Prof. Dr. M.
Cohn, Prof. Dr. Ferdinand.
Droysen, Prof. G.
Ecker, Prof. Dr. J. A.
von Eye, Dr. A.
Fischer, Prof. Dr. Kuno.
Falke, Prof. Jacob.
Falke, Dr. J.
Fontane, Th.
Funke, Prof. Dr. Otto.
Gneist, Prof. Dr. R.
v. Giesebrecht, Prof. Dr. W.
Gutzkow, Dr. Karl.
Gosche, Prof. Dr. Richard.
Gerock, Dr. Karl.
Göll, Dr. Herrmann.
Häckel, Prof. Dr. E.
Hanslick, Dr. E.
Hassel, Prof. Dr. Karl.
Hermann, Prof. Emanuel.
Heyse, Paul.
Huber, Prof. Dr. Joh.
Justi, Prof. Dr. C.
Keller, Gottfried.
Laas, Prof. Dr. E.
Lambel, Prof. Hans.
Lammers, A.
Laube, Dr. Heinrich.
Lindau, Dr. Paul.
Laur, Dr. Eugen.
Lauser, Dr. W.
Lehmann, Dr. Max.
Lemke, Prof. Dr. Carl.
von Löher, Prof. Dr. Franz.
von Lützow, Prof. Karl.
von Maltzahn, H.
Mendelssohn-Bartholdy, [Prof. Dr. K.
Meissner, A.
Noë, H.
Osenbrüggen, Prof. Dr. E.
von Osten.
Pisco, Prof. Dr.
Reitlinger, Prof. Edm.
Rogge, Prof. Dr. W.
Rosegger, P. K.
Rodenberg, Dr. J.
von Sybel, Prof. Dr. H.
Scheerer, Prof. Dr. W.
Schmidt, Prof. Dr. A.
Schmidt, Prof. Dr. Oscar
Strauss, Dr. David.
Spielhagen, F.
von Schack.
Steub, L.
Strodtmann, A.
Stieler, Dr. Carl.
Sanders, Dr. Daniel.
Vambéry, Prof. H.
von Weber, M.
Woltmann, Prof. A.
Zittel, Prof. Dr. C.

Geschichte

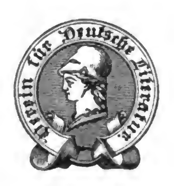
des

Kampfes um Paderborn

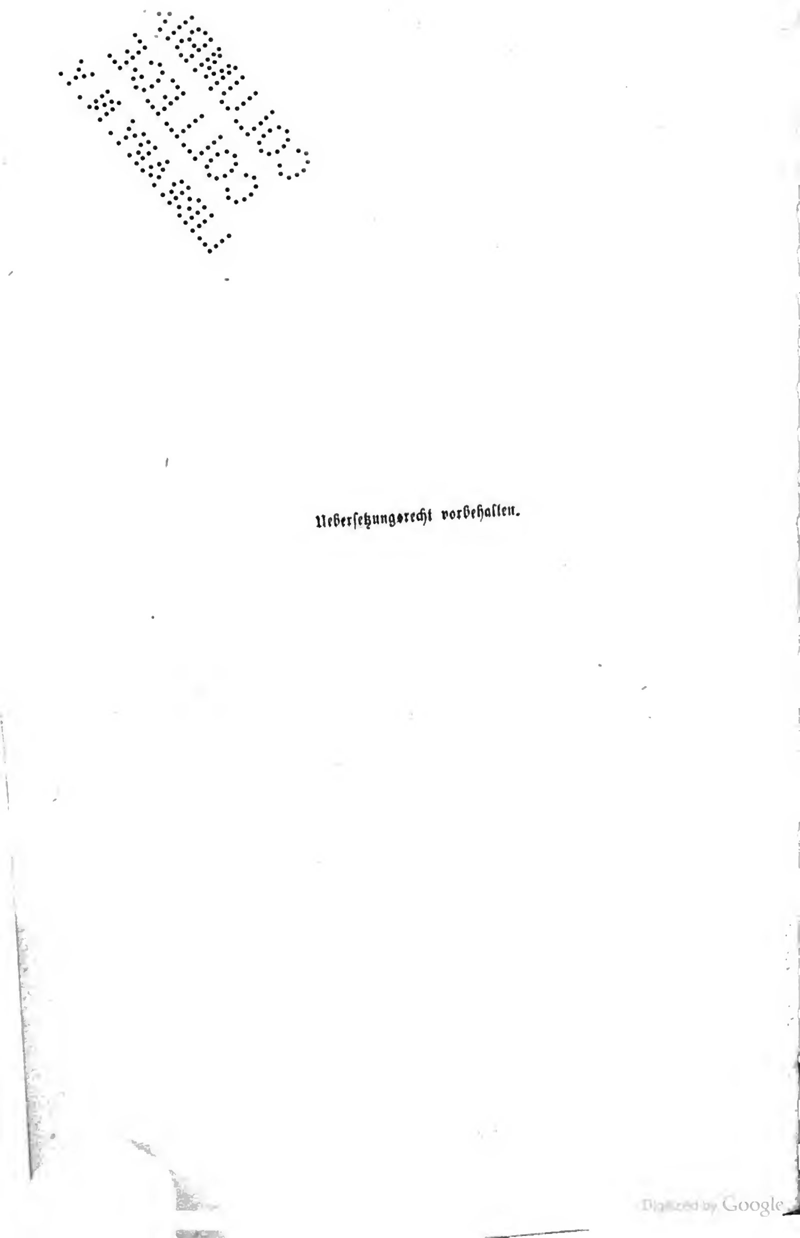
1597 bis 1604.

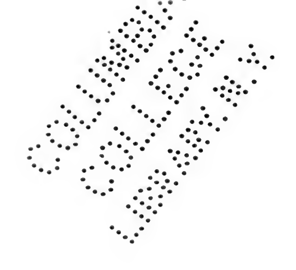
Von

Franz von Löher.



Berlin, 1874.
A. Hofmann & Co.



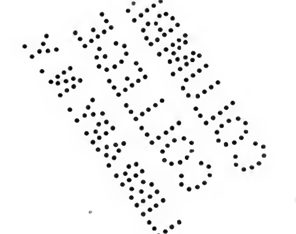


Meinem Freunde

Caspar Zumbusch

gewidmet

im Andenken an unsere Heimath.



Vorrede.

In meiner Jugend, im wilden Jahre der Stürme und Ideale 1848, war ich in Paderborn Stadtverordneten-Vorsteher, und mein höchster Ehrgeiz stand dahin, Bürgermeister meiner Vaterstadt zu werden. Damals vertiefte ich mich in die alten Schriften, die man noch über den Unglückseligen hatte, der ihr letzter Bürgermeister im Geist und Zuschnitt des Mittelalters gewesen. Denn sein Recht, seine Ehre und Thaten, wie sein jammervolles Loos verknüpften sich mit einem wichtigen historischen Hergang im deutschen Volke, der noch heutzutage sich vielfach in Dunkel hüllt.

Als nämlich die Jesuiten und Fürsten, die sich zur Ausrottung der protestantischen Lehre verbanden, auch auf deutschem Boden den Feldzug eröffneten, begab sich in der alten Stadt Paderborn ein großes Trauerspiel. In seinem letzten Akt ging Alles zu Grunde, was damals die Stadt belebte und fröhlich machte, Recht und Freiheit, Bürgerstolz, und evangelischer Glaube. Nur ein kleines und wenig berühmtes Land umspannte dies Drama: auf seiner Bühne aber spiegelte sich ab, was jene Zeit an politischen und kirchlichen Mächten, an Tücke Klugheit und Gewalt, sowie an tieferen treibenden Ideen umfaßte.

Der Kampf drehete sich um den Besitz von Paderborn. Auf diesem Punkte mußten die Jesuiten, koste es was es wolle, Herr-

schaft gewinnen. Das forderten höhere Pläne. Die Bürger aber vertheidigten ihr älteres Herrenrecht in ihrem Rathhaus, auf ihren Wällen, an ihrem häuslichen Heerde. Die Jesuiten bedienten sich eines Fürstbischofs, dessen stilles Sehnen und Streben nach fürstlicher Allgewalt zugleich der Vortheil der katholischen Kirche war. Die Paderborner aber warfen sich in den Harnisch uralter Rechte und Uebungen.

Wechsel und Wetter dieses Kampfes ziehen und schieben sich lange hin und her: er dauert von 1580 bis 1622, die Entscheidung fällt in die Zeit von 1597 bis 1604. Von beiden Seiten wurde mit großer Kraft und Begeisterung gestritten, keine Kriegslist verschmäht. Umsomehr scheint der Ausgang fast ein Räthsel. Niemals bethätigte eine Stadt, ein ganzes Land mehr Feuer und Eintracht, mehr altsächsische Hartnäckigkeit im Kampf für den evangelischen Glauben, und doch war niemals der Sieg der Jesuiten vollständiger. Im Lauf von nur vierzig Jahren wurde das erzprotestantische Paderborn ein warmer Heerd und Hort aller römischkatholischen Dinge.

Erfolgte aber nicht ganz Aehnliches auf weiten deutschen Gebieten? Im Jahr 1580 war von Deutschland vielleicht kein Zehntel mehr entschieden katholisch: vierzig Jahre später stand eine katholische Hälfte gegen eine protestantische in jenem entsetzlichen Würgekriege, der gar nicht enden wollte. Woher war den katholischen Mächten soviel ausdauernde Stärke erwachsen? Wie war es möglich gewesen, in unserm ernsten Volk, dem die Religion doch stets heilige Herzens- und Gewissenssache war, ganz in der Stille, ohne gewaltige Ereignisse und Erschütterungen solche Umwälzung des Glaubens und der Willenskräfte hervorzubringen!

Ein breites Licht wird auf jene noch so wenig aufgeklärte Epoche unsers nationalen Lebens fallen durch die Briefe und Akten der katholischen und protestantischen Wittelsbacher, welche die vom König Max II. gegründete historische Commission aus allen Archiven sammeln läßt. Als mir die Leitung eines Theils dieses großen Werkes zufiel, wurde ich wieder an meine früheren paderbornischen

Studien erinnert, und der Gedanke regte sich, ob es nicht möglich sei, sich auf einem begränzten Gebiet ein genaueres Verständniß zu eröffnen, wie die Gegenreformation eigentlich vor sich ging. Paderborn war ein geistliches Fürstenthum: nur durch die geistlichen Fürstengebiete, die sich breit durch ganz Deutschland zogen, gewannen die Jesuiten in raschem Vordringen Stellung von den Alpen bis zur Nordseeküste. Nun gab es von den Paderborner Jesuiten noch handschriftliche Jahrbücher, in denen sie von 1580 an jedes Jahr aufzeichneten, was ihnen gelang und wie sie es anfingen. Der ausführliche Bericht eines andern Zeitgenossen gab wenigstens ein anschauliches Bild der Begebenheiten. Ich mußte versuchen, in Archiven und Bibliotheken noch Schriftstücke auszuforschen, die eine festere historische Grundlage darboten und manches absichtlich Vertuschte aufhellten. Wie weit dies gelungen ist, berichtet der Anhang über die Quellenschriften.

Es enthüllt sich in der That in diesen Akten und Berichten mehrerer Zeitgenossen Schritt für Schritt das Planen und Wirken der Paderborner Jesuiten, wie sie von langer Hand ihr Erscheinen vorbereiteten, ganz in der Stille Grund faßten, und ihn unter tausend Gefahren vertheidigten und erweiterten mit Vorsicht und Geduld, Schlauheit und Begeisterung ohne Gleichen. In das fließende Durcheinander alter und neuer religiöser Ideen und Gebräuche brachten sie wieder Schärfe und Scheidung, und hatten schon ein entschlossenes Heer von Vorfechtern und entflammten Gläubigen aufgestellt, als die evangelischen Landstände noch glaubten, sie hielten alle Punkte wohl besetzt. Um ihr Heer zu vergrößern, ihm beständig neue Kampfmittel zuzuführen, wußten die klugen Väter jeder leisen politischen oder sozialen Regung sich zu bemächtigen. Im rechten Augenblick aber entbrannte plötzlich die Schlacht mit heißem Nachdruck, während der getäuschte Feind sich wegen seiner Siege über die Plänkler beglückwünschte.

Wie nun in einem bestimmten Lande sich das entwickelte, wie Taktik und Grundsätze des Weltordens auf diesen einen Punkt einspielten, um das völlig zu verstehen, muß man sich schon entschließen,

dieses Landes Einrichtungen und Volksklassen etwas kennen zu lernen. Wir müssen in die Rechtsanschauung der Landstände eindringen, die Verfassung und Bewaffnung ihrer Hauptstadt uns veranschaulichen, sogar die Finanzen und Prozesse dieser Bürgerschaft bleiben uns nicht erlassen. Kurz, ich mußte mich bemühen, die Menschen jener Zeit, wie sie in dieser westfälischen Ecke dachten und fühlten und handelten, so genau und deutlich vorzuführen, als das auf ein paar Blättern nur immer geschehen konnte. Wenn dann in die Schilderung ein wenig Lokalton einfloß, wird man es natürlich finden.

Denke man ja nicht: wozu all die kleinlichen Händel wieder auffrischen? Aus dem vielen Kleinen bauet sich das eine Große auf. Und jene Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege, die zu uns herüber schaut wie ein Holzschnitt mit derbem, halb verblaßtem und bestaubtem Figurenwerke, liegt sie uns denn nicht wieder verzweifelt nahe? Als Canisius und die andern Jesuiten die Beschlüsse des Trienter Konzils von einem Abts- und Bischofssitz zum andern trugen, ging durch ganz Deutschland lautes Gelächter. Wie? Diese Handvoll Wälscher, die sich da öffentlich den päpstlichen Legaten unterworfen, maßten sich an, aller Welt Glaubenssätze vorzuschreiben? Glaubenssätze, welche die kaiserliche Nation der Deutschen für gottlos und unsinnig erklärte? So sagte man damals. Nicht ein halbes Menschenalter brauchte zu vergehen und das Lachen hörte auf.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Fürstbisthum Paderborn.

Der Ort bei den Paderquellen. Die Irminsäule. Ihr wahrscheinlicher Standpunkt. Alter Brauch auf dem Domhof. Karl des Großen Pallast und Reichstage. Erinnerungen an Römer und Widukind. Freiheiten der Landstände. Bischof Bernwards Privileg. Das Domkapitel. Kappengang. Die vier edlen Säulen. Zahlreiche Ritterschaft. Verschiedene Geld- und Kriegsleistungen. Die dreiundzwanzig Städte. Ihr Stolz und Wohlstand. Sinken von Handel und Gewerbe. Die Landeshauptstadt. Warburg, Brakel, Borgentreich. Kollegiatstifte, Abteien und Klöster. Fürstliche Vasallen. Ausdehnung der Diözese. Wichtigkeit der Lage. Eigenthümliche Regsamkeit.

An gewisse Punkte der Erde scheint sich ein altehrwürdiger Glanz, ja etwas Priesterliches zu heften. Auf der Höhe an den Paderquellen, wo Berg- und Flachland sich plötzlich scheiden, und zu Füßen des Abhangs fünf blitzende Ströme sich durch Haide und Eichengrün ergossen, gründete Karl der Große das erste Kirchlein auf sächsischem Boden. Wohl mochte diese Stätte heilig sein allem Sachsenvolke. Denn wahrscheinlich hatte hier die berühmte Irminsäule gestanden, von welcher noch achtzig Jahre nach ihrer Zerstörung ein Mönch berichtet: „Sie sei ein Baumstamm gewesen von gewaltiger Größe, hochaufragend unter freiem Himmel; die heidnischen Sachsen hätten sie als die Allsäule, gleichsam die Allestragende verehrt.“ Eine schlichte Holzsäule, hochragend bis in die ziehenden Wolken hinein, umflossen von den stillen Schauern des Urwalds,

dies war den Sachsen das einfache Sinnbild der das Weltall tragenden Gottesgewalt, genügend zur religiösen Erbauung für kindliche Gemüther, die offen waren für die heilige allwaltende Gottesnähe.

Einen sicheren Beweis aber, wo die Irminsäule wirklich stand, wird schwerlich Jemand liefern: es ist schon eine kleine Bibliothek darüber geschrieben. Gewiß ist nur, daß es die Paderborner Gegend war. Doch warum soll man, wenn andere feste Anhaltspunkte fehlen, die Irminsäule wo anders suchen, als an dem Orte, wo Karl der Große den ersten Altarstein in Sachsenland einsenkte? Das war ja alte Gewohnheit, die Bischofssitze dort zu gründen, wo das heidnische Volk von jeher seine religiösen Opferfeste beging. Noch um Mitte des sechszehnten Jahrhunderts übte man einen alten Brauch, der daran erinnerte, daß auf dem Paderborner Domhofe — da wo jetzt die zwei uralten Linden stehen und einst die Fürstbischöfe die Huldigung einnahmen — ein berühmtes Heiligthum der alten Sachsen gestanden. Jährlich am Lätare-Sonntag wurde eine hohe Stange aufgestellt und oben darauf etwas wie ein Bild. Dann kamen die Vornehmsten des Adels und warfen danach mit dicken Stöcken. Den ersten Wurf hatten die Freiherren von Stapel, welche an der Spitze des Paderborner Adels gingen: das war ihre erbliche Ehre und Gerechtigkeit. War das Bild herunter geworfen, so trieben die Kinder spottend ihr Spiel damit, die Domherren aber gingen mit den Adeligen in ihren nahen Kapitelsaal, und „haben sich allda ein Stündlein mit einander erfreuet und ergötzet, auch ohne Zweifel dem gütigen Gott Lob und Dank gesagt, daß die Abgötterei gestört und abgethan“. Ein ganz ähnlicher Brauch fand statt, und zwar ebenfalls auf Lätare, bei den alten Domkirchen zu Hildesheim und Halberstadt.

Mit der Annahme aber, daß die Irminsäule sich einst auf der Stelle, wo jetzt der Paderborner Dom, erhoben habe, steht keine von den Nachrichten in Widerspruch, die wir über des großen Frankenkönigs Sachsenkriege besitzen, namentlich über den Feldzug von der Eresburg durch das Paderbornische nach der Weser. Gerade hier zu Thalbrunnen, — pa thalbrunnon, so hieß der Ort bei den Paderquellen, — ließ Karl der Große einen Pallast bauen: hier hielt er mit den Sachsen die bekannten fünf Reichstage.

Auch die Römer hatten ganz in der Nähe — bei Neuhaus am Zusammenfluß der Pader Lippe und Alme — ihre Festung Aliso gehabt, um des wichtigen Platzes sicher zu sein. Ein Dörfchen im Grünen, vielbesucht zur schönen Kirschenzeit, erinnert mit seinem Namen Elsen noch an Aliso. Von den Römerwerken war jede Spur im Haidensand verweht: an den Schluchten aber des Waldgebirgs, in welche man von den Paderborner Wällen hineinschaute, hing noch eine glorreiche Erinnerung. Dort hatte Varus unter dem Kriegsgeheul der Cherusker und dem Sausen ihrer Mordäxte seine Legionen, seine Adler, und den Kopf verloren. Den Römern hatten die Sachsen widerstanden, doch der siegenden Allmacht des Christenthums hatten sie endlich sich fügen müssen. Als ihre Schwerter schartig waren vom langen blutigen Schlagen, nahmen sie auf dem Paderborner Reichstage Taufe und Frankenkönig an. Drüben auf der Haide bei Enger, wo sein uralter Edelhof in Mitten der Höfe seiner Sattelmayer lag, begruben sie Widukind, ihren großen Herzog.

Von dergleichen erzählte im sechszehnten Jahrhundert noch jeder Bube. Geschichte und Gedanken besitzen ja in Westfalen ebenso viel Zähes, ja beinahe Starres, als stille nachhaltige Wärme. Auch das alte sächsische Mannesgefühl erschien damals noch unverwüstlich. In lebendiger Uebung war das Recht aller freien Männer geblieben, in Jeglichem, was des Landes Bestes anging, mitzurathen wie mitzuthaten. Sobald Urkunden von Paderborner Landständen berichten, so frühe sehen wir sie geschlossen und gegliedert auftreten. Ohne ihre Bewilligung gab es weder Gesetze, noch Landesverträge, noch Steuern. Schon im Jahre 1326 mußte ihnen der Landesherr das Recht allgemeinen Aufstandes feierlich besiegeln. „Wenn der Fürst", heißt es in der merkwürdigen Urkunde, „ihnen Unrecht oder Gewalt thue und das nicht in Güte abstellen wolle, so könnten sie Alle sich ihm widersetzen mit gleichem Rath und gesammter Hülfe, zu wehren der Gewalt und dem Unrecht, ohne des Fürsten und seiner Nachkommen Haß oder Verdenken". Der Artikel wurde weiter fortgebildet und lautete zuletzt: „Daß kein Bischof des Stifts Paderborn wider einigen Stiftsstand oder eines jeden Standes Partikularglieder de facto oder via executionis ohne erkanntes Recht keineswegs mit Gewalt verfahren, turbiren, oder etwas

1*

innoviren, sondern zuvor ordentlichen Rechtens gebrauchen, — auf den widrigen Fall aber die Stiftsstände insgemein dem Bedrängten, nachdem solche Drangsal dem Domkapitel angezeigt, beispringen und vorgenommene Gewalt, Turbation, oder Innovation mit Gegenwehr und gesammter Hand abschaffen sollen.“ Dies ihr „Bischof Bernwards Privileg“ führten die Paderborner zu den Zeiten Kaiser Rudolf II. noch gerade so häufig im Munde, als da Kaiser Ludwig der Bayer, der Städtefreund, noch in deutschen Landen waltete.

Unter den drei landständischen Genossenschaften nahm das Domkapitel die oberste Stelle ein. Man nannte es „die Erbherren“, weil die höchste Gewalt im Stifte im Domkapitel forterbte und von ihm jedesmal einem Bischof auf Lebenszeit übertragen wurde. Seit uralten Zeiten bestand das Kapitel aus vierundzwanzig Herren, die sich als die rechten Wächter und Wahrer des Stifts fühlten. Der geistliche Wahlfürst wechselte: das Domkapitel aber blieb und wählte den einen Fürsten nach dem andern. Das Kapitelsiegel zeigte auf der Rückseite den heiligen Liborius Stiftspatron, auf der Hauptseite Karl den Großen „den Gründer“, und trug die Mahnung Fundatum conserva „Wahre die Stiftung“. Reichbegabt mit Dörfern und Forsten, mit Ehren und höchstem Ansehen dünkten sich Paderborner Domherren gleichwürdig den Kapitularen der vornehmsten Erzstifter.

Strenge hielten sie auf die alten Bräuche. Möchte Einer noch so erlauchter Herkunft sein, nimmer erlangte er leichten Spiels die Ehre, Kapitelherr des hohen Domstifts Paderborn zu werden. Erst wurde sein Wappenschild auf das Aenglichste untersucht. Dann schloß man ihn in eine Zelle des alten Domklosters ein. Volle sechs Wochen lang blieb er darin, — ein Schritt vor die Thür, und er mußte die sechs Wochen von Neuem beginnen. Er sollte einen kleinen Nachgeschmack vom klösterlichen Leben bekommen, das die alten Stiftsherren führten, als sie noch wie Mönche zusammen wohnten, zusammen beteten und arbeiteten. Jetzt freilich lebten sie wie Edelleute mit großem Gefolge und Rossen und Jagdhunden. Sehnsüchtig mochte der Eingeschlossene lauschen, wenn lustiger Becherklang aus den Kurien der Kapitulare zu ihm herüberschallte. Oeffnete sich endlich seine Klause, so hatte er noch den Kappengang

zu bestehen. Auf hoher Fahne ließ er sich eines Nachmittags sein gemaltes Wappen vortragen, hinter ihm folgten seine Dienerschaft und als Zeugen seine Freunde. Je länger das Geleit, je größer die Ehre. Da durfte Jedermann herantreten und das Wappen schimpfen oder seines Inhabers rechte eheliche Geburt beschnitzen. Es kam aber Keiner, denn wehe ihm, wenn seine Beweise nicht stichhaltig waren. Gelangte nun der Zug über die weiten Räume der Domfreiheit auf den Domhof, so zündeten die Diener zwischen den beiden alten Linden ein hochloderndes Feuer an. Feierlich senkte der neue Domherr seine Wappenfahne in die Flammen, nur das reine Element durfte sie verzehren. Es schloß der Tag mit Gelage bis an den hellen Morgen.

Ohne Zweifel konnte im sechszehnten Jahrhundert, sofern es auf das strenge Recht ankam, noch jeder Patrizierssohn an den Eintritt ins Domkapitel denken. War denn sein Wappenschild nicht so gut, als der des besten Landedelmanns? In der Wirklichkeit stand es anders. Längst war der ländliche Adel bemüht, sich immer schärfer vom städtischen zu scheiden. Er hielt sich für vornehmer, sprach von acht oder sechszehn Ahnen, und daß kein rechter Edelmann Handelsgeschäfte treibe, und sei es ganz einerlei, ob Einer sein Eisen nach Zentnern und sein Tuch nach Ballen verkaufe, oder bloß einen Krämer mache. Das Ritterwesen des Mittelalters hatte ausgeblüht: je mehr die Zeit es vom politischen Mark entleerte, um so eifersüchtiger haschte es nach Prunk und Schein. Immer seltener wagte ein Städtischer Aufnahme in die geistliche Adelsgenossenschaft zu begehren. Nur der Domprobst, weil er Doktor beider Rechte sein mußte, war noch lange Zeit ein Bürgerlicher. Als aber im Jahre 1480 ein Herr von Haxthausen, welcher den Doktorhut errungen, Probst wurde, machte das Kapitel rasch ein Statut: „Mitglieder könnten nur Männer sein, die aus hochadligem, oder erlauchtem, oder wenigstens von beiden Eltern aus ritterbürtigem Geschlechte im rechten Ehebett erzeugt seien.“ Die letzte Klausel forderte bereits die Ahnenprobe. Und weil man doch für solche Statute einen Grund angeben muß, so hieß es: solche Männer aus angesehenem und mächtigem Geschlecht könnten dem Bisthum am meisten Schutz verleihen. Damit fortan diese Satzung unantastbar bleibe, holte man aus Rom ihre Bestätigung.

Im Domkapitel, welchem die Wahl des Fürstbischofs gebührte, welches an der Spitze der Landstände des Bisthums Angelegenheiten besorgte, hatte nun der Adel Hort und Halt, Blüthe und Vorbild. Auf höchstes Alterthum konnten offenbar die vier Familien Anspruch machen, welche „die vier Säulen und edlen Mayer des hohen Domstifts zu Paderborn" hießen. Dessen durften sich rühmen die Stapel, Brenken, Haxthausen, und Krevets. Die Stapel waren indessen schon ausgestorben, aber des berühmten Namens willen wurden die Besitzer ihrer Güter in den Adelslisten aufgeführt als „Stapels Erben". Wahrscheinlich fußten diese vier lebendigen Säulen noch genau auf denselben Höfen und Gütern, deren angesehene Besitzer in altsächsischer Zeit sich zuerst herbeiließen, Karl dem Großen zu huldigen und das Kirchlein an den Paderquellen ihres Schutzes zu versichern. Andere jedoch waren ihnen in weltlichem Besitz vorgekommen: zur Reformationszeit hielten sich nur noch die Haxthausen auf gleicher Linie mit den Frei- und Edelherren von Büren, den Spiegel zum Desenberge, Erbmarschällen des Stifts, und den Westphalen. Die Brenken wurden damals in der Rittersteuer schon um ein Siebentel geringer als diese Vier veranschlagt, und nicht höher als die vielgliederigen Oeynhausen, die Calenberg, die Spiegel auf Peckelsheim. Nach ihnen kamen die Herren von Krevet, von der Borch, von Asseburg. Außer den Genannten gab es noch fast dreißig andere Familien, welche nur die Hälfte, oder kaum ein Drittel von der Rittersteuer aufbrachten, welche den Fünf der ersten Klasse zufiel. Dem aber wäre es schlimm ergangen, der sich erkühnt hätte, den Schild eines Herrn von Imbsen, Plettenberg, Papenheim, Kanstein, von der Lippe, Kanne, Juden, Menggersen, Amelunxen, Schildern u. s. w. minder glänzend zu finden. Ohne Zweifel gehörten diese paderbornischen Geschlechter zu den ältesten in Deutschland. Die Westphalen sind mit großer Wahrscheinlichkeit schon unter Kaiser Heinrich II., die Brenken unter Heinrich IV. nachweisbar. Die Spiegel aber rühmten sich zu Karl des Großen Tafelrunde gehört zu haben, und die Plettenberg wiesen hin auf Walter den großen Heermeister des deutschen Ordens.

Domkapitel und Ritterschaft hießen die Vorderstände, und diese alten Familien des Landadels schlossen sich allmählig zu einem „Rittersaal" ab, dessen zahlreiche Mitglieder sämmtlich nur „uralte

rittermäßige aus ehelichen rechten Betten angeerbte Wappen" besaßen. Ihre größte Menge ist jetzt erloschen. Von mehr als 200 Namen des Landadels im Paderbornschen war schon im vorigen Jahrhundert nur etwa noch ein Fünftel übrig.

Die Städter vermerkten es noch im sechszehnten Jahrhundert sehr übel, daß der Landadel sich ihrer besten Leute überheben wollte. Um so breiter und wuchtvoller traten sie auf den Ständetagen auf, wenn es sich um Geld und Truppen handelte. Der Paderborner Städte waren 23: davon steuerten drei, Paderborn Warburg und Brakel, soviel, als die gesammte Rittersteuer betrug. Im Ganzen vermochte die Ritterschaft nur ein Drittel dessen aufzubringen, was die Städte an Landessteuer bezahlten, und dies war etwa die Hälfte der Schatzung vom gesammten übrigen Lande. Noch ungünstiger stellte sich das Verhältniß in Bezug auf kriegerische Leistung. Um die feindlichen Streifzüge, welche von Holland verheerend in Westfalen einfielen, abzuwehren, sollten im Paderbornschen die Städte Klöster und fürstlichen Beamten gegen hundert Reiter stellen, die gesammte Ritterschaft kaum die doppelte Zahl, außerdem aber das Land ohne die Ritterschaft noch 6600 Schützen, und zwar jede der drei Städte Paderborn Warburg Brakel je ein Fähnlein von dreihundert Mann. Nach diesen folgten an Leistungskraft die Städte Salzkotten Borgentreich Nieheim Steinheim, alsdann Lügde Büren und Peckelsheim, darauf Lichtenau Borgholz Beverungen Lippspringe, endlich Bredenborn Dingenberg Willebadessen Gehrden Kleinenberg Vörden Wünnenberg Kalenberg Driburg.

All diese Städte waren damals ohne jeden Vergleich reicher, geschmückter, lebensvoller als jetzt. Wo hört man jemals etwas von den meisten derselben? Es sind gar stille kleine Ackerstädte geworden. Zu Ausgang des Mittelalters aber war noch genug des goldenen Segens übrig, der sich im ganzen weiten Hansagebiet abgelagert hatte. Noch schwangen sich in all diesen Kleinstädten genug Bürger im Stahlharnisch zu Pferde, und ihren Frauen waren feines Pelzwerk und Perlen und Edelsteine nicht unbekannt. Der Wohlstand und die starke rührige Bevölkerung dauerten noch bis über die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts hinaus. Dann aber machten sich allmählig die Folgen der Stockung fühlbar, die

im deutschen Handel und Gewerb eingetreten. Gerade in dieser Zeit spielt unsere Geschichte. Die niedern Klassen waren mit Aerger Sorgen und Unruhe erfüllt, ihr Stolz aber noch so groß, wie bei den vornehmen Bürgern, die sich eine Güte thaten am altererbten Reichthum.

Solches war besonders in Paderborn der Fall. Diese „Landeshauptstadt“ nahm eine merkwürdige Stellung ein. Schon zur Hohenstaufenzeit hieß sie im Bisthum nicht anders als „die Stadt“, und außer ihr gab es damals nur Burgplätze. Allmählig hatten sich noch drei andere zum Range von Hauptstädten des Stiftes emporgearbeitet: Warburg Brakel Borgentreich. Auch wurden die beiden ersten mit Paderborn und Lemgo noch zu Ende des Mittelalters als Reichsstädte in der Reichsmatrikel aufgeführt. Indessen Paderborn blieb allein „die Stadt“, und jeder Bauer, der neun Stunden entfernt wohnte, sagte wie noch heutzutage, wenn er nach Paderborn wollte, „Ich gehe zur Stadt“. Die Paderborner erschienen dabei als ein ganz eigener heißköpfiger Schlag Leute, und es waren zahllose Geschichtchen im Umlauf, wie bei ihnen Stift und Reich und Recht und Religion in dem einen stolzen Wort aufgehe: „Ich bin ein Paderbörner!“ Ueber so viel Hochmuth ärgerten sich besonders die Warburger, und nicht leicht geschah etwas, daß sie nicht Lust gehabt hätten, das Gegentheil von dem zu thun, was die Paderborner anfingen. Die Einwohner von Brakel waren dagegen eines Sinns mit den Paderbornern. Borgentreich kam wenig mehr in Betracht, als daß es noch von Alters her die Ehre bewahrte, im Namen der Städte landständische Urkunden mit zu siegeln.

Hervorstechend war die Menge von geistlichen Körperschaften, die im Paderborner Bisthum angesiedelt waren, oder aus weiter Umgegend dort ihr geistliches Oberhaupt verehrten. Paderborn hatte außer dem Domkapitel das sehr angesehene Kollegiatstift zum Bußdorf, die uralte Abtei zum Abdinghof, und ein Barfüßer-Kloster. Von den 103 Pfarreien des Hochstifts gehörten zur Hauptstadt vier, zu Warburg zwei. Augustiner Klöster gab es zwei, zu Böddeken und Dahlheim. Benediktiner wohnten in den Abteien zu Marienmünster und Hardehausen. Nonnenklöster waren Gehrden Heerse Willebadessen Wormeln Holthausen. Außerhalb der eigentlichen Grenzen des Hochstifts gehörten in kirchlichem Sinne dazu die Kollegiatkirchen

zu Lemgo Bielefeld Stadtberg Höxter und Corbach, das hohe Damenstift in Herford, das Kreuzherrenstift Falkenhagen im Lippeschen, die Klöster Bredelar im Herzogthum Westfalen, Amelunxborn im Braunschweigischen, Helmershausen im Hessischen, Flechtorp im Waldeckschen, Schildesche in der Grafschaft Ravensberg, und das corveyische Frauenkloster Brenkhausen.

Nun gab es zwar noch viele angesehene Städte und Herrschaften, die zum Paderborner Bisthum gehörten, jedoch nur in kirchlicher Beziehung. Ihre nächsten Herren waren die Grafen von Lippe, von Sterneberg, von Rietberg, von Rheda, von Pyrmont, von Waldeck. So angesehen diese Fürsten, dennoch waren sie Vasallen des Bischofs. Die Paderborner Diözese erstreckte sich selbst über die Grafschaft Ravensberg und über Gebiete der Herzoge von Braunschweig und Lüneburg.

Wohl mochte daher das Domkapitel, als der Erzbischof Dietrich von Mörs das Fürstbisthum mit dem Kölner Erzstift vereinigen wollte, vor der Kirchenversammlung zu Basel rühmen, wie dieses Bisthum an Größe die Hochstifter Hildesheim Osnabrück Minden und Verden übertreffe, wie es mehr feste Städte und Burgen habe als das Hochstift Münster, wie es an berühmten Stifts- und Klosterkirchen, an fürstlichen Vasallen und weitreichendem Einfluß, wie an eigenen Einkünften reich und bevorzugt sei.

Dauernd aber wurde die Wichtigkeit dieses Landes dadurch erhöht, daß nicht leicht ein anderes soviel Grenznachbaren hatte. Das Paderborner Bisthum steckte mitten in einer Musterkarte von Fürsten Herren und Städten, und sie Alle merkten auf, wenn sich etwas Neues an den Paderquellen begab. Umgekehrt ließen all die verschiedenen Nachbarn unaufhörlich ihren Einfluß dorthin einspielen. Gleichwie sich in Paderborn die Handelsstraßen vom Rhein und Main kreuzten, um nach dem Nordosten Deutschlands weiter zu gehen, so gab diese Stadt, was sie von den großen Plätzen Mainz und Köln an geistigen und sonstigen Anregungen erfuhr, weiter nach dem deutschen Norden und Osten. Denn Paderborn lag gerade mitten zwischen Köln und Mainz und Bremen und Magdeburg.

Es war deshalb nicht zufällig, daß das Bisthum am Teuto-

burger Walde frühzeitig hervorleuchtete durch eine Menge thätiger Benediktiner durch eine Domschule, in welcher man schon zu Anfang des eilften Jahrhunderts den Horaz Virgil Sallust und Statius las, durch eine Reihe ausgezeichneter Geschichtsforscher, überhaupt durch eine gewisse geistige Regsamkeit, soweit das eigenthümliche Stillleben, das eingeboren auf Westfalens Haiden und Waldhöhen wohnt, nicht jeden zornigeren Streitruf der Geister und Ideen abdämpfte.

Zweites Kapitel.

Religionswirren.

Die Westfalen im Beginn der Reformation. Protestantische Anfänge in Paderborn. Haß gegen die Geistlichen. Aufruhr 1527. Frauentänze im Franziskanerkloster. Protestantische Sendlinge. Sozialistische Verschwörung. Aufstand. Erz- und Fürstbischof Hermann von Wied. Ueberlistung der Bürgerschaft. Blutgericht und Verzeihung. Rezeß von 1532. Die Wiedertäufer in Münster. Hermann von Wied's Reformationsversuch. Zwei katholische Fürstbischöfe. Fruchtlosigkeit ihrer Strenge. Eindringen der Reformation ins Volk.

Die Reformation fand in Westfalen langsam Eingang. Es entsprach das dem bedächtigen Charakter eines Volks, das vor allem Neuen und Ungewohnten eine innere und unbesiegliche Scheu hat, und stets zu glauben geneigt ist, es stecke nicht viel dahinter. Auch war es merkwürdig, wie die Westfalen anfangs, wann und wo die Funken der neuen Lehre zündeten, diese sofort äußerst gründlich nahmen und vermeinten, auch die sozialen Zustände müsse man auf schlichtes evangelisches Maß zurückführen. Aus Westfalen selbst wären die protestantischen Ideen nie hervorgegangen, sie wurden ihm von außen her zugetragen. Allein je freier eine Bürgerschaft sich fühlte, um so früher ging sie zum evangelischen Bekenntniß über. Wo Religionsfreiheit verkündigt wurde, nutzte sie immer nur der Lehre Luthers, und die Folgen des Interim, so lange sie nachwirkten, hatten nur diese Richtung. Es war dies eine durchaus freie und innere Bewegung.

Nach Paderborn kamen die ersten lutherischen Anregungen durch die deutschen Lieder und Psalmen, welche Kaufleute von der Frankfurter Messe mitbrachten. Es war der Westfalen höchste Freude, wenn sie in ihren Kirchen in ihrer lieben Muttersprache Sakramente empfingen, und auf gut Deutsch singen und beten konnten. Man hörte die neuen schönen Lieder auf allen Straßen und Plätzen. So groß war das Gefallen daran, daß damals das westfälische Plattdeutsch eine große Einbuße erlitt. Im Augustinerkloster zu Lippstadt war einst Luther eingekehrt, auf diesem Punkte hatten sein Genie und seine Ansichten in Westfalen zuerst tiefen Eindruck gemacht, und die Lippstädter Augustiner streueten fortan die Saat seiner Lehre rings umher. Entsprungene Mönche von Kassel erweckten die Unruhe auch im Paderborner Barfüßerkloster. Von Soest und Dortmund aber kam unaufhörlich eine Fluth von lutherischen Schriften. Als Herzog Johann Friedrich, der sächsische Kurprinz, auf seiner Brautreise zum Herzog von Jülich-Cleve-Berg 1527 durch Paderborn kam, lief das Volk vor seiner Wohnung zusammen. Da trat sein Begleiter Friedrich Mecum (Miconius) der gothaische Hofprediger, ein fürs reine Evangelium begeisterter Mann, ans Fenster und predigte. Die Leute strömten in Menge herbei und horchten, und was sie hörten, ging ihnen zu Herzen.

Alter Unwille gegen die Domherren fand nun neue Nahrung. Man warf ihnen vor, daß sie von ihren Mayergütern wider Recht Weinkauf nähmen, daß sie auf Korn- und Weinhandel erpicht seien, daß ihr Gesinde Mühlen und Handwerk treibe. Man forderte insbesondere, sie sollten ihrer Leute Uebermuth besser züchtigen. Schon hieß es, die Domherren müßten Stadtrecht nehmen und bürgerliche Lasten tragen, so gut wie jeder andere Mann. Als nun das Jahr darauf, als der sächsische Herr die Fensterpredigt gehalten, die Dienstleute des Domkapitels auf der Kohlgrube nach alter Sitte den Maibaum pflanzten, und Domherren und vornehme Bürger mit Frauen und Töchtern zum Gastmahl luden, gab es Streit bei dem Tanzen. Die Leute vom Domkapitel wollten vortanzen, die Bürgersöhne es nicht leiden. Spitzreden flogen hin und her, man gerieth an einander, und was zur Geistlichkeit gehörte, mußte flüchten. Wüthende Haufen stürzten hinterdrein, die Sturmglocken tönten, die ganze Stadt gerieth in Bewegung. Schon waren die Häuser der

Domherren erstürmt, Alles darin erbrochen und zerschlagen, man schleppte Wein und Bier und Speisevorrath auf die Straße. Dann ergoß sich der Strom der Verwüstung in die geheiligten Hallen des Domes. Das Gitter zur Emporkirche wurde erbrochen, die Bücher flogen von den Chorstühlen, und an die Stelle der Domherren stellten sich berauschte Handwerker und äfften unter Jubel und Gelächter den Wechselgesang der Domherren nach. „Hast Du ein Brod? — Ich habe zwei Brod — dann hab ich eins mehr, als Du auch", sangen die Frechen auf dem hohen Chor. Entsetzt flüchtete das ganze Domkapitel aus der tosenden Stadt.

Doch man versöhnte sich wieder: die Paderborner zahlten den Fürstbischof Erich 2000 Thaler Buße und lieferten ihm die Rädelsführer aus. Das lutherische Wesen sollte abgestellt werden, jeder Hausgenosse der Geistlichen aber entweder Steuern zahlen oder nicht mehr Handel und weltliche Geschäfte treiben. Auch versprachen die Bürger, sich nicht mehr der „Bursprake" zu bedienen, d. h. der uralten Worte und Formeln, durch welche sich die Nachbaren zum Heer- und Gerichtsbann bestellten. Die Kunde aber von diesen Ereignissen flog durchs Land. Die Mönche, welche sich auf den Dörfern umhertrieben, waren ihres Lebens nicht mehr sicher. Feuerköpfe und Schwindler strömten nach der Stadt. Bei den Franziskanern fanden sie offen Gehör; denn diese Mönche waren die Eifrigsten, Luthers Lehre zu predigen. Nicht lange dauerte es, so holten sie sich Sonntag Abends hübsche Frauen und Mädchen ins Kloster, mit denen sie bei Flötenspiel und Fackelglanz Tänze aufführten. Es scheint, man fand nicht viel Arges mehr dabei. Grundsätze, die sonst Kirche und Recht zusammenhielten, flogen jetzt wie Spinnweben in der Luft. Es überkam die Leute wie ein Strom von jungem Licht und entzückender Freiheit, und sie fühlten sich darin so wohl; wie Fische in Wasser, und Alles blickte in die Zukunft, wie in eine lachende Frühlingswelt. Schon tauchten dunkle und verworrene Ideen auf von evangelischer Gemeinschaft der irdischen wie der himmlischen Güter. Ein seltsam ruhloses Wandern Streiten und Erörtern war in die sonst so stillen Westfalen und Niederländer gefahren.

Paderborn sollte ein Vorspiel zu jenem Reiche Zion aufführen, welches bald darauf im blutrothen Glanze im benachbarten Münster

erschien. In all den Nachbarstädten, in Lemgo Lippstadt Soest Höxter, gab es Unruhen und Aufläufe, man bemächtigte sich der Kanzeln, der Rathhäuser, der Thorthürme, und führte Luthers Lehre ein. Planmäßig wurde von Kassel aus die Sache betrieben. Aller Orten fanden sich hessische Mönche, hessische Gesandten ein, um die Aufständischen in Schutz zu nehmen. In Paderborn aber waren wenigstens Bürgermeister und Rath noch bei der alten katholischen Religion geblieben. Diese wiesen schroff jede Neuerung zurück. Die Andersgesinnten hatten ihr Lager im Franziskanerkloster, und ihre Meister an den drei Mönchen Musing Dähne und Pohlheim. Als man den Neuerern öffentlichen Gottesdienst nicht gestatten wollte, eroberten sie die Marktkirche und die Gaukirche mit Gewalt, stimmten deutsche Gesänge an, und ließen sich von jenen Mönchen das Abendmahl in beiden Gestalten reichen. Bald ging es weiter. In heimlichen Zusammenkünften wurden die Artikel der neuen Lehre aufgesetzt, zwölf Apostel gewählt, und mit furchtbarem Eide schwur man einander zu, Blut und Leben dafür zu lassen. Fast die ganze niedere Bürgerschaft erschien einverstanden. Schon war eine Liste von Patriziern verfaßt, deren Hab und Gut in der Stille vertheilt. Man fing damit an, die schuldigen Zinsen zu weigern.

Kaum war Nachricht gekommen, der Landesfürst Erich sei in Osnabrück gestorben, so füllten sich — es war im Mai 1532 — die Straßen mit Bewaffneten. Man umringte die Häuser der Stadtobersten, drang ein, raubte die Stadtschlüssel, und besetzte alle Thore. Die Stadt fiel in die Hände der Aufrührer. Kein Mensch durfte mehr herein oder heraus. Ein neues Banner wurde gefertigt und ausgesteckt, zum Zeichen, daß eine neue Zeit beginne. Alles war voll Furcht und Schrecken, und das dauerte ein paar Tage lang. Dann öffneten sich die Thore wieder, kriegerische Schaaren zogen hinaus und marschirten eine Stunde weit bis vor Neuhaus, der fürstlichen Schloßfestung, und standen da und ließen das neue Banner fliegen.

Keiner griff sie an. Denn der Fürstbischof, Graf Hermann von Wied, Kurfürst von Köln, war eben neu gewählt und zog erst vom Rheine heran. Friedliche Boten und Briefe schickte er, einen nach dem andern. Obwohl ein mächtiger Reichsfürst, ließ er doch beständig Frieden und Sühne unterhandeln, während er zur Hul=

digung heranzog. Die Aufrührer beherrschten den Stadtrath, der vor ihrem Haupte, dem Bürger Fröhlich, zitterte. Schon waren ihre Sendboten heimlich in Warburg, der zweiten Stadt des Landes, thätig, und gingen nach Kassel, den Schutz des Landgrafen anzurufen. Dem vom Kapitel erwählten Bischof aber wollten die Paderborner sein Recht nicht weigern, in ihrer Stadt sich von Domkapitel und Ritterschaft, und wer sonst noch wollte, huldigen zu lassen. Im prachtvollen Geleite von Fürsten und Herren ritt er am 8. Oktober bei ihnen ein, und mehr als tausend seiner Reisigen blitzten im Stahlharnisch. Das Volk lachte, daß er seinen Leib so ängstlich bedecke, und wollte nichts von ihm wissen, so freundlich man auch zur Huldigung einlud.

Auf den vierten Tag ließ der neue Fürst alle Bürger in den Abteigarten des Abdinghofs entbieten: gnädigen Abschied wolle er nehmen, ehe er wieder heimreise nach Köln. Alle seine Reisigen standen gerüstet zur Abreise auf den Hauptplätzen. Da wollten die Paderborner doch nicht länger störrisch sein und kamen alle mit einander. Und als er sie alle herein hatte in den Baumgarten, den hohe Mauern umzogen, schlossen sich plötzlich die Pforten. Die tausend Reiter aber trabten in Zügen durch die Straßen, den blanken Degen in der Faust, und besetzten die Zugänge zum Abdinghof. Nun erhob sich der Fürst und hielt den Eingeschlossnen, den Bestürzten eine Strafrede. Die Liste der Aufrührer wurde verlesen, einer nach dem andern ergriffen. Ein paar jedoch entwichen in die Abteikirche und stürmten von da Verrath schreiend ins Freie. „Feuerjo! Feuerjo!" lärmte es durch die Straßen, als brenne die Stadt an allen Ecken, denn Frauen und Kinder schrieen immer „Feuerjo, Feuerjo!" Kaum ließ der Fürst mit seinem Gefolge sich sehen, als wüthende Weiber auf ihn Steine und Geschirr schleuderten und was nur zur Hand war. Viele Herren wurden verwundet. Mit Mühe hielt der Fürst die Reisigen zurück, mörderisch über Männer und Frauen herzufallen.

Drei Tage darauf standen sechszehn Bürger auf dem Markte, bleich und mit zornfunkelnden Augen: vor ihnen das Blutgerüst auf weißem Sande, die Henker mit dem hellen Richtschwert, und sechszehn schwarze Särge. Die ganze Stätte war mit wimmelndem Volke bedeckt, all das glänzende Huldigungsgefolge schauete zu, auch

der Fürst lag in einem Rathhausfenster. Die Henker traten vor und wollten ihre Opfer ergreifen. Da erscholl über den Marktplatz ein so jammervolles, so wüthendes Geschrei, daß Jedermann Mitleid und Entsetzen ergriff. Alle Frauen und Kinder drängten nach dem Fenster des Fürsten hin, warfen sich zu Boden und schrieen mit aufgehobenen Händen „Gnade, Gnade!" Domherren, Adlige und Rathsherren, Alles bestürmte ihn, bis er den Verurtheilten das Leben schenkte. Sie kamen mit Geldbuße und einem Jahr Hausarrest davon. Die drei Franziskaner aber wurden, als man sie ins Gefängniß nach Arnsberg bringen wollte, unterwegs in Soest befreit. Das Volk schlug ihre Wächter zurück und führte sie jubelnd ins Wirthshaus.

Für die Ordnung und Regierung der Stadt aber vereinbarte man einen Rezeß, der von den Landständen am 16. Oktober 1532, und zwar für die Städte auch von Salzkotten, besiegelt wurde. Die Paderborner verpflichteten sich: „nach der alten löblichst hergebrachten Ordnung und dem Gebrauch der h. Kirche sich gehorsamst zu verhalten, dagegen nichts vorzunehmen, handeln oder geschehen zu lassen, bis solche Ordnung von der allgemeinen Christenheit abgeändert sei." Auch sollte fortan kein fremder Dienstbote aus Orten, welche der neuen Lehre anhängig, zugelassen werden. Die neue Fahne wurde ausgeliefert, die Schützengenossenschaft aufgelöst. Die Regierung aber kam wieder in die Hände der Patrizier. Die Zahl der 40 Gemeindsherren, welche die gemeine Bürgerschaft neben dem Rathe vertraten und den Rath selbst zu wählen hatten, wurde auf 24 vermindert, und diese sollte der Rath selbst aus den Bauerschaften wählen, sie aber ihm den Eid der Treue schwören.

Das kluge Eingreifen des Fürsten bewahrte Paderborn vor dem scheußlichen Narrenspiel, welches die Wiedertäufer alsbald in Münster aufführten, an ihrer Spitze Bokelson, eine Art verwildertes Schneidergenie, Sohn eines Holländers und eines westfälischen Mädchens, mit seiner schönen Königin Dinara, an deren würdevolles Auftreten Augenfunkeln und Wangen wie Milch und Blut sich selbst der alte Kerßenbrock, der Geschichtschreiber der Wiedertäufer, noch mit Entzücken erinnerte. Damals in Münster stürzte in nackter Frechheit auf die Straße, was nur in den Abgründen von Hirn und Herzen des Menschen sich birgt an Glaubenswahn,

Heldenmuth und jener unheimlichen Verschmelzung von Wohllust und Grausamkeit.

Im Paderbornischen aber ging es nun lange Zeit, wie es immer geht, wenn der Granit, in welchem Sitte und Seele der Lebenden noch einwurzeln, zerspalten und zerbröckelt ist, und der neue feste Grund noch nicht gefunden. Eine herrliche Zeit für Idealisten, für Schwärmer und hoffnungsreiche Männer der frischen Thatkraft, aber voll Ekel und Trauer für ernstere Gemüther. Die reformatorischen Gedanken züngelten um sich wie rothe Blitze, und ihr verzehrend Feuer ergriff die stillsten Dörfer im Waldgebirg. Es war ein unaufhörlich Ringen und Forschen in Jubel und Sorgen, und der Wind — Keiner wußte, woher er kam — gab dem Wallen und Wogen der Geister bald hierher bald dorthin die Richtung.

Fürstbischof Graf Hermann von Wied, der Paderborn im Jahre 1532 gerettet, wollte ein Jahrzehnt später selbst reformiren und bot Stadt und Land Religionsfreiheit an, was nicht ohne tiefe Nachwirkung blieb. Das Domkapitel widerstand aber, der Pabst entsetzte ihn seiner Bisthümer, und das kriegerische Auftreten Kaiser Karl V. wider die protestantischen Fürsten nöthigte ihn, von der Bühne abzutreten.

Ihm folgten zwei in Rom gebildete Bischöfe, beide Meister des Worts und der Wissenschaft, beide hochkatholisch, beide energisch in der Austreibung der Prädikanten. Allein was vermochten sie mit all ihrer Macht und Wissenschaft? Was halfen die strengsten Anweisungen an die Archidiakonen, dem ketzerischen Treiben nachzuforschen? Man konnte die lutherischen Prediger, die wiederholt in Paderborn und andern Städten auftraten, des Landes verweisen: aber nur das Gerüst der alten Kirche ließ sich stehend erhalten. Die evangelische Lehre drang unsichtbar in alle Poren ein. Schneider und Schuster, die aussahen, als könnten sie keine Fünf zählen, traten plötzlich vor die Kirchthüren und verkündigten Gottes Strafgerichte und die Süßigkeit des reinen Evangeliums. Auch im Jahre 1848 gab es plötzlich aller Orten talentvolle Volksredner: doch wie leicht wog damals all die Sehnsucht nach Deutschlands alter Macht und Herrlichkeit gegenüber der schweren glühenden Triebkraft fürs reine Evangelium. Fürst und Domkapitel mochten ihre eigenen

Pfarrkirchen behaupten, die Leute gingen aber nicht hinein. In der ganzen Stadt Paderborn zeigten sich im Jahr 1570 nur noch etwa Vierzig am katholischen Abendmahlstische. Auf den Dörfern richtete man sich, wenn die Kirche vom katholischen Pfarrer behauptet wurde, auf irgend einer Dreschtenne lutherischen Gottesdienst ein. Dann mußte der evangelische Pfarrer freilich von freien Liebesgaben leben, und wenn ihm einmal der schöne Pfarrhof zu sehr in die Augen stach, konnte es wohl geschehen, daß er eines Sonntags herbeischlich und den katholischen Amtsbruder, der gerade auf die Kanzel stieg, hinterrücks an den Beinen herunterzog, und sich selbst hinaufschwang zur strömenden Rede. Dann gab es Lärm und Laufen in der Kirche, die Stöcke schwirrten durch die Luft, und statt mit heiligen Gedanken, gingen die Bauern mit blutigen Köpfen nach Hause.

Drittes Kapitel.

Herzog Heinrich von Lauenburg.

Graf Salentin von Ysenburg. Umbildung der Domschule zum Gymnasium. Domprobst Dietrich von Fürstenberg. Der neue Bischof. Widukinds Erbe. Vordringen der Protestanten. Ihre Aussichten im Nordwesten Deutschlands. Verkündigung der Religionsfreiheit. Anna Bestorp. Centmeyer. Unglück Heinrichs in Münster. Der Schreiber von Haaren. Auftreten der Gegenreformation. Bedeutung des Domkapitels. Beschaffung katholischer Stimmen. Fürstenbergs Verwandte. Ausschließung protestantischer Stimmen. Verdrängung protestantischer Pfarrer. Hermann Tünneke. Berufung von Jesuiten. Kurfürst Gebhart. Die Lauenburger Brüder. Parteien im Erzstift Köln. Reformationskämpfe im Herzogthum Westfalen. Fürstenberg im Gedränge. Niedergang des großen protestantischen Unternehmens im Rheinland und Westfalen. Tod Heinrichs von Lauenburg.

Was die evangelische Bewegung noch etwas aufhielt, war allein der Widerstand von Fürst und Domkapitel. Auch dies änderte sich. Zwar folgte auf die beiden schroff katholischen Bischöfe noch drei Jahre lang einer, der ihr Werk wenigstens nicht wieder zerstörte, der Kölner Kurfürst Graf Salentin von Ysenburg, ein fürstlicher Herr von leutseligem Wesen, dabei großer Liebhaber historischer Studien. Bepanzert vom Scheitel bis zur Sole ritt er 1574 in Paderborn zur Huldigung ein. Klirrend in glänzender Rüstung trat er zum Hochaltar im Dome, dem Kapitel seinen Eid zu leisten. Allein schon nach drei Jahren legte er, zu stolz und

ehrlich, diesen Eid zu brechen, seine Würden nieder, weil er sich vermählen wollte. Die höheren Weihen hatte er klüglich abgelehnt. Seinem Bisthum Paderborn aber hinterließ er eine segensvolle Stiftung: die altberühmte Domschule, welche ganz im Verfall, hatte er zu einem guten Gymnasium umgebildet.

Die Katholischen im Domkapitel wollten sich nun vorsehen und ihren jungen Domprobst küren, Dietrich von Fürstenberg. Diesen Mann hatten sie nicht lange vorher, als kaum der alte Domprobst die Augen geschlossen, durch rasche Wahl an die Spitze des Kapitels gebracht. Auffallend genug, da Dietrich kaum erst das einunddreißigste Lebensjahr erreichte, und was noch merkwürdiger, die Domherren hatten ihn damals einstimmig gewählt, obgleich doch zwei Parteien im Schooße des Kapitels vorhanden. An ihm erhielten die Altkirchlichen einen Führer von tief sich bergender Klugheit und von einer zähen Thatkraft, die nach Umständen vor Hindernissen einhielt, sich aber in der Verfolgung des Ziels auch nicht einen Augenblick irre machen ließ. Als er auch Fürstbischof werden sollte, merkte die Gegenpartei auf und erinnerte sich, daß sie die Mehrzahl besaß.

Ihr Mann war Herzog Heinrich von Sachsen-Lauenburg, der in früher Jugend schon sich des Erzbisthums Bremen freuete, dem Papst aber so wenig gefallen hatte, daß die römische Bestätigung verweigert wurde, als man ihn auch in Osnabrück zum Bischof wählte. Heinrich behielt auch dieses Stift nichts desto weniger in Händen, wenn auch bloß als Verwalter, und ließ seine Wahl gleichzeitig in Paderborn und Münster eifrig betreiben. Jung und voll Geist und Leben schwelgte er im stolzen Traum, die vier großen Bisthümer, die er schon besaß, — „das Stift Minden," meint ein Chronist, „würde mittlerweile auch wohl noch kommen," — zusammen zu schlagen und das Reich seines Ahnherrn, des großen Sachsenherzogs Widukind, wieder aufzurichten.

Solche Pläne dünkten einer Zeit nicht seltsam, die den Welttheil in Kampf und Umgestaltung sah und alle Dinge noch unfertig. Die protestantische Strömung hatte ganz Deutschland überwältigt, noch immer trieben die Wellen unaufhaltsam vorwärts. Im Bisthum Bamberg, das von Kaiser Heinrich II. Tagen her mit Paderborn so viele Erinnerungen theilte, gab es bald keine

Landpfarre mehr, auf welcher nicht ein protestantischer Prediger saß. Wenn selbst in Ländern so beharrlicher Gesinnung, wie Bayern und Oesterreich, der größte Theil der Städte und des Adels sich laut zu den neuen Lehren bekannte, sollte man in Westfalen ewig in der Altgewöhnung festgebannt sein? Schon waren trotz des Augsburger Religionsfriedens die Stifter Magdeburg Bremen Halberstadt Lübeck Verden und Osnabrück, eines nach dem andern, in protestantische Hände gekommen. Offenbar neigte sich diesen alles geistliche Fürstenthum zu, so gut in Westfalen wie am Niederrhein und an der Elbe. Als das Jahr 1577 zu Ende ging, schien es in der That, als würden im ganzen nordwestlichen Deutschland die Bischöfe rasch verschwinden, um ein paar protestantischen Fürstenhäusern Platz zu machen. In den nördlichen Niederlanden erhob sich Oranien, in den südlichen der Herzog von Anjou auf den Trümmern der Spanierherrschaft. Pfalzgraf Johann Kasimir stand an der Spitze eines guten Heeres bereit, den Protestanten zu helfen. In Paderborn wurde die Wahl Heinrichs von Lauenburg vollzogen, und den erzbischöflichen Stuhl in Köln bestieg sein Busenfreund Gebhart Truchseß. Noch andere geistliche Fürsten lugten beständig aus, was sich begebe, nicht abgeneigt, der siegenden Partei nachzuahmen.

Der junge Erzbischof von Bremen und Fürstbischof von Paderborn, aufrichtig von der Wahrheit der evangelischen Lehre überzeugt, begann damit, Religionsfreiheit zu verkünden: er erklärte, daß er den Einen wie den Andern ernstlich darin schützen werde. Alsbald ließen sich lutherische Predigten und deutscher Kirchengesang in allen vier Paderborner Stadtkirchen hören. Selbst der alte Domprediger nahm noch ein Weib. Die vornehmsten Familien des Landadels waren längst protestantisch, jetzt empfing man auch auf allen andern Schlössern die Prädikanten mit offnen Armen. Lange hatte es gedauert, bis die Bewohner des Paderborner Landes sich mit Herz und Hand in der evangelischen Kirche festgegründet hatten, langsam hatte sich das im letzten Menschenalter vollzogen: jetzt aber ließen sie sich so leicht nicht wieder davon abbringen.

Heinrich erschien in seinem neuen Fürstenthum. Neben ihm ritt auf prächtigem Zelter ein schönes Mädchen mit reich geschmücktem Haar, gekleidet wie eine Fürstin. Es war Anna Bestorp, seine

Geliebte, eines Kölner Doktors Tochter. Dieses Auftreten eines Kirchenfürsten machte doch Manchen stutzig. Die es am besten mit ihm meinten, erzählten, die Anna habe ihm einen Liebestrank gebrauet, und der arme Fürst könne nimmer des höllischen Zaubers sich erledigen. Noch weniger gefiel, als man erfuhr, welch ein leichtsinnig Herz der Lauenburger auch in Geldsachen habe. Er hatte als seinen Statthalter den Landschreiber Tentmeyer geschickt, einen „fast trotzigen, storrigen, spitzfindigen Kopf, welcher sämmtlichen Ständen des Stifts gute Possen gemacht, und gleichwohl alle mit ihm durch die Finger sahen". Tentmeyer konnte regieren wie er Lust hatte, wenn er nur immer viel Geld nach Bremen schickte.

In Münster ließ die Entscheidung noch immer auf sich warten. Der erwählte Bischof, ein Prinz von Jülich-Cleve-Berg, wollte zurücktreten, jedoch nur dann, wenn Herzog Ernst von Bayern sein Nachfolger werde. Denn dieser bayrische Prinz, der schon die Bisthümer Freysing und Hildesheim hatte, war in dem katholischen Lager erkoren, den protestantischen Plänen am Niederrhein und in Westfalen die Spitze zu bieten. Nun hatten sich allerdings die münsterschen Domherren, besonders alle Jüngeren verbündet, keinen Andern als den Lauenburger zu wählen. Als sie aber am Wahltag anfingen, ihre Stimmen für ihn abzugeben, scharrte der Kapitelssyndikus, der die Stimmen sammelte, mit dem Fuße, als wenn er etwas austrete. Dies war das verabredete Zeichen für die Gegenpartei, welche sofort aufstand und fortging. So wurde die Wahlhandlung vereitelt, und der Jülicher nahm seinen Bischofsstab wieder auf.

Die münstersche Niederlage schadete dem Fürsten von Bremen Osnabrück und Paderborn nicht wenig. Da auch in den Niederlanden Oraniens Hülfsvölker sich zerstreuten, faßte die katholische Partei im Paderborner Domkapitel wieder Muth und beschloß, sich auch ihrerseits der verkündigten Religionsfreiheit zu bedienen.

Aeußere Umstände kamen ihr zu Statten. Die Pest wüthete in Paderborn: täglich trug man zehn, auch achtzehn Leichen auf den Kirchhof. In dieser Schreckenszeit hatte man auf nichts Obacht, als auf das Unglück der Familien. Der Fürst ließ sich nicht blicken, Tentmeyer aber dachte nur an Steuern und Zinsen. Um diese Zeit wurde „der Schreiber von Haaren" öffentlich gerichtet,

und eine zahllose Menge Volks schauete zu, als man dem heulenden Sünder glühende Zangen ansetzte, den Bauch aufriß, das rauchende Herz ums Gesicht schlug, und den Körper in fünf Stücke zertheilte. Sein Adjutant Krummhänschen, seine Mutter, die sich als Kriegsknecht verkleidet im Hessischen umhertrieb, und eine Reihe anderer Spießgesellen wurden gefangen und unter gleichen Qualen getödtet. Sie alle starben voll Trotz und Ingrimm und stießen Gotteslästerungen aus bis zum letzten Athemzug. Es hatte diese große Räuberbande weit und breit Alles in Schrecken gesetzt. Ihr plötzliches Erscheinen, wenn man sie zwanzig Stunden entfernt glaubte, die gräulichen Verbrechen, die sie verübten, die List, mit welcher sie sich der Verfolgung entzogen, Alles verstärkte den Volksglauben an die Zaubermittel, deren sie sich rühmten. Bei der Aufnahme in den Bund trank ein Jeder einen Tropfen Blutes vom andern und schwur, daß er nun und in Ewigkeit als des dreifaltigen Gottes, der Jungfrau Maria, aller Heiligen, und aller Christenmenschen abgesagter Feind leben und sterben wolle. Lächelnd erklärte der Hauptmann, wieviel Schwangeren er den Leib aufgeschnitten, um ein männlich neugeboren Kind zu finden, wie er es zu seinen Teufelsbeschwörungen für nöthig gehabt, und nichts in der Welt hätte ihm größeres Vergnügen gemacht, als wie er einst ein Knäbchen, das sich zum Trinken an der Quelle niedergelegt, hinterrücks ins Wasser gedrückt und der arme Wurm im Absterben sich so seltsam in seiner Hand gekrümmt und gewunden habe. Bei solchen Schauergeschichten, bei der Angst vor der würgenden Pest, bei der eingewurzelten Achtung vor dem Rechte dachten die Paderborner nicht daran, das Beginnen des Domkapitels zu stören, wo es in seinem Rechte war.

Es war aber um dieselbe Zeit, im Jahre 1580, als durch ganz Deutschland hin in die katholische Bewegung Leben und Entschlossenheit kam. Was noch wichtiger, Plan und Einheit war durch die Jesuiten, die überall hin thätig, überall hin Fäden anknüpften, hineingebracht. Es gerieth Vieles gar anders, als die stolzesten und klügsten Leute dachten. Wer hatte nicht zwischen Rhein und Oder über die Trientiner Satzungen gelacht! Diese Spanier da, diese Italiener und Franzosen maßten sich an, der Welt Dogmen aufzuerlegen, während die kaiserliche Nation der

Deutschen sich fern hielt von Trient. Allein ganz in der Stille gingen die Trientiner Beschlüsse doch von Land zu Land. Vor vierzehn Jahren hatte Canisius sie zu den westfälischen Bisthümern gebracht: langsam, ganz allmählig fingen sie an zu wirken. Sie gaben den Vorfechtern der alten Kirche den ungeheuren Vortheil einer sichern Grundlage, eines Bekenntnisses, das in sich selbst logisch und festgefugt und von den meisten Bischöfen und Theologen der Christenheit angenommen war. Jetzt verbündeten sich die katholisch gebliebenen Fürsten in Deutschland enger mit einander. In Bayern hatte sich für alle ein starker Hort erhoben. In Wien Köln Ingolstadt Dillingen Mainz Trier Würzburg Fulda Heiligenstadt blüheten Jesuitenschulen empor.

In Paderborn mußte man erst des Domkapitels sicher werden: von diesem einen festen Punkt aus ließen sich dann Hebel ansetzen, um das Land zur katholischen Kirche zurückzuführen. Denn vom Domkapitel ging die Wahl des Bischofs, die Leitung der Landstände, die Besetzung des Gymnasiums, der geistlichen Gerichte, und vieler Kirchen aus. Im Domkapitel mußte also eine festgeschlossene katholische Partei geschaffen werden. Wenn sie auch klein war, gab sie auf die Länge doch den Ausschlag.

Diese Partei erwuchs nun aus zweierlei Bestandtheilen. Wahrscheinlich schon die Bischöfe Kerssenbrock und Hoya brachten vier Kapitulare hinein, die gleich ihnen im Collegium Germanicum zu Rom ihre Studien gemacht hatten. Es waren Arnold von der Horst, Joachim von Langen, Dietrich von Plettenberg, und Wilhelm von Ledebur. Dietrich von Fürstenberg war auserlesen und ausersehen als Derjenige, der an die Spitze der geistlichen und weltlichen Gewalt kommen müsse. Dies zu erreichen, wurden Verwandte von ihm angeregt und gefördert, daß sie Sitz und Stimme im Kapitel bekamen.

Die Fürstenberger, deren Stammsitz in der Nähe von Werl lag, waren ein sehr angesehenes und reichbegütertes Geschlecht im Herzogthum Westfalen, das urkundlich schon ganz im Anfang des zwölften Jahrhunderts auftritt. Dietrichs Großvater hatte eine Plettenberg zur Frau, von ihren 13 Kindern wurden 3 Stiftsherren, 5 Nonnen, und 2 Deutschordensritter. Sein Vater, vermählt mit einer Westphalen, war, wie die Fürstenbergs gewöhnlich,

kurkölnischer Geheimrath. Von seinen 9 Geschwistern stand der älteste, Caspar, als Drost zu Werl an der Spitze des Herzogthums Westfalen, der andere Bruder war gleich Dietrich ins Paderborner Domkapitel getreten. Von den sechs Schwestern war eine mit Harthausen zu Börde, Drost zu Dringenberg, eine mit Spiegel zu Peckelsheim, eine mit Wulf zu Fuchten, eine mit Schmising zu Tatenhausen verheirathet, zwei andere wurden nach einander Aebtissinnen im Familienkloster Olinghusen, eine starb als Nonne zu Himmelport. Von Dietrichs Verwandten kamen nun ins Paderborner Domkapitel außer seinem älteren Bruder Friedrich die Herren von Westphalen, Plettenberg, Meschede, der Domdechant wurde, und Wulf von Lüdinghusen. Das Familieninteresse ging hier mit dem katholischen Hand in Hand. Die Partei war beständig auf der Lauer, wo ein Vortheil für ihre Sache wirkte, ihn rasch zu ergreifen.

Der Fürstbischof Heinrich von Lauenburg ließ aus Leichtsinn, und weil er fast immer abwesend war, den eng Verbündeten im Domkapitel freies Spiel. Im Jahr 1580, eben jenem Pestjahr, brachte Fürstenberg ein Kapitular-Statut zu Stande: „daß fortan Keiner mehr Domherr werde, der nicht feierlich schwöre, er sei guter Katholik und werde niemals von der katholischen Kirche abfallen".

Nun ging man weiter. Von den sechs Kirchen in der Stadt gehörte dem Kapitel der Dom und die nahe Gaukirche, den Stiftsherren zum Bußdorf die Andreaskirche, den Bürgern die Markkirche: diese waren die vier Pfarren. Der Abdinghof besaß seine eigene Kirche, und die Barfüßer hatten die ihrige verlassen. Als nun den alten spät beweibten Domprediger, der auch Pfarrer an der Markkirche war, die Pest holte, wußte Fürstenberg an die letztere einen jungen feurigen Domgeistlichen zu bringen, Hermann Tünneke. Dieser hatte aber erst in Gegenwart des Domprobstes im katholischen Glauben eine Prüfung bestehen, darauf diesen Glauben vor Notar und Zeugen beschwören müssen. Ihren Pastor am Bußdorf nöthigten jetzt die Stiftsherren, in die nahe Gierskapelle auszuwandern. Sein Glaubensbruder aber in der Gaukirche wurde mit Absetzung bedroht, wenn er die lutherischen Predigten nicht einstelle.

Für die Domkanzel endlich schrieb Fürstenberg nach Fulda und Heiligenstadt um einen redegewandten Jesuiten. Dieser sollte auch

theologische Vorträge halten. Denn um Professoren der katholischen Gottesgelehrtheit war es damals schlecht bestellt. Die alten theologischen Bücher waren in Verachtung gekommen, das Trientiner Konzil hatte Alles neu gemünzt. Nun reisete von Heiligenstadt ein Doktor der Theologie nach Paderborn, ein äußerst liebenswürdiger sanfter Greis, der bei den Benediktinern im Abdinghof Wohnung nahm. Freilich erntete er von seinen Predigten mehr Spott als Heilfrucht, wurde aber unversehends durch zwei kräftigere Ordensmitglieder ersetzt. Sie lebten anfangs ganz stille, und da sie den Boden in der Stadt noch gar zu rauh fanden, versuchten sie hier und da auf dem Lande von Klöstern aus ihre Saat auszustreuen. Allmählig kamen auch zwei Jesuiten als Professoren ans Gymnasium, jedoch in weltlicher Kleidung. Es war das die gewöhnliche Vorsicht der Jesuiten, daß sie in protestantischen Gegenden nicht gleich im Ordensgewand auftraten. In Köln lebten sie so Jahre lang getrennt von einander, als wenn einer vom andern nichts wüßte. Sie waren es schon gewöhnt, lange Zeit still und geduldig im Verborgenen zu arbeiten, scheinbar ohne Aussicht.

Heinrich von Lauenburg that, als merkte er nichts. Er hatte in Münster nochmal Unglück gehabt. Mit prachtvollem Geleit war er dort eingeritten, auf das Schönste empfangen, und verhandelte mit der Mehrheit des Kapitels, seine Wahl wieder aufzunehmen. Die Sache ging ganz gut. Da kam plötzlich der alte Herzog von Cleve mit seinem Sohn dem Bischof und einem reisigen Heer herangerasselt, und Heinrich mußte schmählich entweichen. Sein ganzes Sinnen und Trachten richtete sich jetzt darauf, im großen Erzstift Köln eine rasche Entscheidung herbeizuführen, die für all seine andern Pläne fruchten sollte. Er vorzüglich war es, der unaufhörlich des Kurfürsten Gebhart weiches Gemüth bestürmte, er solle Religionsfreiheit verkündigen, solle seiner geliebten Gräfin, der schönen Agnes von Mansfeld, die er verführt hatte, durch seine Hand die Ehre wiedergeben, solle das Erzstift in ein Fürstenthum seines Hauses verwandeln. Auf der letzten Zusammenkunft in Arnsberg im November 1582 beschlossen beide Fürsten, Ernst zu machen mit ihrem Vorhaben. Der Kurfürst ritt zum Rhein, besetzte Bonn, nächst Köln die wichtigste Stadt des Erzstifts, und die beiden Festungen Godesberg und Poppelsdorf mit Soldaten, und ver-

bündete sich mit Anjou, Oranien, und dem Heidelberger Hofe. Dann verkündigte er allgemeine Religionsfreiheit. Seinen Beamten im kölnischen Herzogthum Westfalen schrieb er: „Sie sollten seinem Freund und Bruder Heinrich alle Städte und Schlösser öffnen und ihn aufnehmen und befragen, als wenn er selbst da wäre.“ Heinrich aber rüstete aus allen Kräften, empfahl überall seines Freundes „christlich Vornehmen“, und dachte selbst daran, sich ebenfalls standesgemäß zu vermählen.

Alles schien einen glücklichen und leichten Erfolg zu verheißen. Denn auch in Köln war in Volk und Klerus die Mehrheit längst mit der alten Kirche zerfallen, der größere Theil des Landadels ihr entschieden feindselig. Die Grafen und Herren von Nuenar Mörs Solms Nassau-Dillenburg Vinneberg und Andere traten auf als entschiedene Anhänger Gebharts. Da erhob sich der katholischen Kirche ein Vertheidiger im Domkapitel, ein harter kühner und kriegerischer Charakter, Priester und Soldat zugleich, der Chorbischof und Domkämmerer. Er war — eigenthümlich genug — auch ein Herzog von Lauenburg, des Anderen eigener Bruder Friedrich. Er berief die Landstände: sie hätten die wichtige Frage zu entscheiden, und nicht des Erzbischofs Belieben. Da ritten mit den Landständen viele Fürsten und Herren nach Köln. In großer glänzender Versammlung — im Januar 1583 — wurde erörtert, ob das alte heilige Köln die Religionsfreiheit, das hieß, ob ganz Rheinland und Westfalen die neue Lehre annähmen? Heftig trafen die beiden Lauenburger Brüder aufeinander. Der Erzbischof brachte Drohbriefe von protestantischen Fürsten, der Chorbischof brachte das Domkapitel, den alten Stadtrath zu Köln, kurz die Mehrheit der Landstände in Harnisch. Der Eine zog ab nach Paderborn mit Protesten gegen die Erklärung der Versammlung, der Andere hatte schon Abends vorher Köln verlassen und ritt von Burg zu Burg, um sie dem Truchseß vorweg zu nehmen. Es folgte die Absetzung des Letzteren, die Wahl des bayrischen Prinzen zu Köln und Lüttich, es folgte ein wüthender Parteikrieg, der mit Haß und Blut das Erzstift überströmte.

Die Stände des Herzogthums Westphalen waren der Ladung des Chorbischofs zum Kölner Landtag nicht gefolgt. Die Ritterschaft stand hier einmüthig auf Gebharts Seite, mit Ausnahme nur

des einen Caspar von Fürstenberg, des Bruders des Paderborner Domprobstes. Von den sechs vornehmsten Städten erklärten sich die beiden bedeutendsten — Geseke und Brilon — für des Truchseß Pläne, in Werl Arnsberg Rüthen Attendorn und andern Orten rührte sich eine gleichgesinnte kräftige Partei. Gerade unter den Westfalen fand Gebhart so begeisterte, so entschlossene, geschickte und unermüdliche Vorfechter, wie sie niemals ein Fürst, der an der Spitze einer großen Bewegung steht, besser sich wünschen konnte. Das waren vor allen Otto von Wolmeringhausen, der Geseker Grote, der Briloner Jakobi, der Ritter Temme von Hörde. Aber auch die Gegner wurden von Männern voll Leidenschaft und Ideen geführt: unter ihnen zeichneten sich der Werler Pfarrer Tüttel und die beiden Kleinsorgen aus Lemgo aus. In den westfälischen Bergen loderte die große Frage in allen Köpfen. „Wollen wir jetzt", sagte Grote, „das Evangelium nicht haben, so können wir es im Kölner Erzstift nimmer haben." Der Kurfürst vermählte sich im Februar 1583 mit Agnes, und nahm seinen Hoffitz in der Hauptfeste des Herzogthums zu Werl.

Der Plan war, im Erzstift, wo man die besten Plätze inne hatte, wo Gebharts Bruder Karl, die Grafen von Nuenar und Nassau, und der Bastard von Braunschweig an der Spitze der Truchsessischen standen, die katholischen Kriegshaufen zu bekämpfen, welche der Chorbischof und der frühere Erzbischof Salentin ins Feld führten. Schickte der Oranier aus Holland Hülfstruppen, so zog der Graf von Aremberg mit Spaniern heran. Unterdessen wollten Gebhart, Heinrich von Lauenburg und ihre Anhänger das gesammte Herzogthum Westfalen von Grund aus reformiren, und dies Gebirgsland mit seinen tiefen Schluchten und seinem kriegerischen Volke gleichsam zu einer großen Festung machen, die lange Zeit jeden Angriff aushielt. Eine wahre Sturmfluth der Reformation, jede folgende Welle stärker als die vorige, ging durch das Land. Man warf die katholischen Pfarrer aus den Kirchen, und die Heiligenbilder hinterdrein. „Greift die Bilder sanft an", rief Grote, „damit keines ganz bleibt".

Die Paderborner Ortschaften, welche an der Gränze lagen, wollten nicht dahinten bleiben. Die Pfarrkirchen wurden erbrochen, die goldenen Kelche geraubt, die Meßgewänder und Reliquien zer-

rissen, die geweihten Hostien mit den Füßen zerstampft. Die Fürstenbergschen Güter und Renten waren im Herzogthum Westfalen eingezogen, der Drost Caspar verlor all sein Besitzthum und flüchtete nach Paderborn. Hier kam sein Bruder, der Domprobst, in arg Gedränge. Er wich nicht. Vergebens forderte der Lauenburger: die Jesuiten müßten aus Paderborn weg, die jüngern Domherren sollten öffentlich das katholische Bekenntniß abschwören, kein Katholik mehr ins Kapitel treten. Der Papst ermunterte den Widerstand durch seine Briefe, Heinrich aber scheute sich Gewalt zu brauchen. Im Uebrigen war er mit seinen Mitteln wie mit seinem Witze bald zu Ende. Ein großes Werk hatten zwei Fürsten unternommen, die zuviel an Flughöhe, zu wenig an Kraft und Schneidigkeit des Geistes besaßen, und beide nicht einmal ihrer eigenen Leidenschaften Herr wurden.

Im Herbst zog endlich der Pfalzgraf Johann Kasimir heran. Der Kaiser ließ ihm die Reichsacht ankündigen. Sein stattliches, aber bunt zusammengesetztes Heer wurde unruhig. Zum Unglück Gebharts starb plötzlich der Kurfürst von der Pfalz, und Johann Kasimir mußte nach Hause, die Regentschaft zu übernehmen. Während die Schaaren, die im Felde standen, einander in blutigen Gefechten aufrieben, erschien ein bayrisches Kernheer am Rhein und erstürmte Gebharts Festungen. Er sammelte jetzt ein westfälisches Heer, wurde aber von den Bayern wiederholt geschlagen. Kurfürst Ernst nahm das Herzogthum ein, die katholische Religion wurde hergestellt, die vertriebenen Geistlichen kehrten zurück, Caspar von Fürstenberg wurde in all seine Besitzungen mit größtem Vortheil wieder eingesetzt. Gebhart flüchtete zu Oranien nach den Niederlanden. Im Mai 1584 starb der Herzog von Anjou, im Juni fiel Oranien durch Meuchelmord, siegreich rückte von den wallonischen Provinzen aus nordwärts der spanische Feldherr Parma. Zu Boden lag, zerdrückt und zertreten, der große Plan, Westfalen und den Niederrhein protestantisch zu machen. Die kölnischen Domherren, Männer der erlauchtesten Abkunft, mußten sich bequemen, Vesper und Matutin zu singen, wollten sie nicht Geld und Gut vom Dom verlieren.

Heinrich verweilte krank und verzweifelnd auf seinem Schlosse bei Bremervörde. Die Schmach der Lächerlichkeit heftete sich an

seine Schritte. Alle Welt spottete, „Seiner Gnaden Madonna“ habe ihn vergiftet mit ihren Liebestränken. Andere munkelten, das Tränklein habe ihm der päpstliche Nuntius durch eine dritte Person anrichten lassen. Denn er war bleich und verfallen, daß es zum Erbarmen. Im Frühling des nächsten Jahres, als er von einer Predigt heimritt, that er mit dem Pferde einen schlimmen Sturz, quälte sich noch vierzehn Tage hin, und starb am 22. April 1585. Sein Landschreiber Tentmeyer aber ritt spornstreichs, daß er das Paderborner Land hinter sich bekam.

Viertes Kapitel.

Dietrich von Fürstenberg.

Rasches Zugreifen der Katholischen. Kapitelstatut. Wahl Dietrichs zum Bischof. Freude in Rom. Größe seiner Ausgaben. Verkleinerung des Hochstifts. Gefürchtete Nachbaren. Bund der Landstände. Seltenheit von Katholischen. Domsyndikus Moller. Verwilderung der Geistlichkeit. Dietrichs inneres Wesen. Charakterbilder vor und nach dem dreißigjährigen Kriege. Glaube an den Sieg der alten Kirche. Umkehr in den Gemüthern. Katholische Pläne und Fortschritte. Dietrichs Gewohnheiten. Begünstigung des Domkapitels. Guter Staatshaushalt. Neubau von Festungen. Das Land auf Kriegsfuß. Ausrotten des Gesindels. Steigendes Ansehen Dietrichs.

Unter der Wucht solcher Ereignisse ließ Alles die Köpfe hängen, was im Paderborner Domkapitel protestantisch gesinnt war. Die Gegner aber griffen rasch zu, das Kleinste wie das Größte war in der Stille vorbereitet. Das Domkapitel hatte, während der bischöfliche Stuhl nicht besetzt war, die Regierung. Sofort nahmen Jesuiten das Salentiner Gymnasium ein. Zugleich faßte man im Domkapitel den Beschluß: „keinen Herrn mehr zu wählen, der nicht der römischen Kirche zugethan sei." Der hessische Gesandte, welcher dies dem Landgrafen meldete, setzte hinzu: „Zu Münster sei der päbstliche Nuntius thätig, man glaube, der Bayer werde mit dem Stift davon ziehen. Er schlage auch seine Haken in Paderborn ein, statt dessen noch der Domherr Fürstenberg vorzuziehen sei." Schon sechs Wochen

nach des Lauenburgers Tode, am 5. Juni erfolgte die Wahl Dietrichs zum Fürstbischof.

Als die Nachricht, Fürstenberg sei endlich in Paderborn gewählt, nach Rom kam, gab es dort fröhliche Gesichter. Kardinal Madrucci schrieb: er habe es gleich dem heiligen Vater und dem ganzen Kardinalskollegium mitgetheilt. „Alle habe er durch so ersehnte Botschaft wie neubelebt.“ Man wußte in Rom, wieviel Paderborn und noch mehr ein Mann wie Fürstenberg bedeute. Der Jesuitengeneral Aquaviva und Kardinal Caraffa gratulirten Dietrich und der Paberborner Kirche, und die Bestätigung des Pabstes ließ nicht lange auf sich warten. Länger die kaiserliche Belehnung: nachdem auch sie erfolgt war, hielt im Juli 1586 Dietrich seinen Huldigungszug durch die Städte des Fürstenthums, „zum Schrecken der Protestanten und zur Freude der bis dahin unterdrückten Katholiken.“ Der päbstliche Nuntius war sogar, wie er im tiefsten Geheimniß an den Jesuiten-Obern schrieb, bereit gewesen, seine eigene bischöfliche Gewalt auf vier Monate an Dietrich zu übertragen, damit er nur gleich gegen die Ketzerei vorgehen könne.

Nun war er also doch Landesfürst, was ihm vor neun Jahren schroff verweigert war, und worauf eine Zeit folgte voll Wirrsal, Schmähung und Bitterkeit. Welch ungeheure Aufgabe that sich aber vor ihm auf! Wie in einen Abgrund blickte er hinein, dessen gähnende Tiefe er wieder ausfüllen sollte, und kaum vermochte er an des Abgrundes Rande nur selbst erst Fuß zu fassen.

Sein Stift war in der Reformationszeit fast um die Hälfte kleiner geworden. Nicht bloß die Fürsten von Ravensberg Braunschweig Lüneburg und andere Herren, die seiner Diözesangewalt unterworfen waren, hatten sich dieser entzogen, auch der stolze Graf von der Lippe und der von Waldeck beide hatten sich unabhängig gemacht, indem sie ihr Land protestantisch machten. Merkwürdig genug erfreuen sich diese Paderborner Vasallen noch jetzt ihrer Fürstenherrlichkeit, während so viel deutsche Kronen und Kurhüte in den Staub gesunken. Hätte Dietrich Miene gemacht, den Lipper oder Waldecker an seine Lehnspflicht zu erinnern, gleich wären die beiden Grafen im Sattel gewesen und Helfer genug ihnen zugeflogen. Auf der einen Seite hatte er den übermächtigen Landgraf von Hessen zu fürchten, auf der andern die aufgeregte Bürgerschaft

der Städte Höxter Lippstadt Soest Hamm und Dortmund, in welchen das protestantische Wesen in hohen Wogen trieb, und gerade dorthin gingen die Handelsstraßen des Stiftes.

Der Hesse aber hegte in seinen Archiven einen ganzen Stoß Pergamente voll Ansprüche auf Dörfer und Schlösser an der Gränze, und stand jeden Augenblick bereit, den Paderborner Landständen beizuspringen, wollte man ihnen an ihre Freiheit und Religion.

Diese eigenen Unterthanen aber — wie weit waren sie entfernt, Dietrichs katholischem und fürstlichem Begehren sich zu fügen! Sie pochten auf ihre Privilegien, welche dem Fürsten kaum etwas übrig ließen, als den Vorsitz auf den Landtagen und die Ausführung der Beschlüsse. Gleich in seiner ersten Regierungszeit, als sie die Kraft und den Verstand des neuen Fürsten erkannten und eine Ahnung sie anflog, es könne doch am Ende auf ihre Religionsfreiheit abgesehen sein, dachten sie ihm einen Denkzettel zu geben. Domkapitel Ritterschaft und Städte traten am 14. Juli 1590 auf dem Kapitelsaal zu Paderborn zusammen und besiegelten eine Urkunde, deren Eingang lautet: „Sie hätten gespürt und befunden, daß es wegen allerlei Gefährlichkeit Unruhe und Mißtrauen, auch wegen vor und nach vorgekommener Unrichtigkeit Neuerung und Beschwerde nothwendig sei, ihre Privilegien Verträge und Bündnisse, die sie eine geraume Zeit mit einander gehabt, und wobei sie sich auch nicht übel befunden, durchzusehen und zu erneuern. Deshalb hätten sie sich zusammengethan, und nach Verlesung und Erwägung solcher Privilegien und Verträge sich von Neuem treulich mit einander verpflichtet, sie in allen Punkten und Klauseln stät und fest zu halten, ihr äußerstes Vermögen daran zu setzen, und sich von einander nicht abzuzweigen und zu trennen, sondern mit Rath und That einander beizuwohnen."

An der Spitze dieses festgeschlossenen Bundes stand die übermüthige Hauptstadt, angefüllt mit geldstolzen Rathsherren und spöttischen Juristen, und mit aufgeweckten Bürgern, welche sie an Eifer fürs Lutherthum noch übertrafen. Man konnte die Wenigen, die in der ganzen Bürgerschaft noch katholisch waren, gleich an den Fingern herzählen. Auch in den andern Städten des Bisthums lachte man über Pabst und Klerisei, und der stolze Landadel, der so recht in seinem Walddickicht von landständischen Freiheiten wohnte, dachte

nicht um ein Haar anders. Wo gab es eine Schloßkapelle, deren Glöcklein noch zur Messe läutete? Selbst das Landvolk hatte sich fast gänzlich dem lutherischen Glauben ergeben. Schon bei der allgemeinen Kirchenvisitation im Jahre 1570 fanden sich nicht viele Pfarrhöfe mehr, auf denen der Bischof nicht verhaßte Prädikanten und ihre noch zehnmal mehr vermaledeiten Weiber lärmen hörte.

Wie wenig, wie sehr wenig hatte Dietrich dagegen einzusetzen! In seinem ganzen Fürstenthum gab es vielleicht noch ein paar hundert alte katholische Familien. Und im Domkapitel saßen noch immer genug jüngere Herren, denen des Lauenburgers grüne Weide noch vor Augen schimmerte. Vollends ihrem Rathgeber, dem Kapitelsyndikus Moller, einem gescheidten Schrift- und redefertigen Juristen voll tiefer Ränke und Listen, war schwer beizukommen. Es hieß, der Moller glaube an Gott und Teufel nicht. Unter allen Feinden Dietrichs war keiner, der ihn tödtlicher haßte und welcher mehr zu fürchten.

Durch den Klerus vor allem sollte der Bischof auf das Volk wirken. Aber o Himmel, was waren das für Geistliche! Hielt doch fast jeder Domherr und Archidiakon öffentlich seine Geliebte. Und wie wußten erst die Pfarrersweiber draußen für ihre Nachkommenschaft zu schaffen und zu sorgen! Das Volk haßte nur die Beischläferinnen der Geistlichen, „die Harpyenschaar", wie der Chronist Klöckener sie nannte. Im Uebrigen ging die öffentliche Meinung dahin, die Priester sollten sich verheirathen, wie jeder andere ehrbare Mann, und das Interim hatte das zu Gesetz und Recht gestempelt. Das Interim aber war vom höchsten Reichsoberhaupt, und die Religionsfreiheit, welche mit all ihren Annehmlichkeiten Dietrichs Vorgänger verkündigt hatte, war vom obersten Landesherrn gekommen. Die Folgen davon ließen sich in Gewissen und Gewohnheit der Menschen nicht so leicht verwischen. Wo gab es noch ein Kloster, das nicht angefressen war von solchen Ideen? Mehrere befanden sich in voller Auflösung. Schauete Dietrich in seinem gesammten Klerus nach ernstlichen Helfern um, so fand er sie nirgends, als in seinem Häuflein Jesuiten und bei den vier Domherren, die in Rom studirt hatten.

Etwas aber besaß der neue Fürst, das ausgiebig. Dies war der stille eherne Glaube an sich und seine Sache. Fürstenbergs

Wesen war ruhige Geduld, ruhige zähe Kraft, und eine Klugheit, die gern auswich, aber geschickt aussäete und wartend auf späte Aernten hoffte. Seine Unterschrift „Dietherich" zeigt scharfe und klare, sein Bild keine einnehmenden Züge. Das Gesicht hat ganz den Ausdruck, wie er im dreißigjährigen Krieg den Fürsten Kriegsobersten und Staatsmännern gemeinsam: es liegt ein Gepräge von Härte und Schlauheit auf all diesen Gesichtern: Härte, die in Menschenverachtung wurzelt, und Schlauheit, die auch niedrige Wege nicht verschmähet. Gar merkwürdig ist der Unterschied zwei Menschenalter später. Als auf den weiten Trümmerstätten der Religionskriege neues Leben spärlich zu grünen anfing, als man bedrückten Herzens war ob der Frevel, die man einander zu verzeihen hatte: da glänzte lichte Humanität und sorgsame Güte vom Antlitz der Besten ihrer Zeit. Der Amsterdamer Ausgabe der Paderborner Monumente von Ferdinand von Fürstenberg ist des Jesuiten Horrion Lobrede auf den andern Fürstenberg angebunden, des Großneffen und Großonkels Kupferstiche fehlen nicht. Des Letzteren Porträt scheint einen General des dreißigjährigen Kriegs vorzustellen, während das andere die edle Milde und Herzensgüte eines Fenelon wiederspiegelt.

Dietrich von Fürstenberg glaubte an den Sieg der katholischen Kirche. Daß all die protestantischen Ketzereien nur vorüberziehendes Gewässer seien, daß die Kirche bald herrlicher wieder über ganz Europa strahle, daß höchste Seligkeit den Mann belohne, der zu diesem großen Werke genützt, — das stand für ihn so fest, wie die Säulen des Himmelsgewölbes. Er wußte auch, auf welchen tiefen unerschöpflichen Hinterhalt er rechnen konnte. In Rom war an den Apostelgräbern ein starkes helles Licht, ein glühender Wille erwacht: in Dietrichs Anschauung war das eine heilige Gewalt, eine faßbare unwiderstehliche Fülle von göttlicher Gnade. Zu gleicher Zeit, wie von der Vorsehung eigens jetzt geschaffen und berufen, war der Jesuitenorden aufgeblüht, ein großer Bund von geweiheten Rittern des Geistes und der Kraft, der mit nie dagewesener Kühnheit und Allgegenwart in die Länder der occidentalischen Christenheit eindrang, wie feurige Schwerter Gottes die Ketzereien versengte. Kündigten sich denn nicht schon leise hier und da Erweckte an? Dietrich selbst erkannte ja in seinem Lande hier

3*

und dort und immer öfter ein verwandtes Gemüth, das von gleichen Leiden, gleicher Ueberzeugung ergriffen war. Wenn ein und das andere unruhige Menschenalter in des Neuschaffens Glück und Jubeln und Sorgen und Täuschungen dahingegangen, dann erfaßt das Alte, das Halbzerstörte hier und dort einige Geister mit heimlichem seltsamen Zauber. In ihnen wirft sich die ganze strömende Kraft der Neuzeit auf die Verjüngung des Alten. Leidenschaftlicher Haß und zähe Verachtung verblendet ihnen Sinn und Seele gegen das Neue, von welchem sie nur die Widerwärtigkeit empfinden. Jeden Augenblick sind sie bereit, entweder zu kämpfen und zu sterben, oder glaubensvoll noch ein Jahrzehnt zu dulden und zu harren: unbekannt bleibt ihnen nur das Verzagen.

Schon sahen die Eingeweihten überall katholische Waffen und Hoffnungen blinken. Das Ringen um das Kölner Erzstift war die Höhe des Kampfes gewesen: dort hatte das Fortschreiten der Evangelischen heftigen nachwirkenden Rückstoß erlitten. Der bayerische Prinz war Herr geworden in Köln und Lüttich, im Herzogthum Westfalen, in Hildesheim, und wurde es jetzt auch in Münster. In Mainz und Trier und Lothringen sangen die Streiter für die alte Kirche Jubellieder. Im Würzburgischen und Bambergischen durchzogen jetzt die Bischöfe ihr Land und vertrieben, wer sich weigerte, katholisch zu beichten und zu kommuniziren. In den Niederlanden war der gefürchtete Oranien todt. Parma bereitete dem Alba den Einzug vor. Die Jesuiten aber waren stets auf der Reise von einem Fürstenhof zum andern, der neue Kurfürst von Mainz ihr ganz besonderer Gönner. Rastlos arbeiteten die Herzoge in Bayern daran, den Landsberger Bund auf alle katholischen Fürsten, auch auf die spanischen Niederlande auszudehnen. Wenn dieser Bund sich mitten durch Deutschland hinlagerte, an beiden Enden wohl gefestet, nämlich dort auf die spanische, hier auf die bayerisch-österreichische Macht gestützt, wenn Alles, was Ordnung und Ruhe wollte, in des Bundes Interesse hineingezogen wurde, dann ließ sich auf der ganzen Linie ein siegreiches Vorrücken hoffen gegen den Protestantismus.

Paderborn eignete sich trefflich zu einem westfälischen Ingolstadt, und seinen alten Fürstensitz hatte jetzt ein Mann inne, auf welchen man sich verlassen konnte. Er war streng und rein von Sitten,

liebte Bücher und Wissen, und hatte nur eine einzige und ganz unschuldige Liebhaberei. Er machte nämlich überaus gern lateinische Verse: ein zierliches Distichon in Virgils Sprache war für ihn ein köstlicher Genuß, — es selbst zu machen, kein geringer Stolz. Den ganzen Virgil lernte er schon, als er noch in Köln studirte, auswendig.

Dietrich von Fürstenberg war sicher vor jeder genialen Anwandlung, er liebte die kleinen Mittel, sammelte gern im Stillen Geld und Macht, war immer haushälterisch, immer geschäftig, auch wohlthätig von Herzen, aber stets mit Rücksicht auf seine Zwecke. Mäßig und gefaßt in allen Dingen hegte er, außer seinem stillglühenden kirchlichen Eifer, nur eine tiefe schwere Leidenschaft: er wollte herrschen. Widerspruch, namentlich wenn er sich gegen seine Fürstenhoheit wendete, versetzte ihn leicht in Zorn und Brand. Bald aber sammelte er sich wieder, bekämpfte seinen Unwillen und hörte auf weisen Rath.

Wohl manch ein Eiferer erwartete, der neue Fürstbischof werde unverweilt den Angriff wider die Ketzerei eröffnen. Dietrich aber erkannte, daß er warten müsse, noch lange warten, daß schon genug gethan sei, wenn er seinen Fürstensitz nur einstweilen für die Kirche behaupte und befestige. Vielleicht die größte Klugheit seines Lebens war diese Mäßigung, dieser offene beherzte Verzicht auf thatkräftiges Vordringen. Sorglos, übermüthig und leichtsinnig zerstreuet mußte man erst die Feinde sehen, die jetzt dichtgedrängt im Lande, gefährlicher noch an den Gränzen lauerten. Unterdessen war rastlos zu arbeiten in Schule und Schriften, in Kanzel und Beichtstuhl, zufrieden, allmählig hier und dort ein Kloster, ein adliges Haus, eine ganze Gemeinde der Kirche wieder zu gewinnen. Leise und unvermerkt mußte man des Volkes Gemüth wieder anfassen und zu den katholischen Gnadenmitteln wieder heranziehen. Kirche und Altäre und Prozessionen wurden ausgestattet mit neuem Glanz.

Vor Allem durfte das Domkapitel dem Fürstbischof niemals wieder hinderlich werden. War er des Kapitels sicher, so hielt er auch den Adel fest. Denn dieser schauete auf das Domkapitel als sein Haupt und Vorbild, und setzte sich nicht leicht mit ihm in Widerspruch. Nun hatten die Domherren für ihre Dörfer längst schon den Blutbann gewünscht, jenes fürstliche Recht, kraft eigener höchster Machtvollkommenheit zu richten über Leben und Tod.

Dietrich siegelte gleich bei seinem Antritt dem Domkaptiel eine Urkunde, nach welcher es bei seiner alten Tempelherrenburg in Lippspringe ein Hochgericht hegen sollte, um über alle Verbrecher, die auf seinen Dörfern ergriffen würden, Urtel und Recht ergehen zu lassen.

Zehn Jahre lang dauerte Fürstenbergs zurückhaltende geräuschlose Thätigkeit. In tiefstem Frieden bereitete er sich die Mittel, ohne welche, wie er wohl wußte, in unruhigen Zeiten ein Fürst das Regieren nur aufgeben kann, — Geld, feste Schlösser, bereites Kriegsvolk, und tüchtige treue Beamte. Er sparte den Heller in der Tasche, um den Thaler in der Kasse zu haben. „Er ist", sagte ein Zeitgenosse, „ein vorsichtiger, kluger und weiser Herr, und ein guter Oekonomus, der das Sparen und Geben zu gelegenen und bequemen Zeiten wohl in Acht zu nehmen weiß, und hat nunmehr die völlige Perception der Einkünfte des Stifts, deren keiner seiner Vorfahren in etlich hundert Jahren gehabt, vollkommentlich zu genießen, und ist daher durch Gottes Segen ein reicher und habseliger Herr." Von den früheren Fürsten verpfändete Schlösser Güter Forsten Mühlen Zehnten und Gülten lösete er wieder ein. Die Wewelsburg bauete er von Grund aus neu und ließ sie, wie andere Burgen, wohl befestigen. Die bischöfliche Festung Neuhaus erweiterte er zu einer prachtvollen Residenz mit schönsten Gemächern und Lustgärten, sorgte aber, da sie nur eine kleine Stunde von Paderborn lag, vor Allem, daß sie starke Mauern und Thürme und tiefe Gräben erhielt. Man lebte damals in beständiger Sorge um das, was auf dem niederländischen Kriegsschauplatze vor sich ging. Denn Freund und Feind standen dort immer auf dem Sprunge, mit ausgehungerten Truppen in Westfalen zu streifen und weit und breit zu plündern. Dietrich benutzte das, um sein Land auf Kriegsfuß zu setzen und dessen Wehrkraft sich gefügig zu machen. Jedes Dorf bekam seine bestimmte Zahl Soldaten zu stellen, der Fürst wies sie einem benachbarten Adligen als ihrem Hauptmann zu, ließ sie ausrüsten und öfter zur Musterung einberufen. Diese Landsknechte erhielten ein monatliches Wartegeld und im Dienst hre tägliche Löhnung: dafür mußten sie bereit stehen, auf den ersten Ruf zu marschiren.

Mit Erfolg ließen sich jetzt Streifen auf Mörder und Räuber

anordnen. Schrecken ergriff die Gesetzlosen, die Herumzieher und Wegelagerer. Sie flüchteten von den Landstraßen und verbargen sich in Wäldern und Schlupfwinkeln. Aber auch dort wußte Fürstenbergs Polizei sie zu finden und lieferte sie auf Galgen und Rad. Und nebst ihnen griff sie hinter „die Zauberer Hexen und Unholde“, und lieferte sie auf den Scheiterhaufen. Heutzutage wird es schwer zu glauben, wieviel wildes und unheimliches Volk damals in kurzer Zeit hingerichtet oder gestäupt und ausgetrieben wurde. Der vorige Regierer, der Landschreiber, hieß es, habe dem Gesindel zu lange durch die Finger gesehen.

Das ganze Land spürte die Wohlthaten dieser klugen und kraftvollen Regierung. Es sah neue Burgen, Kirchen, Prachtgebäude aufsteigen, das Stift wohl bewehrt, den öffentlichen Haushalt in guter Ordnung. Nicht einen Heller Steuer kosteten dem Lande die herrlichen Bauten des Fürsten. Dietrichs Ansehen und Gewicht stieg mit jedem Jahr. Er aber wartete seiner Zeit und hoffte auf die Fortschritte der Jesuiten.

Fünftes Kapitel.

Beginn der Jesuiten.

Muth der Jesuiten. Halver Loen Ruben. Anfängliche Einrichtung. Erstes Auftreten. Teufelsaustreibungen. Predigten. Klösterbesuch. Die ersten Professoren. Kirchenstürmer. Eroberung des Gymnasiums. Widerstand der Bürger. Vermehrung der Schüler. Frohnleichnamsprozession. Anschuldigungen. Verbote des Stadtrathes. Tünneken lutherisch. Geringe Seelenärnten. Gewinn der Jugend. Dramatische Spiele. Gefälliges Benehmen. Gönner. Wirken unter der Masse. Durch die Kinder. Vertilgung protestantischer Bücher. Landreisen. Geheimniß des Jesuitenglücks. Bekehrung der Warburger 1591. Plan eines Jesuitenkollegiums. Ankauf des Barfüßerklosters. Festliche Grundsteinlegung. Pfarrerbekehrung durch Kerker und Hunger.

Als die ersten Jesuiten nach Paderborn kamen, mußten sie wohl großen Muth und viele Geduld und Ausdauer mitbringen. Sie gingen unter ein Volk, das hartnäckig und heißköpfig wie kein anderes, und statt ruhigen Erwägens für sie nur Spott und Lachen oder Grimm und Härte hatte.

Zu Anfang, im März 1580, kam nur Einer, der alte liebenswürdige Halver, der aber im Orden hoch stand. Er zog mit seinem weltlichen Gehülfen zu den Benediktinern in den Abdinghof, erkundete Ort und Leute, und fiel Keinem auf. Als Fürstenberg und seine Freunde hörten, Halver würde abberufen, so baten sie, ihn da zu lassen und ihm lieber noch einen Genossen zu schicken, weil sie

erfahren hätten, der Orden sende niemals einen allein aus. Im Juni kam Stephan Loen, und als Halver zu einer wichtigen Versammlung der Jesuiten nach Mainz mußte, erschien an seiner Stelle der schrift= und wortgewandte Leonhart Ruben. Im Oktober erhielten sie die Dompredigerwohnung am Ikenberg, die ihnen sofort mußte besser ausgestattet werden: im Dezember die schöne Bartholomäuskapelle daneben: im Frühjahr auch einen Garten: und jetzt wurde der ihnen neben 200 Thalern zugesicherte Korn= und Holzbezug auf 18 Malter Korn und 42 Klafter Holz festgestellt: dazu hatten sie ihr freies Bier. Bald darauf kam schon der Provinzial und betrieb die Gründung eines Kollegiums. Aber „die Wenigen, die sie gerufen hatten," durften das noch nicht wagen, obgleich der Orden wiederholt drohete, seine Mitglieder zurückzuziehen. Fürstenberg schrieb nochmal, sie ihnen doch um Himmelswillen zu lassen; denn in Westfallen sei die katholische Religion fast ganz untergegangen und sie die einzigen Helfer: man hoffe, ihnen noch ein Kollegium zu Stande zu bringen, jetzt könne es aus wichtigen Ursachen noch nicht geschehen.

Als die Jesuiten ihre Kapelle eröffneten, fand sich in den ersten vierzehn Tagen Niemand ein, als vier Weiblein, die zur Beichte gingen, und zwei davon nahmen auch das Abendmahl: zu Weihnacht aber empfingen bereits Zwölf die Sakramente. Loen und Ruben hatten auf das Gymnasium gleich Anfangs ein begehrlich Auge geworfen. Cappius, sein Rektor, war unvorsichtig genug, ein Hochzeitsgedicht zu veröffentlichen, in welchem die Vertheidiger der Ehelosigkeit nicht zum Besten wegkamen. Darüber griffen sie ihn in der Dompredigt an. Die Folge war, daß man ihnen auf der Straße Schimpfworte zuschrie, auch wohl einen Steinwurf sandte. Es regnete Spottschriften wider alles Katholische, die Bürger hefteten sie sogar an die Domthüren. Es war das jene Zeit, wo Dietrich als Domprobst anfing, lutherische Pfarrer zu verdrängen. Die Jesuiten ließen sich nicht irre machen, sie besuchten die Kranken in den Wirthshäusern, und bekehrten die zum Tode Verurtheilten im Kerker. Sonst ließen sie wenig sich sehen, und milde, freundlich und bescheiden war stets ihr Auftreten.

Zu einigem Ansehen gelangten sie zuerst durch ihre Kunst, den Teufel zu bannen. Das verstanden sie viel besser, als irgend ein

Anderer. Es gelang ihnen, einen gar bösen Teufel in einem zwölfjährigen Mädchen, der trotz der kräftigsten Beschwörung nicht herauswollte, endlich doch zu zwingen: mit vielem Schleim brach das arme Kind ihn aus. Aber wenige Tage später stand er in einer Sturmnacht bei dem Jesuiten, welcher noch wachte, und bedeutete ihn, er kehre in das Mädchen zurück, und noch zweimal mußte er ausgetrieben werden, ehe er Ruhe gab. Da brachte man von vielen Orten Besessene herbei, unter ihnen auch Eine aus Heerse, die schon vor einundzwanzig Jahren bezaubert war. Aus ihr schrie der Dämon hervor, er könne nicht ausfahren, ehe er nicht die Hexe benenne. Da wurde die Frau nach dem Dorfe zurückgebracht und in die Kirche gestellt, die Nonnen sangen „Komm heiliger Geist", und dann begann die Beschwörung. Der Dämon rief den Namen der Hexe, der Ortsrichter ging sie zu holen, sie aber war schon in die Wälder geflüchtet und ließ sich niemals wieder sehen, weil man sie ganz gewiß verbrannt hätte.

Aber auch die Predigten der Jesuiten machten viel Redens. Sie besuchten die Klöster Gehrden und Marienmünster, wo es mit der Klosterzucht schlecht genug aussah, und kamen auch nach Corvey, der berühmten Reichsabtei. Hier gab es einst wohl dreihundert Mönche, jetzt wanderten durch die weiten Hallen nur noch zehn. Da es gerade Jahrmarkt war, so entstand ein großer Zusammenlauf von Menschen: sie kamen aus dem Hessischen, aus Braunschweig und Lippe, um einen Jesuiten zu sehen und zu hören, und es waren an funfzig protestantische Prediger dabei, die man an ihren Gewändern leicht kennen konnte. Der Jesuit aber predigte so moralisch, daß ein Superintendent sagte: das könne kein ächter Jesuit sein, denn er wisse es genau, die Jesuiten predigten eine andere Lehre, als in der heiligen Schrift stehe. Der Landdrost Rhaban Westphalen, dessen Onkel ihr Gönner im Domkapitel, hatte ihnen hundert Thaler vermacht: da hielten sie ihm zwei höchst rührende Leichenreden, und einige Paderborner sagten: die alte katholische Art sei doch viel schöner, als die schlichte evangelische.

Dies war in den beiden ersten Jahren. Im dritten kam wieder der Provinzial, und da die Domherren der pestartigen Krankheiten wegen nach Kloster Böddeken geflüchtet waren, so reisete er ihnen nach und forderte wiederholt, man solle Hand anlegen, ein Kollegium

zu bauen, oder er nehme seine drei Jesuiten, denn es war noch einer hinzugekommen, wieder mit sich. Fürstenberg und seine Freunde erklärten sich bereit, wenigstens für den Unterhalt von sechs Jesuiten zu sorgen. Sofort waren diese Sechs in Paderborn. Da ein Professor am Gymnasium starb, erhielt ein von den Jesuiten Empfohlener die Stelle, und als er sie hatte, wurde er selbst Jesuit. Dieser war der erste am Gymnasium, bald darauf stellte das Domkapitel für eine andere Klasse noch einen an. Sie setzten im folgenden Jahr, als ihrer bereits Neun in Paderborn waren, es durch, daß trotz des Widerspruchs des Rektors katholische Lehrbücher eingeführt wurden, und auf Zureden ihrer Gönner im Domkapitel traten sie jetzt kräftiger in ihren Predigten auf, um die Angriffe und Spottschriften der lutherischen Pfarrer zu widerlegen und deren Sitten zu züchtigen. Das hinderte aber nicht, daß ein Geistlicher mit einer Bürgerstochter öffentlich Hochzeit feierte. Hätte man ihn deshalb angegriffen, so wäre allgemeiner Aufruhr entstanden. Es war das Jahr, wo Gebhart Truchseß im nahen Herzogthum Westfalen die Bilderstürmerei eröffnete. Ein Goldschmidt konnte nicht genug rühmen, welch ein sonderbar Vergnügen es ihm mache, die goldenen Kelche zusammen zu schlagen. Man erbrach die Kirchen und Altäre, holte die Reliquien hervor, zeigte sie unter Gelächter umher und warf sie auf die Erde. Mit Fackeln und Gesängen zog das Volk um die Kirchen, die katholischen Gebräuche zu verspotten.

Die Jesuiten athmeten auf, als der Lauenburger starb, und wollten sich sofort des Gymnasiums bemeistern. Rektor Cappius aber hatte es schwarz auf weiß, daß sein Amt ihm auf Lebenszeit übertragen war, und erklärte, nicht einen Daumenbreit würde er weichen. Da kam zum dritten Mal der Provinzobere der Jesuiten nach Paderborn und erklärte dem Domkapitel: hier handele es sich „um die größere Ehre Gottes und das Seelenheil der Menschen", man müsse durchgreifen. Jetzt wurde Cappius so lange gedrängt, bis er endlich mit vollem Gehalt von 100 Thalern zurücktrat, die Jesuiten selbst gaben 20 Thaler dazu. Zwei andere Professoren, erklärte Lutheraner, wurden ohne Weiteres abgesetzt.

Gleich kamen noch mehr Jesuiten herbei und jetzt waren ihrer Dreizehn da, welche die Geschäfte wohl vertheilt hatten. Vier dienten dem Altar und der Kanzel, Sechs lehrten als Professoren

am Gymnasium, Drei besorgten den gemeinschaftlichen Haushalt. Als Bischof Meinwerk zu Kaiser Heinrich II. Zeit seine strengen Benediktiner aus Clugny nach Paderborn verschrieben hatte, erschien es eines Tages ihm dringend nöthig, ihrer Küche durch neun fette westfälische Speckseiten zu Hülfe zu kommen: Bischof Dietrichs Schützlinge lebten in Tisch und Wohnung von vorn herein auf dem Fuß von Männern vornehmer Bildung.

Die Paderborner schaueten ganz verdutzt auf die vielen schwarzen Neumönche, die jetzt frank und frei in Ordenstracht vor ihren Augen einher wandelten. Waren das Gelehrte, oder feine geistliche Herren? Oder was hatten sie eigentlich vor? Viele Bürger nahmen ihre Söhne aus dem Gymnasium weg, und Einige gingen von Haus zu Haus, damit alle Bürger eines Sinnes handelten und Keiner mehr den Jesuitenschülern Kost und Wohnung gebe. Allein es war schon vorgesorgt: in ganz Niedersachsen, am Rhein, und an der Nordsee war in der Stille allen Gönnern der Jesuiten gemeldet, Knaben und Jünglinge nach Paderborn zu schicken: bei den Domherren und Geistlichen und deren Dienstleuten fanden sie Aufnahme. Als bei Dietrichs Wahl zum Fürstbischof das Gymnasium wieder anfing, zählte es 140 Schüler, noch im selben Jahre waren es 300, im nächsten 400, auch Söhne protestantischer Eltern darunter, sogar einmal zwei Fürstensöhne.

Da nun vierhundert Schüler beisammen, so beschlossen ihre Lehrer, öffentlich mit Etwas aufzutreten, das ebenso ungewöhnlich als lieblich sei und aller Welt Augen auf sich ziehe. Das Domkapitel gab seine Zustimmung. Die Prozession am Frohnleichnamstag war beinahe eingegangen: außer Geistlichen und ihren Hausgenossen ließ sich kaum noch Einer oder der Andere dabei blicken. Nun mußten die Gärten ihre Blumen hergeben, die Bienenstöcke ihr Wachs. Eine große Menge stattlicher Fackeln wurde bereitet, eine jede dicht mit schimmernden Blüthen umwunden. Als das hohe Fest kam, zog die prachtvollste Prozession durch die Straßen. Zu beiden Seiten des heiligen Sakraments schritten die schönsten Jünglinge, in Händen die brennenden Fackeln mit ihrem duftenden und prangenden Blumenschmuck. Ihre wohl gekleideten Genossen folgten in langer Reihe in zierlicher Ordnung, dazwischen kamen Musiker, die bald hehre und anmuthige Stücke spielten, bald die

Gesänge der Jugend begleiteten nach Melodien, welche von Italien gekommen. Jeder in dem langen Aufzug trug die tiefste Andacht zur Schau. Das habe, so lautet der Jesuitenbericht, die Ketzer aufs Aeußerste überrascht, und das Ganze sei so schön und rührend gewesen, daß wider Willen Manchen die Thränen flossen. „Solch ein feierliches Schauspiel war in Paderborn nimmer gesehen, und wohl mochte es in zarteren Gemüthern hier und da leise Sehnsucht anfachen nach so glückseliger Gottinnigkeit.

Gegengift ließ nicht lange auf sich warten. In Mainz war eine Flugschrift erschienen des Inhalts, daß in Krakau vier Jesuiten auf den abscheulichsten Lüsten betroffen und schmachvoll hingerichtet seien. Die Schrift wurde eilig in Paderborn nachgedruckt, war in aller Händen und erregte ungeheures Aufsehen. Wo man ging und stand, im Wirthshaus und auf den Straßen wurde von nichts geredet, als von den schändlichen geheimen Lüsten der Jesuiten. Wo sie sich blicken ließen, schaarte sich das Volk und schaute ihnen frech ins Gesicht, und machte spöttische Glossen über ihre großen Hüte, über ihr ernstes bleiches Aussehen, über ihren Gang und ganzen Anzug. Man forschte in ihren Mienen, was sie dächten, und fragte, warum sie so gefaßt und demüthig, den Blick zur Erde gesenkt, einherschritten. Die Sache wurde so arg, daß der große Jesuitengönner, der Kurfürst von Mainz, Botschaft zum Polenkönig schickte, und was ergab sich? Nicht einmal ein Verdacht war in Krakau auf die Jesuiten gefallen.

Die Paderborner wollten nun die Verhaßten in ihrem Amt gleichsam aushungern. Auf ihrem eigenen Boden ließen sich die friedlich Auftretenden nicht angreifen, denn Dom und Gymnasium gehörten ja dem Domkapitel. Der Rath beschloß aber und die Bürgermeister ließen es ausschellen: bei schwerer Strafe solle sich Niemand unterstehen, eine Predigt der Jesuiten zu besuchen. Man vermeinte, wenn sie jeden Tag vor leeren Bänken predigten, würden sie endlich wohl aufhören. Einer der Bürgermeister, Herr Bote, machte selbst den Polizeiwächter und kam in die Predigten und Katechismusstunden der Jesuiten, um zu notiren, wer hineingehe. Wehe dem Frevler! Wie hätte man ihn als Meineidigen am reinen Evangelium, als Verräther an der gemeinen Bürgerschaft vor offenem Rathe abkapitelt!

Um so gedrängter war Tünnekens Kanzel in der Marktkirche umlagert. Ach wie sehr hatten sich der Bischof und seine Freunde im vielberedten Tünneke verrechnet! Er sollte als eine feurige Säule der alten Kirche leuchten, schlug aber vollständig um, als die vielen Jesuiten kamen. Offen und mit stürmender Beredsamkeit predigte er den lutherischen Glauben, und donnerte nicht wenig gegen die schwarzen Füchse im Schafpelz. Um so lieber wurde er den Bürgern: sie trugen ihn auf den Händen. Eine Patrizierstochter, aus der Verwandtschaft der Drohm und Reineken, reichte ihm die Hand, und mit ihrer Hülfe bauete er sich ein schönes Pfarrhaus auf der Westernstraße.

Fürst und Jesuiten konnten wirklich nichts, das nennenswerth, zu Stande bringen. Wenn die Jesuiten Messe lasen, stand das Volk umher, und lachte und stieß sich an. Aber die frommen Väter blieben immer geduldig und sanftmüthig, und ihr streng sittlicher Wandel zeichnete sie aus vor allen Andern, die dem Altare dienten. Unermüdlich arbeiteten sie weiter, unverdrossen zeichneten sie jedes Jahr ihren schmalen geistlichen Erwerb in ihre Annalen. Im Jahr 1590, dem funfzigsten seit der Stiftung des Ordens, enthielt die Paderborner Liste folgende Gewinne: 268 Schüler, 4 bekehrte Ketzer, 3 aus den Armen ihrer Geliebten entführt, 1 Freudenmädchen bekehrt, 1 Geistlicher von seiner Frau getrennt, die aber viel Lärm machte, 1 Ehepaar zum häuslichen Frieden gebracht, 1 von Selbstmord zurückgehalten, aus 1 kleinen Schüler den Teufel ausgetrieben. Das Gewicht ruhete auf dem ersten Posten, den Schülern; denn, sagten sie, „da alte Füchse sich nicht leicht fangen lassen, ist alle unsere Hoffnung die Jugend". Am meisten wurde noch immer von ihren Teufelsaustreibungen gesprochen. Die eben bezeichnete nahmen sie öffentlich in ihrer Kapelle vor. Der Beschwörer legte dem Knaben seinen Finger in den Mund und forderte den Teufel auf, zu beißen, wenn er könne. Der arme Teufel konnte nicht mal mehr beißen. Da wollte das ein Vorwitziger erproben und steckte auch seinen Finger dem Knaben zwischen die Zähne: sofort schnappten sie zu, daß er laut aufschrie.

Nach langer achtjähriger Mühe und Arbeit zählte man bloß 750 Menschen, die in der ganzen Stadt zum katholischen Abendmahl gingen. Rechnet man davon ab die Zöglinge der Jesuiten, die Dienst-

leute der vielen und vornehmen Geistlichen, und die Katholischen, die inzwischen sich in Paderborn angesiedelt, so war die eigentliche Seelenärnte doch zum Verzweifeln gering.

Allein die Jesuiten ließen sich nicht abschrecken: unverdrossen arbeiteten sie fort. Die Oberen wollten es, und das Verdienst wurde ja im Himmel gelohnt, selbst wenn es auf Erden fruchtlos schien. Etwas von der schönen Begeisterung der Humanisten war in ihnen wieder aufgelebt, aber gedämpft und geheiligt durch den frommen Aufblick nach oben. Sie berechneten, daß ein kleiner Theil der vornehmeren Jugend ihnen bereits gehöre und wie viel künftige Geistliche und Lehrer, Amtleute und Juristen, Staatsmänner und Kriegsobersten aus diesen jungen Leuten hervorgehen mußten.

An hohen Festtagen führten die Jesuitenschüler vor Damen und Herren dramatische Spiele auf voll glänzender Pracht und voll des Reizes der Neuheit. Fürsten Herren und Ritter wurden weit und breit dazu entboten, und der Landesherr, der stets mit seiner Gegenwart die Jesuitenfeste beehrte, ließ es nicht fehlen an köstlicher Bewirthung. Wenn da die Jesuiten mit den vornehmen und fürstlichen Personen verkehrten, wie so edel und verbindlich erschien ihre Haltung, so schön und sittlich ihr Benehmen! Leicht und weltmännisch war ihr ganzer Ton und Umgang, und eben so reich und anmuthig perlte das Wissen von ihren Lippen! Sie wußten Alles, sie konnten Alles, bei ihnen hörte man Nachrichten aus aller Welt Enden, dazu guten Rath, den kein Mensch bequemer und gescheidter geben konnte. Durfte man mit ihnen die Pedanten und Stümper an anderen Schulen nur vergleichen? Alles war bei ihnen feiner und sauberer und gesitteter.

Die Jesuitenschule in Paderborn wurde, was ihr Gründer gehofft, eine große Pflanzschule für das katholische Westfalen, und jedes Jahr strömten ihr mehr Zöglinge zu. Wie einst zu den Zeiten Bischofs Imads in der Paderborner Domschule Rhetorik und Grammatik, Mathematik und Physik blüheten, solchen und noch größeren Ruf erwarben sich jetzt in derselben Stadt die geistigen Kampfspiele auf der wohlbemessenen Ringbahn der Jesuiten.

Auf solche Art gewannen die klugen Väter sich einflußreiche Gönner und Verehrer, die mit leidenschaftlichem Eifer für sie kämpften. Fürstbischof Dietrich erklärte nach einem Festspiel vor seiner glän-

zenden Umgebung: „die Jesuiten hätten die katholische Religion gerettet, die Jesuiten würden sie aufrecht halten in alle Ewigkeit". Der alte Domdechant Johann von Meschede rief aus: „Wenn die Jesuiten aus der Stadt müssen, bestellt mir nur gleich meinen Sarg!" Sein Nachfolger wurde Arnold von der Horst, er hatte gesagt: „Dechant wolle er nur deshalb werden, um den Jesuiten zu helfen und zu nützen." Geradeso dachte der Domdechant in Münster, Gottfried von Raesfeld. Dieser hatte auch in Paderborn seine Domkurie, ging aber, wenn er hinreisete, erst zu den Jesuiten und dann in seine Wohnung. Reichlich bedachte er sie im Testament, dessen Hauptbestimmung war, die Paderborner Jesuiten in Münster anzusiedeln.

Die große Masse wollte freilich nicht das Geringste von ihnen wissen. Nur hier und da erschien ein schwarzes Pünktchen, wo sie Boden gefaßt. Hier war es eine alte reiche Jungfer, dort wieder ein Mütterchen in Noth und Armuth, bei denen sie Zutritt gewannen; bald war es ein Taglöhner, ein Soldat, bald ein Handwerksgesell, denen sie in der Todesnoth beisprangen. Die Jesuiten lehrten umsonst, und verschafften armen Schülern Kosthäuser Bücher und anständige Kleidung. Durch die Kinder wirkten sie auf die Eltern. Die Kinder brachten katholische Gebete Lieder und Gebräuche mit nach Hause. Pomphafte Preisvertheilungen machten das Herz der Eltern wie der Jünglinge erbeben vor Entzücken und Ehrgeiz.

Die Kinder brachten auch katholische Bücher ins Elternhaus. In deren Verbreitung waren die Jesuiten unermüdlich, und sparten kein Geld dabei, während sie zu gleicher Zeit beständig auf der Jagd waren nach ketzerischen Schriften. Wo sie eine fanden, gleich in's Feuer damit: eine andere Behandlung für protestantische Bücher kannten sie nicht, als ins Feuer damit. Selbst die Benediktiner in Hardehausen mußten es sich gefallen lassen, daß die Jesuiten ihre Bibliothek säuberten. Es ist gar nicht zu berechnen, wieviel Literatur aus jener Zeit die Jesuitenhand vertilgt hat.

Da die Jesuiten — am Schluß des Jahrhunderts waren ihrer Neunzehn da — von Paderborn aus beständig ins Land reiseten, bald in dieser bald in jener Pfarre erschienen, und auf der Kanzel und im Beichtstuhl und noch viel mehr in Gesprächen ihre „vertraulichere Darstellung der katholischen Lehre" hören ließen, aber

auch bei Pfarrern, die sich sittliche Blöße gaben, die scharfen Mahner und Angeber machten, so fing die Zahl katholischer Pfarrer auf dem Lande sich wieder zu vermehren an. Auf andern Dörfern wurde von einem Häuflein Gläubiger die Rückkehr zur alten Kirche in tiefster Stille vorbereitet. Insbesondere waren es die Frauenklöster, wie in Gehrden Willebadessen und Heerse, wo die Jesuiten zuerst und in lebhafter Weise Unterstützung fanden, auch wohl durchgreifende Hülfe bei entschlossenen Aebtissinnen. Ihr Wandern und Fragen und Lehren dauerte noch kein Jahrzehnt im Bisthum, und schon kannten sie jeden bedeutenderen Mann, kannten sie das Innere jeder Gemeinde, und wußten, wie man sie behandeln müsse.

Wahrlich, für festverbundene gescheidte und muthige Männer ist es nicht so schwer, in der Welt große Dinge auszurichten. Wo ihrer Zehn in einer Stadt feurig nach einem Plan arbeiten, empfinden Hunderttausend eine Wirkung davon, vorausgesetzt daß die Sache nicht schlecht und der Glaube unerschütterlich. Das ganze Geheimniß besteht darin, daß die große Masse wenig nachdenkt, daß sie nur Erwerb und Vergnügen oder Liebe und Eitelkeit im Kopfe hat, während jene Zehn immer wieder zusammen sitzen und überlegen, wie und auf wen sie ihre Netze stellen müssen, welche Maßregel hilft, und wann der richtige Zeitpunkt dafür gekommen.

Der erste große Sieg im Bisthum glänzte dem Orden in der alten Stadt Warburg. Die Paderborner Bürger blieben, wie es in den Annalen der Jesuiten zum Jahr 1589 heißt, „so feindselig und gehässig, daß sie durch keinen Dienst zu gewinnen, durch keine Gefälligkeit zu besänftigen; daher — besonders wenn rohe Gefühllosigkeit und Bosheit dazu trete — Gewalt wohl natürlich sei, wo Liebe nicht aufkomme". Während aber die Paderborner einhellig als standhafte Lutheraner sich erwiesen, gab es in der zweiten Stadt des Stiftes auch Calvinisten und noch viele katholisch Gesinnte. Bürgermeister war Herbold von Geismar, ein angesehener Greis, seines Hauses lutherisch. Dieser las in den Kirchenvätern und im Bellarmin, und da ihm Zweifel aufstiegen, ließ er sich mit den Jesuiten in Religionsgespräche ein, verwickelte sich darin, wurde angeleitet, bekehrt, und war nun des Eifers voll. Erst zog er einige Rathsherren insgeheim wieder zur katholischen Kirche herüber. Dann griff er die Stadtschule an. Der erste Lehrer ließ sich wegen aller=

lei Klagen absetzen. Der Zweite ging von selbst, weil er es nicht mehr ansehen wollte, daß viele Schüler wieder das Kreuzzeichen machten. Gegen den Hauptpfarrer aber, der Priester gewesen und der alten Zwängniß ledig gar locker lebte, sammelte der Bürgermeister eine schwarze Liste von Freveln und Zeugnissen, die Jesuiten reichten sie bei dem Fürsten ein, und es erfolgte, was Herbold verlangte, die Absetzung des Schuldigen. Als Schule und Kirche wieder in katholischen Händen war, hatten der Bürgermeister und seine Freunde leichteres Spiel, die alten Kirchenfahnen schon im Jahre 1591 zu Warburg wieder aufzupflanzen.

Hoch erfreut über diesen Erfolg beschloß Fürstenberg, den Jesuiten in Paderborn ein stattliches Kollegium zu gründen. Der Ordensvisitator Olivarius, der auf dem Neuhauser Schlosse sein Gast gewesen, hatte kräftig dazu angetrieben. Dietrich selbst war vor zwei Jahren Priester geworden, um mit mehr Gewicht und Würde in seinem bischöflichen Amte aufzutreten. Unter den Jesuiten war längst in der Stille ausgemacht, es gebe für sie keinen besseren Platz in der ganzen Stadt, als das Barfüßer Kloster, in welchem einst die Mönche mit hübschen Frauen in die Reformationszeit hineingetanzt. Das verlassene Gebäude hatte lange herrenlos gelegen: Hunde und Rinder schweiften durch die verwilderten Gärten, und in den verfallenen Zellen spielten die Buben Verstecken. Zuletzt hatten die Herren von Haxthausen das ganze Anwesen für 2000 Thaler erworben und Scheune und andere Gebäude darauf errichtet.

Die Haxthausen waren aber gut lutherisch, und man mußte deshalb vorsichtig sein. Pater Wachtendonk wußte sich bei ihrem juristischen Geschäftsführer Gerhart Dieckmann, einem guten Katholiken, „zu insinuiren," und es wurde verabredet, Domdechant von der Horst solle gelegentlich bei dem Fürsten, jedoch als wenn die Jesuiten nichts davon wüßten, fallen lassen, man könne vielleicht das alte Franziskanerkloster bekommen, wenn man den Haxthausen den Kaufpreis und ihre neuen Gebäude bezahle. Hätte er Dietrich weiter davon gesprochen, so hätte Dieser den Gedanken zurückgewiesen. Denn er liebte es nicht, gedrängt zu werden: jetzt aber faßte und hegte er die Idee als die seinige, und war nicht mehr davon abzubringen. Nur glaubte er, dem Domkapitel müsse man die Ehre lassen, denn auf dessen Namen wären die Jesuiten hergekommen. Dieses ant-

wortete sogleich: es habe nicht Geld genug. Nun kaufte Dietrich das Kloster und übereignete den ansehnlichen Grundbesitz dem Jesuitengeneral Aquaviva in Rom. Eilig kam der Provinzobere, die kostbare Urkunde in Empfang zu nehmen, und als er sie in der nächsten großen Jesuitenversammlung in Mainz vorzeigte, da lächelten sie alle: endlich war das ersehnte Paderborner Unternehmen gelungen. „Von Gottes Vorsehung," erklärte der Fürst in der Urkunde vom 10. Juli 1592, „sei er berufen, die katholische Kirche in diesem Theil Westfalens gleichsam von Grund aus wieder aufzurichten, und schon ehe er Bischof geworden, habe er erkannt, daß Niemand besser dazu helfe, als der Jesuitenorden."

Einen großartigen Bau hatte er im Sinne. Er sollte den Ketzern Achtung einflößen, den Jesuiten und ihren Schülern Schutz und Behagen gewähren. Deshalb wurde ein hohes weitläufiges Pallastkloster mit Thurm und Kirche, mit vielen Höfen und Gärten geplant. Da aber machten die Benediktiner von Hardehausen Hindernisse. Es gehörte ihnen in Paderborn ein Hof, der mitten in dem Grundbesitz des Barfüßerklosters, jetzt der Jesuiten lag. Sie weigerten sich, ihn abzutreten. Erst nach ein paar Jahren konnte Dietrich der Widerspänstigen Herr werden, und ließ nun zum prachtvollen Feste rüsten, auf St. Bonifaz Tag 1596, der auch der Jahrestag seiner Erwählung zum Bischof war. Vier Aebte und die vornehmen Geistlichen aus dem ganzen Bisthum, die Bürgermeister der größeren Städte, die Beamten und Alles, was zu Hofe ging, wurden dazu befohlen. In feierlicher Prozession geleitete man die Jesuiten von ihrem alten in ihr neues Besitzthum. Den Grundstein zum Neugebäude zogen auf zierlichem Wagen Jesuitenschüler, sämmtlich adlige Jünglinge und aufs Schönste geschmückt.

Unter Pauken= und Trompetenschall, unter Gesängen und poetischen Vorträgen legte der Fürstbischof selbst den Grundstein, nachdem er in dessen Hölung Gold= und Silberstücke, die zu diesem Zweck eigens geprägt waren, eingeschlossen hatte. Dann ging es zum großen Bankett, und darauf zum Festspiel. Die Ahnen der Fürstenberg Westphalen Plettenberg und verwandter Adelsfamilien traten auf mit glänzenden Wappenschilden, erzählten ihre Großthaten und verneigten sich glückwünschend vor dem großen Jesuitengönner.

Im selben Jahr 1596 that er einen kühnen Schritt. Hin und

wieder war bereits gewagt, in protestantische Gemeinden einen katholischen Pfarrer zu schicken, während dem lutherischen oder calvinistischen Prediger angekündigt wurde: er habe kein Recht an Altar und Kanzel. Jetzt ließ Dietrich die Landpfarrer, soweit sie unmittelbar unter seiner Gerichtsbarkeit standen, zu einer Versammlung auf sein Schloß nach Neuhaus laden. Viele Prediger, die nichts anderes als ein großes Religionsgespräch im Sinne führten, kamen herangefahren mit Ernst und Eifer im Gesicht und wollten dem Fürstbischof die Bibel erklären. Dieser aber erklärte ihnen rund heraus: „Entweder beschwören was katholisch, oder auf die Pfarre verzichten!“ Da erhub sich ein heftiger Widerstreit, wild stürmten sie vom Schlosse weg — sieh da, die Thore standen nicht mehr offen. Sie alle saßen wie Mäuse in der Falle. Jetzt ging es an ein trotzig Protestiren, als hinge die Bibel mit Ketten am Himmel und die Pfarrstellen wohlgefeiet daran. Der Fürst war nicht mehr da. Er ließ sie eingesperrt und ließ bloß Wasser und Brod bringen, alle Tage Wasser und Brod und immer weniger, und des Nachts kein Bette. Die Pfarrersfrauen standen draußen mit Schmalz und Eiern im Korbe, unbarmherzig wiesen die Wachen sie zurück. Und wie endete das empörende Spiel, das jedes rechtliche, jedes irgend religiöse Gefühl beleidigte? Die es angerichtet, kannten ihre Zeit und die Menschennatur. Der ganze Hof lachte, und nicht wenige Andere lachten mit. Einige Pfarrer bekehrten sich, andere verzichteten auf ihre Stelle, und die letzten Eiferer wurden bei Nacht und Nebel über die Gränze geschafft. Der Bischof hatte seine Landpfarren wieder.

Sechstes Kapitel.

Die Landeshauptstadt.

Aerger und Schen der Paderborner. Ueberfall und Brand von Dorenhagen. Kirchlicher Zeitcharakter. Die Domfreiheit. Einschränkung lutherischen Abendmahls. Bruch des Asylrechts. Belagerte Domherrenkurie. Erste Blokirung der Stadt. Spruch des Reichskammergerichts. Wachsende Erbitterung bei Adel und Städten. Ihre Gründe. Wickendirk. Ansichten der Jesuiten. Ihr Feldzugsplan. Der Fürst von Hessen. Landesabtretung 1597. Steuerverweigerung. Aufruhr. Unterbrechung des Jesuitenbaues. Parteiungen in Paderborn. Rath und Gemeinde. Uebergewicht der Patrizier. Trotz und Streitsucht. Verschwendung des städtischen Vermögens. Klagen der Bürger.

Die Paderborner wurden über die Maßen ärgerlich. Was sie niemals für möglich gehalten, das ging so natürlich vor sich und war so wenig anzutasten, als könne es gar nicht anders sein. Die prächtige Jesuitenburg wuchs vor ihren Augen in die Höhe, und der Jesuitengeneral in Rom war der größte Grundbesitzer mitten in ihrer Stadt. Allein was sollten sie beginnen? Der Fürst that nichts, als wozu er auf seinem oder des Domkapitels Gebiet das offenbare Recht hatte. Der schlimme Ausgang des blutigen Truchseßkrieges, die ausgedehnte Macht des Kölner Kurfürsten, jenes bayerischen Herzogs, welcher das Paderborner Gebiet von Münster Hildesheim und Arnsberg aus umzingelte, die Scheu und Achtung, die Fürstbischof Dietrich einflößte, Alles

nöthigte zur Ueberlegung, ehe man ihn offen angriff. Umgekehrt nahm sich auch der Fürst in Acht, die Landeshauptstadt in Harnisch zu bringen.

Wessen ihre Bevölkerung fähig, hatte sie ihm bald nach seinem Regierungsantritt gezeigt. Die Bauern zu Dörenhagen lagen schon lange den Paderbornern in Haaren der Hut und Weide wegen, und hatten sie im Felde mörderisch angefallen mit Schwertern und mit Spießen. Ein reicher Bauer, „der große Mißliche", war Rädelsführer gewesen. Dietrich hatte sich beeilt, seinen Rentmeister und Hausvogt nach Dörenhagen zu schicken, in der Sache zu rechten. Die Paderborner aber ließen gleich dreihundert Mann gute Schützen mitgehen. Wie sie nun heranzogen, standen die Bauern auf Zäunen und Dächern, und höhnten und lachten und winkten ihnen mit den schimpflichsten Geberden, nur heranzukommen. Da zertheilten sich die Schützen, stürmten das Dorf von drei Seiten, und schlugen nieder, was ihnen vor die Füße kam. Mordio schreiend flüchteten die Bauern in die Kirche und verrammelten sie, und ihre Weiber löschten eilig alles Feuer auf dem Heerde. Die Paderborner aber schossen das Dorf in Brand, schleppten Stroh und Reisig vor die Thüren und Fenster der Kirche, brannten und schürten an, bis die Bauern in Rauch und Flammen und Todesangst heulten und mit gefalteten Händen um Erbarmen fleheten. Da endlich holte man Leitern und Wagen herbei und rettete die Halberstickten. Den verwundeten großen Mißliche aber und die anderen Häuptlinge der Bauern nahmen die Sieger gefangen, und zogen mit ihnen und den Schafen, die jene gepfändet, lachend von dannen. Im Felde marschirte ihnen schon der ganze Heerbann der Stadt entgegen denn man hatte den Rauch des brennenden Dorfes gesehen und wußte nicht, was das bedeute. So kriegerisch heiß und entschlossen gingen damals Bauern und Städter zu Werke trotz Fürst und Landfrieden. Bloß die leichte Buße von 500 Thalern ließ sich der Landesherr für diesen Streich bezahlen.

Auch in einer anderen Frage, die sein Ansehen viel mehr bedrohete, suchte er ein paar Jahre später mit den Paderbornern glimpflich abzukommen. Die Patrizier, wenn auch alle gut lutherisch, standen doch mit dem hohen Kapitel im guten Einvernehmen, und Domherren und Rathsherren luden einander gern zu Gaste. Ueber=

haupt fiel es den Leuten damals nicht ein, sich bloß der Religion willen in Politik und Gesellschaft zu hassen und zu scheiden. Ueber Glaubenssachen war nun so viel und so lange gestritten. Jedermann hatte darüber nachgedacht, und viel Wunderliches in seinem Leben schon gehört und gesehen: man war zuletzt sehr duldsam, sehr nachgiebig gegen einander geworden. Schien doch immer noch ein großer Theil der Bevölkerung, Fürsten und Herren und Gelehrte und Ungelehrte, gleichsam auf der Wanderung zwischen der alten und neuen Kirche. Bald näherten sie sich dieser oder jener ein paar Schritte, bald gingen sie wieder zurück. Eine große Unklarheit, ein gewisses Wanken und Fließen in Glaubenslehren, ein gemüthlich Nebeneinander von altem und neuen Kirchenbrauch war der deutsche Religionscharakter noch bis gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts. Wohnte doch damals auf der Domfreiheit zu Paderborn ein berühmter Arzt Theodori, der Leibarzt mehrerer Fürsten gewesen. Er besaß eine große Büchersammlung, in welcher er beständig las und studirte, und gestand offen: er könne weder Lutheraner, noch Calvinist, noch Papist sein. Theodori fiel auf, aber Niemand verfolgte ihn.

Diese Domfreiheit bildete ein weit ausgedehntes Gebiet von offenen Plätzen und Kirchhöfen, von Gebäuden und Gärten rings um die Kathedrale, und stand lediglich unter Gebot und Gericht, mit anderm Wort unter Hausrecht des Domkapitels. Und wie eines Niedersachsen Hof und Zaun, so waren in Paderborn des Domgebiets Grenzen rings geschlossen. Nur schmale Gassen, die sich leicht absperren ließen, führten aus der Stadt auf die Domfreiheit.

Nun pflegte der Stadtpfarrer Tünneke, dessen Seelsorgereifer rastlos, in alle Kirchspiele der Stadt zu gehen, um den Kranken seines Glaubens das Abendmahl zu bringen. Auch auf der Domfreiheit lagen in diesen Jahren voll ansteckender Krankheit Lutherische auf dem Sterbebett. Dieser Tünneke, der noch immer mehr Predigergehülfen um sich versammelte, war den Jesuiten ein wahrer Dorn im Auge. Sie hatten anfangs verlauten lassen: „Weil er in artibus nicht studirt, noch Sonderliches erlernt, habe es sobald keine Noth mit ihm: er würde keine Wunder schaffen, weil er viel zu ungeschickt dazu.“ „Jawohl“, setzt unser Chronist hinzu, „Rosen

im Winter! Die ganze Stadt hatte er am Halse." Ohne Zweifel geschah es auf der Jesuiten und ihrer Gönner Anregung, daß ihm endlich bei Strafe vom Kapitel verboten wurde, mit dem lutherischen Sakrament die Domfreiheit zu betreten.

Tünneke mußte sich, da scharf auf ihn gepaßt wurde, fortan heimlich des Nachts einschleichen, wollte er seine armen Kranken nicht verlassen in ihrem Elend. „Darüber sich dann ein heftig Murren und Klagen erhoben hat, als wolle man den Kranken tyrannischer Weise die Kommunion und Seligkeit mißgönnen und versperren."

Alsbald gab es Widerhall aus dem Schooße des Stadtraths, und zwar auf Antrieb der Juristen darin. Die Domfreiheit war von Alters her gefeit und gefreiet: der Verbrecher, welcher flüchtend ihre Gränzen erreichte, war gerettet. Dagegen erklärten die Juristen, die auf der Universität Pandekten studirt hatten: „In den Rechten könnten sie nichts finden, was solchen Frevlerschutz begründe. Dergleichen alte gemeinschädliche Mißbräuche seien nicht länger zu dulden." Gern hörte das die ganze Gemeinde. Als nun ein Bürgerssohn einen Todtschlag beging und unsichtbar wurde, so hieß es: er stecke in der Kurie des Domherrn von Ketteler auf der Domfreiheit. Alsbald marschirte ein Fähnlein städtischer Hellebardiere heran und umstellte das Haus. Feierlich protestirte das Domkapitel. Die Bürger mit den Hellebarden aber standen Tag und Nacht vor und hinter Kettelers Wohnung, und wichen nicht von der Stelle. Wenn ein Wachposten ging, zog ein anderer auf. Das dauerte so mehrere Tage lang. Die Domherren wurden des verhaßten Glanzes der Bürgerwaffen nicht ledig. Endlich erklärte man ihnen rund heraus, wenn sie nicht sofort nachgäben, so würde man das Haus stürmen und Kisten und Kasten erbrechen. Da erschienen Abgeordnete vom Kapitel, die gemeinschaftlich mit städtischen Beamten Kettelers Kurie durchsuchten.

Das Kapitel klagte seine Noth dem Fürsten: dieser erließ Verbote zum Schutze der Domfreiheit. Die Bürger kehrten sich daran nicht. Als wieder eine Verbrecherin dorthin flüchtete, eilten ihr die Häscher nach, ergriffen sie und schleppten sie ins Stadtgefängniß.

Dietrich konnte nicht mehr anders, er mußte sein landesherr=

liches Ansehen wahren. Es wurde verkündigt, die Stadt solle gesperrt sein, bis sie sich füge. Auf allen Landstraßen, die zu ihrem Weichbild führten, zogen Reiterposten auf, schnitten die Ab= und Zufuhr ab und verfolgten Diejenigen, welche sich durchdrängen wollten. Die Bürger litten hart darunter, besonders die ärmeren, denn sie waren gewohnt, Korn und Holz und Eier und Gemüse von den Bauern zu kaufen, die in die Stadt zu Markt gingen. Jetzt mußten sie dem, der noch etwas übrig hatte, zahlen, was er forderte. In der Stadt aber hörte der Verdienst auf, da weder Bier, noch Handwerkswaare, noch Kleidungsstoffe nach außen verkauft wurden. Leicht hätten die Paderborner die Wachposten vertrieben, indessen der Landsherr war in seinem Recht, so lange er ihr Weichbild selbst nicht berührte und draußen bloß die Straßen besetzte, welche nach der Stadt führten. Sie duldeten die Plage, gaben aber ihre Vorsätze nicht auf. Waffenklirrend zogen sie öfter über die Domfreiheit.

Die Aufregung und Erbitterung stieg, je länger die Stadtsperre dauerte. Den Domherren wurde angst und bange, und einer nach dem andern verließ die Stadt. Dem Fürsten aber wuchsen die Kosten seiner Reiterschaaren in die Höhe. Man brachte endlich die Sache an das Reichskammergericht in Speyer, und da das alte Recht im Grunde klar war, so erschien alsbald, im April 1594, der geschworene Kammerbote von Speyer, um der Stadt bei Strafe zu gebieten, sie dürfe die Domfreiheit nicht verletzen. Jetzt mußten die Bürger wohl nachgeben, und die hohen Kosten kamen noch hinzu.

Seitdem trennte sich in der Stadt, was geistlich und was weltlich war: ohnehin führten die Bürger noch die alte Klage über die Handelsgeschäfte der Domherren. Dies war der erste scharfe Riß, der durch die ganze Bevölkerung ging.

Als nun „der Fürstenberger" die protestantischen Prediger, die seiner Ladung nach Neuhaus gefolgt waren, dem unwürdigsten Zwange unterwarf, als er anfing, die übrigen gewaltsam aus ihren Pfarren zu werfen, als über die offene und geheime Thätigkeit der Jesuiten sich die unsinnigsten Gerüchte verbreiteten, — da kochte Alles vor innerer Empörung. Es gab noch andern Grund dazu. Seit einiger Zeit schien der Fürstbischof in seinem Eifer, das Land

wieder katholisch zu machen, die Regierungsgeschäfte zu vernachlässigen, insbesondere die Rechtspflege und die Landesvertheidigung. Streifende Kriegsschaaren kamen von Holland herüber, mißhandelten die Einwohner und raubten und plünderten nach Herzenslust. Noch vor ein paar Jahren, 1593, war die Ritterschaft, die sich ihnen entgegenstellte, blutig zurückgeschlagen, ihr Anführer, der Herr von Krewet gefallen, eine Menge in Gefangenschaft gerathen, die ein schweres Lösegeld erlegen mußten. Der Bischof aber dachte nur daran, wie er die katholischen Kirchen bevölkere. Er ließ zu dem Ende den Armen kleine Brode backen, die man Micken nannte. Davon hieß er verächtlich „der Mickendirk" als ein Mann, der sich nur um kleinliche Dinge kümmere. Dietrich wußte das, und lange hatte er sich gehütet, der Landeshauptstädt und dem Adel zu nahe zu treten. Und doch, wenn sie unkatholisch blieben, wo hatte dann all sein Gewinn festen Grund? Wie bald konnte ein einziger Volkssturm die Jesuiten und ihr Werk wieder von dannen fegen! Denn er wußte ja auch, daß alle Welt die Jesuiten als Triebfedern der ruhlosen Minirthätigkeit, welche das evangelische Bekenntniß unterhölte, erkannt hatte.

Aber an den Jesuiten besaß der Fürst auch Rathgeber so fein und so klug, so klar und unbeirrt in ihren Berechnungen, daß er sich ihnen vollständig anvertrauete. Andächtig lauschte er, wenn sie ihm auf seinem Schlosse zu Neuhaus vorstellten, wie die Dinge lagen und wie Alles kommen müsse. „Das Landvolk sei beängstigt und bekümmert in seinem Gemüth, und habe eine dumpfe Sehnsucht nach Religion und festem Kirchenthum. Die Geistlichkeit könne man hüben und drüben nur in tiefer Verderbniß finden: sie ködere man mit Pfründen. Der Adel benehme allerdings sich störrig und hochmüthig: für ihn aber gebe es, sobald man um die Städte nicht mehr zu sorgen brauche, andere Mittel, ihn dem Fürsten gefügig zu machen, Mittel, die noch aller Orten durch die Erfahrung bewährt seien. Doch Herz und Haupt der Empörung gegen die Kirche, des Frevels und Widerstands gegen den Landesherren, das sei das trotzige üppige Bürgerthum: dort die rechte Quelle der Ketzerei, der Hort nie endender Auflehnung gegen Rom: von daher gingen aus die Doktoren und Prädikanten und die endlose Fluth verdammlicher Bücher und Flugschriften. Deshalb müsse man Alles darauf

stellen und richten, erst sich Paderborns zu bemeistern. Sei in der Landeshauptstadt der Ketzerei und Rebellion der Kopf zertreten, werde man mit Warburg Brakel Hörter und den andern Städten bald fertig. Und welche Aussicht eröffne sich dann! Stehe einst in Paderborn die feste Hauptburg des heiligen Werks der Wiederbekehrung aufgerichtet, gerade auf Wegesmitte zwischen Köln und Magdeburg, so könne man, gestützt auf die Mitarbeiter in Coblenz Mainz Würzburg Heiligenstadt und andern Städten im mittleren Deutschland, getrost den Feldzug gegen die Lande an der Weser und Elbe wagen; denn alsdann könnten auch Münster Osnabrück und Hildesheim nicht länger sich weigern, dem Orden Wohnsitze zu erbauen."

Und dann entwickelten die Kenner der Herzen und der Völker Zug für Zug den Plan, wie man den Paderbornern, dieser Handvoll übermüthiger Leute, aus ihren eigenen Thorheiten und Freveln die Netze drehe, in welchen sie immer enger sich verstricken müßten, bis sie zuletzt nicht mehr anders könnten, als sich willenlos ergeben.

Fürstbischof Dietrich nahm den Plan an, selbst die harte Vorbedingung, die zu erfüllen ihm gar schwer ankam. Er hatte zwei feindliche Nachbaren, beide Protestanten, der eine sogar von Alters her sein Vasall. Drüben arbeitete die unruhige hessische Kraft, die er stets wie ein Schwert in der Seite fühlte: hüben hatte sich der Graf von der Lippe erhoben als ein angesehenes und gefürchtetes Kriegshaupt, jetzt sogar General der Reichstruppen im westfälischen Kreise. Die Landgrafen in Kassel wurden als die geborenen Wächter und Beschützer des evangelischen Glaubens in ihren Nachbarlanden betrachtet. Hessen und Lippe begehrten Stücke vom Paderborner Gebiet: mit Hessen schleppte sich der Prozeß am Reichskammergericht von einem Jahr ins andere. Die Jesuiten erklärten es für nothwendig, sich mit Hessen und Lippe erst abzufinden und klar zu stellen.

Aber sollte Drietrich mit eigenen Händen das Gut des Stiftes verschleudern, das vor bald sechshundert Jahren der h. Meinwerk von des Kaisers Freundschaft erworben? Um wie viel war es schon durch die heillose Reformation verringert! Immerhin, er

mußte sich, koste es was es wolle, Sicherheit schaffen, daß die gefährlichen Nachbarn seinen Unterthanen nicht beisprangen. Hatte ihn doch eben noch der Landgraf hart angelassen. Denn der Vornehmste des Paderborner Adels, der Herr von Büren, hatte die Hessen zu Hülfe gerufen, weil Dietrich auf Bürenschem Gebiet die protestantischen Prediger vertrieb, und das Kloster Holthausen, dessen Aebtissin bereits weltliche Kleidung trug, wieder mit ächten Nonnen besetzte. Dietrich hatte geantwortet: er habe dasselbe Recht gegen Protestanten, was die lutherischen Fürsten gegen Katholiken übten. Die Kasseler Erwiderung stimmte einen kriegerischen Ton an. Wie? Wenn der Landgraf einen alten Span benutzte, und plötzlich ein paar Paderbornische Schlösser besetzte? Städte und Ritterschaft wären vielleicht flugs auf seiner Seite gewesen. Dietrich entschloß sich, nahm fünftausend Thaler vom Landgrafen, und riß von seinem Stifte ab, was Hessen und Lippe verlangten. Der Landgraf von Hessen erhielt Stadt und Kloster Helmershausen mit dem Kruckeberg, Stadt und Schloß Liebenau, die Herrschaften Schönenberg und Trendelenburg, und den ganzen großen Reinharts-Wald. Diese Gränze des Vertrags vom 5. Januar 1597 besteht noch heutzutage. Der Graf von der Lippe bekam von den reichen Gütern des Kreuzherrenstifts Falkenhagen die beste Hälfte, die andere wurde für die Jesuiten bestimmt. Der Bischof hatte dies Kloster nicht mehr halten können: die Mönche fanden mehr Geschmack daran, Prediger oder Wirthe oder auch Fuhrleute auf den benachbarten Dörfern zu werden.

Zwei Monate später, im März, berief der Fürstbischof seine Landstände nach Paderborn. Um keine Händel mit ihnen zu bekommen, hatte er für sich selbst nie Steuern von ihnen gefordert: jetzt aber verlangten Kaiser und Reich die Türkensteuer. Er stellte den Landständen vor, wie fürchterlich der Türke in Ungarn hause, wie bedrohet das kaiserliche Wien sei und mit ihm ganz Deutschland. Was aber bekam er da zu hören! „Nicht einen Thaler, nicht einen rothen Heller würden sie geben, erst solle er die Freiheit der Religion wieder herstellen und des Abendmahls in beiden Gestalten.“ Dietrich antwortete heftig: „Leib und Leben laß ich lieber, als daß ich thue, was wider die Kirche ist.“

Aber auch Adel und Städte blieben fest, und bestürmten das

Domkapitel, sich auf ihre Seite zu stellen. Schon wurden selbst in dieser geistlichen Genossenschaft Stimmen laut, welche hart den Fürsten tadelten. Schon wälzte sich der Aufruhr durch die Straßen. Erst zog die bewaffnete Menge zum Domkapitel, und da sich dieses entschuldigte, Religionssachen gingen den Fürstbischof an, stürmte man zu den Jesuiten. Die Waffen klirrten, Drohungen und Verwünschungen erschallten. „Die Jesuiten", schrie das Volk, „seien die Verderber der christlichen Freiheit, sie, die Fürstenschmeichler, alles Unheils Urheber. Fort sollten sie aus der Stadt, fort aus dem Lande, oder man würde ihnen Hab und Gut zertrümmern, daß kein Stein mehr auf dem andern bleibe." Die Werkleute, welche am neuen Jesuitengebäude schafften, verliefen sich und wollten nicht mehr arbeiten. Vergebens sandte der Fürst am vierten Tag nach dem Aufruhr seinen Schatzmeister. Er selbst kam im Mai eines Morgens schon um vier Uhr heimlich in die Stadt, und drückte dem Baumeister Geld in die Hand, damit er den Bau fortsetze. Man fing wieder an, hörte aber bald wieder auf, und die großen Gräben, in welchen die Grundmauern sollten zu stehen kommen, liefen voll Wasser. Denn die Werkleute glaubten sich ihres Lebens nicht sicher, wenn sie daran arbeiteten.

Die Paderborner waren um so trotziger, als sie in der Nähe ein holländisches Heer wußten, unter des Grafen von Nassau Anführung. Man mußte seinen Verheerungszug mit 4000 Thalern abfinden. Die Jesuiten aber sagten, die Holländer seien von ihren Ketzerbrüdern gerufen. Auch kamen Kreuzherren von Falkenhagen nach Paderborn und beklagten sich über das Unrecht, daß man ihre Abtei den Jesuiten gegeben. Der Haß gegen Diese zeigte sich auf alle Art. Die Rhamhusen, deren Großvater der erste Protestant in der Stadt gewesen, hatten auf dem Franziskaner Kirchhof, der jetzt den Jesuiten gehörte, ihr Erbbegräbniß. Lieber, als daß sie Diesen ein gut Wort gönnten, stiegen sie, als einer aus der Familie starb, Nachts über die Mauer, gruben ein Grab, und senkten in aller Frühe den Sarg ein: die Leichenpredigt aber war in der lutherischen Bürgerkirche.

Dietrich ging in schwerem Aerger über dies Alles zu den Nonnen nach Willebadessen und nahm Jesuiten mit sich. Lange und eifrig wurde erwogen, wie man der tobenden Hauptstadt unver-

muthet den Zügel über den Nacken werfe. Es schien ja nimmer so schwer zu sein, wenn man es nur geschickt anfing. Gegen die Jesuiten, gegen das Domkapitel, gegen den Fürsten war Alles einig: im Innern aber der Bürgerschaft wogte die heftigste Parteiung.

Die Regierung lag im Rath, der aus 24 Herren bestand, und diese wurden jährlich neu gewählt von den 24 Kurgenossen, die aber selbst wieder vom Bürgermeister und Rath aus der gemeinen Bürgerschaft ausgewählt wurden. Diese Kurgenossen bestanden als Ausschuß der Gemeinde, als „Gemeindsherren", neben dem Rath, und wurden ebenso wie der alte Rath, d. h. der vom Jahre vorher, zu wichtigen Verhandlungen zugezogen. Gleichwohl beherrschte ein Kreis von Familien — die Rathsverwandten — die ganze Stadt. Wie das zuging? Reichthum, Bildung, vornehme Herkunft geben überall ein Uebergewicht, und die Familien, welche dieser Güter sich erfreueten, hielten fest zusammen. Im Rathe selbst wußten sie Würde und Bürde so zu vertheilen, daß der minder Vornehme vom Eintritt abgeschreckt wurde. Zugleich benutzten sie den Einfluß, welchen sie auf die Menge ihrer Dienstleute Handwerker und Schuldner übten, um die Wahlstimmen nach Gefallen zu lenken.

Wurde bei der Wahl der Gemeindsherren die ganze gemeine Bürgerschaft berücksichtigt, so ließ man zum Rathsstande nicht leicht Jemand erheben, der nicht zu den Wohlhabenden und Gebildeten gehörte. Aus dem Rath aber gingen die Bürgermeister, die Kämmerer, die Kriegshauptleute, und die andern Stadtbeamten hervor. Das war und blieb so von Alters her. Es ist ja viel leichter, in einer Großstadt eine demokratische Bewegung durchzuführen, als in einer Mittelstadt den hundertjährigen Zusammenhalt der reichen Familien zu brechen.

Nun konnte man auf und ab suchen im ganzen deutschen Reich, ob es irgendwo ein übermüthigeres, trotzigeres Geschlecht gäbe, als diese Paderborner Patrizier. Immerfort lag der Rath im Streit und Prozeß mit dem Fürsten, mit dem Domkapitel, mit der Bürgerschaft. Die Verhandlungen machten große Unkosten, noch größere die Bußen, welche der Fürst die Stadt weidlich zahlen ließ. Denn kaum hatten ihre Oberen voll Trotz und Starrsinn etwas beschlossen, gleich führten sie es aus in jähem Hochmuth.

Rath und Rathsverwandte erschienen auch als ungerechte Haushalter. In ihren Kreisen war ein ewig „Schlemmen und Demmen", und das ging, wie alle Welt sagte, aus der Stadt Säckel, während Thürme und Thore, und Mauern und Brücken und Straßen verfielen, daß es eine Schande war für die ganze Bürgerschaft. Selbst auf das alte Rathhaus wurde nicht so viel Geld verwendet, als nöthig, um es im baulichen Stand zu erhalten. Oder um noch ein Beispiel zu erwähnen, es hielt die Stadt einen großen Weinkeller, der um so einträglicher war, als man das Recht der Fürsten, in der Stadt Wein zu verzapfen, vor Alters pfandweise an sich gebracht hatte. Dietrich schickte den Pfandschilling von 1500 Goldgulden und verlangte den Weinzapfen zurück. Der Rath wies ihn heftig ab und protestirte. Da nahm der Fürst das Geld wieder an sich, eröffnete aber gleichwohl seinen eigenen Weinkeller und Ausschank im Sterneberger Hof, seinem Absteigequartier auf der Domfreiheit. Wie rächte sich nun der Rath? Um Fürst und Stadt zu ärgern, ließ er den städtischen Weinkeller eingehen. Faß auf Faß wurde rasch ausgetrunken, die letzten drei Ohm vertheilt, und die Thore und Treppen standen weit offen für Hunde und Gesindel.

Die ganze Stadt war voll Klagen über Bürgermeister und Rath. Seit zwanzig Jahren forderte die Bürgerschaft klare Rechnungslegung: sie wurde aber von einem Jahr ins andere vertröstet und hingehalten. Das Recht, darauf zu dringen, hatten die Gemeindsherren allerdings: allein wenn der Rezeß von 1532 vorschrieb, diese sollten bei Eid und Pflicht aus den Frömmsten Geschicktesten und Redlichsten auserkoren werden, so geschah ihre Wahl im Grunde doch nur nach Vetternschaft und Parteilichkeit. Wollte nun ein Anderer über das Unwesen der Herren reden und rechten, so wurde er von ihnen barsch angefahren, und ließ er gar ein scharfes Wörtlein fallen, das er nicht gleich beweisen konnte, so erfuhr er, was „Hophei machen" hieß. „Den Hophei" nannte man nämlich das Thurmgefängniß an der Mauer. Der gemeine Mann führte noch besondere Klage über die Vornehmen. In den Zeiten der Sperre, als Lebensmittel theuer wurden, hatte er von ihren Vorräthen gekauft, und jetzt drückten ihn schwer die Schulden.

Theile und herrsche! Diesen Rath schien dem Fürsten Alles zuzurufen, was man ihm von den Paderbornern berichtete. Schon

im dreizehnten Jahrhundert hatten sie ihren Bischof ausgetrieben und seinen städtischen Pallast geschleift. Wenn er herein wollte in die Stadt, schrieben sie ihm vor, wie lange er bleiben dürfe und wie viel reisig Volk er mitnehmen solle. Auch jetzt noch mußte Fürstbischof Dietrich in Neuhaus wohnen, die Paderborner hätten ihn nimmer ruhig in ihrer Mitte geduldet. Er aber sehnte sich danach, Herr und Richter zu sein in ihren Mauern, damit endlich sein fürstliches Ansehen und die katholische Religion festen Grund gewinne.

Siebentes Kapitel.

Borius Wichart.

Der Wichartshof. Jugendeindrücke. Einrichtung des Hauses. Aussehen der Straßen. Landbau. Stadtdörfer. Höfe und Burgen. Großes und kleines Parteileben. Rathswahlen. Gemein- und Heimathsgefühl. Kampf zwischen deutschem und römischem Rechtswesen. Rathsherrenstolz. Macht und Gewalt von Bürgermeister und Rath. Wichart im Rath. Verbannung. Anblick der Stadt von außen. Ihr Weichbild. Niederreißen von Wicharts Wohnung. Aufenthalt in Scherfede. Neue Heirath. Die Rathsherren von Warburg. Rückkehr nach der Vaterstadt.

Um diese Zeit wurde in Paderborn ein Mann wieder thätig, der schon einmal die ganze Last des Streits mit Rath und Rathsverwandten auf seine Schultern genommen.

Borius Wichart stammte von angesehenen Eltern und hatte reiches Gut geerbt. Die Bäume und Gebüsche seines väterlichen Hofes spiegelten sich in der klaren Wasserfülle, die den Hauptarm des schönen Flusses bildet, der in fünffacher Strömung blinkend und erfrischend die untere Stadt durchzieht. Der Wichartshof stand am Fuße des steilen Abhangs bei den Quellen der Börnepader, und ein Theil des Wassers brach unmittelbar unter dem Hause hervor. Von hier führten enge Straßen in die obere Stadt, wo sich der Dom und der Abdinghof und die Marktkirche erhoben und die besseren Straßen und Gebäude ausbreiteten.

So auf der Gränze gleichsam der eigentlich städtischen und der

mehr bäuerlichen Bevölkerung wuchs der junge Wichart heran. Die ersten Eindrücke eines Stadtkindes waren vor dreihundert Jahren vielfach anderer Natur, als heutzutage. Seine Umgebung zeigte aller Orten mehr Eigenthümliches und Eckiges, Gemüth und Phantasie wurden lebhafter angeregt, und aus dem tiefsten Mittelalter wehte noch herüber ein Hauch jener rauhen Sitte, jener wildfrohen Fehdelust, die in Urzeiten sich in den dunkeln germanischen Forsten ansiedelte.

Jeder Mann wollte sein eigen Haus bewohnen: einerlei, ob es groß oder klein, ob er reich oder arm — feststehen mußte er mitten in seiner Stadt, auf seinem eigenen Grund und Boden. Es gab daher zahllose kleine Häuser, die bloß ein Erdgeschoß mit hohem Giebeldach darüber zeigten, und zu deren Bau man nichts als Holz und Lehm gebraucht hatte. Die rothbraunen Balken und Thürpfosten schmückte allerlei Schnitzerei, und das Fachwerk dazwischen verstrich man mit Kalk weiß und grau. Doch kein Häuschen war so klein, das nicht vorn sein Mistchen und hinten sein Höfchen gehabt hätte und ein winzig Wurzgärtlein dabei.

Dazwischen sah man in allen Richtungen Steinhäuser emporragen, doch nur in einigen Straßen standen sie eines neben dem andern stattlich und hochgiebelig. Auch nur in diesen Hauptstraßen streckten sich hohe Kamine empor. In den andern Wohnungen zog der Rauch noch langsam oben aus dem Einfahrtsthor, das für den großen Aerntewagen selten zu klein war. Im Herbste wurde jedes Bürgerhaus befrachtet, wie ein Kriegsschiff, das auf lange Fahrt in See sticht: man brauchte hohe Speicher und weiträumige Keller, denn Korn und Holz, Pökelfleisch und Salzfisch, Spezerei und andere Waare mußte für's ganze Jahr eingelegt werden, weil sich nirgends ein stets offener Markt darstellte.

Neben den weiten Gelassen für die Vorräthe und den Schlafkämmerchen hatte jede bedeutendere Wohnung nur noch drei Haupträume, das war die große Küche, die Herrenstube, die Leutestube. Am traulichen Platze am Heerde saß das ganze Haus fast jeden Abend zusammen, und erzählte die alten Stadt- und Familiengeschichten immer auf's Neue. Es wird uns schwer, in die Einrichtung und Lebensweise unserer Voreltern uns noch hinein zu versetzen. Man denke sich zum Beispiel aus unsern Wohnungen nur

das Eine weg, das viele Fensterglas — welche Fülle von Licht und Wärme und Behagen wäre da auf einmal verschwunden! Wir können uns das Hausinnere gar nicht mehr vorstellen, als stets in dieser schönen Helligkeit, die doch Wind und Wetter so gut abwehrt. Vor dreihundert Jahren aber zeigten selbst vornehme Wohnungen nur ein paar kleine Fenster. Und was für Fenster! Sie waren sehr schmal und von dunkelm spiegelnden Glanze: die kleinen runden Scheiben hatten in der Mitte einen hohen Buckel, und ließen gerade soviel Licht durch, um sich bei dem Essen nicht in die Finger zu schneiden. In den übrigen Häusern gab es nur ein paar Oeffnungen, die man mit einigen Glasstücken vermacht hatte, und wenn das Glas gar zu theuer war, setzte man Gipsscheiben oder Stücke von halb durchsichtiger Hornfläche ein. Vor all den übrigen Luken am hohen Giebelhause hingen bloß gebräunte Bretterläden, was bei dem Mangel eines reinlichen Straßenpflasters nicht wenig dazu beitrug, den Straßen ein schwärzliches Aussehen zu geben.

Wichen aber Rauch und Enge und Schattendunkel nie aus des Hauses Innern, draußen herrschte fröhliche Lust. Ueberall in den Höfen und über die Planken und Gartenmauern wogten Büsche und Baumgrün, und sangen die Vögel. Denn wo es irgend anging, zog man Bäume auf den Straßen, und jeden Platz zierte einmal gewiß eine alte Linde mit grüner Hochwölbung. Auch sah man rings vor den Thüren Wagen und Eggen und anderes Ackergeräth. Denn Keiner war so vornehm, daß er nicht draußen im Weichbild Garten und Wiese bauete. Wenn des Morgens das Horn tönte, öffnete sich jede Hausthür, um ein paar Kühe auf die Straße zu lassen, welche der Hirte mit der großen Heerde auf die lichten Haiden trieb. Statt der heutigen Abgeschlossenheit in Steingemächern lebte Alles traulich mit Feld und Vieh und der lieben Natur zusammen.

Hinter Wall und Graben erschien eine ganze Stadt nur wie ein vornehmes Dorf, das große Kirchen, viele Reihen kleiner Häuser, ein paar festungsartige Gebäude, und hier und da auch gepflasterte Straßen hatte, welche den heutigen etwas ähnlich sahen.

In den westfälischen Städten gab es auch noch große Meyerhöfe. Sie lagen gewöhnlich von der Straße etwas zurück, und der Besitzer hielt Haus und Hof, Ställe und Gärten ringsum so fest umgürtet, wie nur irgend ein Altsasse draußen auf der Haide seinen

Einzelhof. Andere Wohnsitze erschienen wieder als ritterliche Burgen mit Thurm und Erker, und diese verwahrten sich jeden Abend mit Ketten und Riegeln, als wohnte man nicht in belebter Stadt, sondern im wilden Walde. Die meisten Patrizier hatten am Rande ihrer weiten Hinterhöfe und Gärten Tagwerker und arme Leute wohnen, die von ihnen abhingen und mit den Kindern und vielem Ingesinde des Herrenhauses beständig verkehrten. Denn jedes vornehme Bürgerhaus bildete gleichsam einen besonderen kleinen Herrensitz mit Gästen und Verwandten, mit Knechten und Hörigen, und es war zu natürlich, daß es fast ebenso viele kleine Parteien gab.

Je mehr überhaupt eine Bürgerschaft damals auf sich selbst angewiesen lebte, um so unruhiger trieb und gährte es beständig in ihrem Schooße. Da gab es Parteiung in der Gemeinde, Parteiung in jeder ihrer Genossenschaften. Verwandten und Nachbaren hingen zusammen wie Kletten, und gleichwie die alten Eidgenossen kämpften sie für einander mit einer Wärme und Treue, die bei uns sich längst in die Stille der Familie zurückgezogen. Heftig und unaufhörlich aber war die ganze Stadt bewegt durch die zwei stehenden großen Parteien, die überall sich einstellen, wo Leben ist, weil die Zeitströmung sie für und gegen das Alte oder das Neue immer wieder hervorruft. Insbesondere waren es die Rathswahlen, die jedes Jahr die ganze Stadt gleichsam auf den Kopf stellten. Denn an den Wahlsieg knüpften sich sofort herrschendes Ansehen, Amtsehren, Einkünfte. Und nicht das allein, auch eine gefährliche Macht bekam die siegende Partei in die Hände: sie wurde Herr im Gericht, Herr über die Stadtwehr.

In Einem aber blieb die ganze Bevölkerung ein Herz und eine Seele. Es belebte sie ein Gemeingefühl, welches den Größten wie den Kleinsten mit einer innigen Stärke umfing. Wo kennt heutzutage ein Großstädter noch etwas wie Heimweh? Damals aber saß es um so tiefer im Herzen, je nackter und frostiger, je schutz- und freundloser die ganze Welt erschien, wenn man der Vaterstadt Weichbild im Rücken hatte. Wie lieb und vertraut senkten sich in die junge Seele all die Spielplätze ein, und die Gestalten der Kirchen und Thürme, und all das Kecke und Knorrige, das damals sich bei jeder Straßenecke wieder in anderer Form darstellte! Wie viel Redens und Fragens machte sich schon der Knabe um das besondere

Gewerbe, das in der Stadt gedieh, um die Handelszüge, die sich von hier in ferne Länder begaben, um die öffentlichen Feste und Genossenschaften, an denen des Jahres Runde so reich erschien! Man wuchs zusammen mit dem Stück Erde, welches Heimath hieß. Man lebte sich von Kindesbeinen hinein in der Heimath Einrichtungen, in ihre Geschichte, in ihr öffentliches Recht.

Zwar hatte das mittelalterliche Wesen mit seinem frischen trotzigen Freiheitssinn längst leise zu verdorren angefangen, seit die Landesregierung durch fürstliche Beamte sich fühlbarer machte, und seit die Studenten von der Universität römisches Recht mit nach Hause brachten. Denn dies fremde und studirte Recht wollten die Juristen, „die Gelehrten", wie man sie damals nannte, allein gelten lassen, sobald sie zu Amt und Würde gelangten, und vor ihrer geschwätzigen unentrinnbaren Logik konnten die alten Schöffen gar nicht mehr aufkommen. Die Anzahl der Juristen aber vergrößerte sich mit jedem Jahr. Rechnet man bloß die Notare zusammen, die mit ihrem Namen in Paderborner Urkunden und Chroniken eines einzigen Jahrzehnts erscheinen, so fragt man unwillkührlich: Hatten denn all diese Notare zu thun? Gleichwohl stand das Ganze von der Altvordern Satzung und Herkommen noch so ehrwürdig, so breit behäbig da, als wäre es der Stadt Hauptthort und Heiligthum.

Auch der junge Wichart war Liebhaber des schön poetischen alten Rechts, und forschte gern in den schweren Folianten mit den gothischen Buchstaben und Messingbuckeln, was uralter Brauch und Herkommen sei in der freien Stadt Paderborn. Und dann merkte er wie jeder ächte Bürgersohn wohl auf, ob und wie dem Althergebrachten in den öffentlichen Gerichts- und Rathsversammlungen seine Gebühr widerfahre. Wichart hatte keine Universität besucht, ohne Zweifel aber ein paar Klassen im Salentiner Gymnasium. Frühzeitig machte er eine gute Heirath, die sein ansehnliches Erbgut noch bedeutend vergrößerte. Bald sah er sich auch zum Rathsherrn erwählt.

Ein Zeitgenosse, der öfter mit ihm verkehrte, jedoch kein Gönner war, erzählte später: „Wichart sei ein scharfsinniger Mann gewesen, wohlberedt, eigenköpfig und eines trotzigen heftigen Gemüths, der Niemand wollte gewonnen geben, Niemand über sich leiden." Seine Freunde aber erklärten wohl alle wie aus einem Munde: „Wichart

habe ein redliches warmes Herz, von hochstrebender Art sei er, aber auch der ehrlichste treueste Freund auf der Welt; nur Unrecht könne er nicht leiden, und Niemand sei kühner und tapferer, wider das Unrecht zu streiten, und Niemand standhafter, für das Recht Alles zu dulden und zu leiden."

Wo gab es damals eine größere Wonne für ein edles männliches Herz, als in der geliebten Vaterstadt, die von Jugend auf all sein Dichten und Trachten umfaßte, ein angesehener wohlbegüterter Herr zu sein, gepriesen von den Mitbürgern, erfolgreich wirkend für's allgemeine Beste! Wichart hatte dies Glück als junger Rathsherr in vollen Zügen genossen. Der Bürger, welchem am Wahltag der Rathsdiener die Botschaft brachte, er sei zum Stadtrath erkoren, begab sich sofort im feierlichen Geleit seiner Verwandten und Freunde, denn auch auf sie fiel ein Abglanz seines Glücks und seiner Ehre, zum Rathhause, und trat mit gefaßtem Ernst und innerem Hochgefühl in die Rathsbänke ein.

Denn nun gehörte er zur höchsten Obrigkeit, der alle Bürger feierlich Treue und Gehorsam schwuren, die den Stab des Gesetzes in der Hand hielt, aber auch das schneidige Richtschwert. Ehre und Gut, Leib und Leben stand in den Händen des Raths, der das Recht über Krieg und Frieden hatte, Bündnisse schloß, und die Festungswerke beschaffte. Der Bürgermeister war nur des Rathes Vorsitzender und Beamter, der Stadtrichter nur des Rathes Beauftragter: sie standen wie die übrigen Stadtbeamten unter des Raths beständiger Aufsicht und Mitwirkung. Die „Gemeindsherren" selbst, von welchen in Paderborn die Rathsherren gewählt wurden, leisteten Bürgermeister und Rath vor allen andern Bürgern den Eid der Treue und des Gehorsams. Mitglied solcher Körperschaft zu sein, in ihrer Mitte das Interesse von Gefreund- und Nachbarschaft zu schützen, hoch auf den Parteiwogen ein Steuer zu führen, das verlieh in jener Zeit, wo Alles gleich näher zu Herz und Hand ging, mehr Ehre Glück und Stärke, als sie heutzutage irgend ein berühmter Redner in der Kammer besitzt.

Wichart wurde wiederholt in den Rath gewählt. Aber hier schäumte ihm zuletzt auch ein Becher voll Hohn und Bitterkeit und Elend, und er sollte ihn leeren bis zum tiefsten Grunde. Gegen die vornehmsten Patrizier hatte er scharf und hartnäckig gestritten,

hatte öffentlich ihre Schlechtigkeiten aufgedeckt, und sah sich bald in schwere Prozesse verwickelt. Seine schlimmsten Gegner waren zwei Bürgermeister, die beide als „verschmitzte Rechtsgelehrte“ geschildert werden. Gegen ihre Fünde und Listen und Einreden, was half ihm da die hinreißende Kraft seiner Rede, und das Pochen auf das alte redliche Herkommen! Die Juristen trieben ihn aus einer Sackgasse in die andere. Seine Sache erschien gerecht, die ganze Bürgerschaft und der Fürst selbst schauten mit Wohlgefallen auf sein heldenmüthiges Auftreten. Denn nimmer ruhte sein Muth sein Trotz seine Kühnheit, gingen auch Haus und Hof darauf. Aber auch der Haß seiner Feinde ruhete nicht. Als sie ihm fast Alles entrissen hatten, folgte das Urtheil des Raths, daß Wichart die Stadt meiden müsse.

Sollte der Unglückliche wirklich der Heimath süße Luft entbehren? Noch immer hoffte er auf Recht und Rache an seinen Feinden. Da bot Fürstbischof Dietrich ihm einen Garten an, der etwa eine Viertelstunde von der Stadt lag, ob er da einstweilen herbergen wolle? Wichart nahm dankbar das gnädige Anerbieten an, und bauete sich auf des Fürsten Grund und Boden ein kleines Haus.

Hier hatte er doch stündlich das graue Gethürm der alten Bischofsstadt vor Augen, die drei Thürme zum Bußdorf, den breit sich wölbenden Thurm der Gaukirche, das spitze Doppelpaar des Abdinghofes, die schlanken Säulen der Mark- und der Barfüßerkirche, und vor allen den hohen Domthurm, der noch heute wie damals ein rohes himmelhohes Viereck, an dessen Ecken viele Jahrhunderte genagt und gebrochen. Denn die Paderborner Kirchthürme hatten noch den Glanz weit entlegener sächsischer Kaiserzeit gesehen, und waren niemals umgebaut oder verschönert worden. Nur diese Thürme und Kirchen, das Rathhaus, der städtische Weinkeller, und vielleicht noch ein paar hochgieblige Häuser ragten über Wall und Mauer empor, deren Höhe und Stärke Paderborn zu einer der ersten Festungen machte. Die Stadt lag hinter der Umwallung wie eine große Heerde hinter der Hürde, die sie gegen die Wolfsanfälle beschützt.

Für Wichart war dieser Festungsgürtel jetzt die starre Gränze, die ihn ausschloß von den schönen geliebten Spielplätzen der Kindheit, von all den Erinnerungen seines Mannesruhms. Noch aber

hatte er die Vaterstadt immer vor Augen, lebte noch auf ihrem heiligen Boden. Sein Häuschen stand ja noch „zwischen Stadt und Steinen“ auf dem Paderborner Weichbild. Das Weichbild oder das Rundbild der Stadtflur, die man von den Mauern überschauete, ging bis an die Landwehr, wo die Gränzsteine standen. Die Landwehr aber zog in einer Stunde Entfernung rings um die Stadt, und bestand in fortlaufendem Wall und einem tiefen Graben dahinter. Der Wall war mit dichtem Dorngesträuch bewachsen, und auf den höchsten Aussichtspunkten ragten die Warten oder Wachtthürme empor. Wo die Straße durch die Landwehr ging, hatte man einen Schlagbaum angebracht zum Oeffnen.

So lange der Vertriebene noch innerhalb der Landwehr wohnte, hing er noch mit der Stadt zusammen und durfte hoffen, daß auch ihm sich ihre Thore wieder öffneten. So aber rechneten nicht Bürgermeister und Rath, deren geheime Furcht vor diesem Manne vielleicht ihren Haß noch übertraf. Sie ließen ihn wissen, so weit der Stadt Weichbild gehe, gelte auch der Stadt Recht: wer der Stadt verwiesen sei, dürfe auch nicht auf ihrem Weichbild wohnen: er müsse weichen, wolle er nicht Gewalt leiden. Wichart lachte der Drohungen: wohnte er doch auf des Fürsten eigenem Grund und Boden. Eines Tages riefen sie ihre Knechte und Tagelöhner zusammen, zogen aus im hellen Haufen, Bürgermeister Schaiftodt voran, überfielen den Wichart und rissen sein Haus nieder. Der Fürst ließ sich den Einbruch in sein Haus- und Feldrecht mit Hunderten von Thalern büßen, die lachenden Bürgermeister zahlten es aus der Stadt Säckel. Wichart aber mußte fort in die Fremde, verhöhnt und vertrieben, mit dem für einen Mann unsäglich peinigenden Gedanken: Recht zu haben und ohnmächtig zu sein.

Diese Vorgänge ereigneten sich in den ersten Jahren von Fürstenbergs Regierungsantritt. Mit dem Rest seines Vermögens fand Wichart Unterkommen in Scherfede, einem Dorfe, welches dem Abte des Benediktinerklosters Hardehausen gehörte, acht Stunden von Paderborn. Hier erwarb er ein Ackergut, mit welchem Gastwirthschaft verbunden war, und lebte da eine Reihe von Jahren. Es konnte nicht fehlen, so bekam er Händel mit den katholischen Herren von Hardehausen. Denn er war, wie all seine Mitbürger, eifrig dem Evangelium zugethan, und Niemand paßte wohl schlechter

in ein höriges Dorf hinein, als Wichart, der Paderborner rechthaberische Rathsherr. Zu Scherfede starb sein geliebtes Weib, und nun wurde ihm der Ort völlig verhaßt.

Es hatte aber die Besitzerin des adligen Guts St. Petersstift, welches in einer Vorstadt des benachbarten Warburg lag, die Augen auf ihn geworfen. Nach einiger Zeit heirathete Wichart sie und zog nach Warburg auf das Spittelgut: so nannte man es, weil der Erbin Vorfahren übernommen hatten, einer Anzahl armer Leute täglichen Unterhalt zu geben. Da hatte er wieder mehr Gut und Geld, als er jemals besessen, reiche Felder, große Viehherden, und herrschaftliche Gerechtigkeiten. Nun mußte er auch wieder in den Rath gehen und konnte die Probe machen, ob die Warburger feiner oder die Paderborner? Es warf nämlich unter den westfälischen Städten die eine der anderen vor, daß sie sich auf dem Gipfel der entgegengesetzten Tugend befinde.

Wahrscheinlich war es in Warburg um die Verwaltung der öffentlichen Güter oder um Recht und Gerechtigkeit nicht besser bestellt, als damals in anderen Städten. Kaum fing Wichart von dergleichen zu reden an, huy wie die „Ehrbaren von Warburg“ da auffuhren! „Widerrufen, widerrufen soll er! Nicht eher von der Stelle!“ hieß es von allen Seiten. „Was! der abgehauste Paderborner? Der will uns kommen? Der will uns aufspielen?“ Mit derlei Reden drangen die Rathsherren schreiend und tobend auf ihn ein, und riefen den Stadtknechten zu, ihn gleich zu greifen, wenn er nicht widerrufe. Wichart wich nicht und widerrief nicht, und wurde eine Zeitlang im Rathhaus in Haft behalten.

Sofort war er entschieden, Warburg zu verlassen. In Paderborn war er unvergessen. Seine Freunde schrieben ihm, jetzt sei es Zeit, seine alten Pläne wider die Rathsgeschlechter wahr zu machen. Es trieb ihn die Sehnsucht nach der Heimath, wo er einst so hoch gestanden hatte. In seiner tiefsten Seele drängte es, zu kämpfen wider jeden Druck, geistlichen wie weltlichen, den er haßte mit dem Trotz und Starrsinn und all der starken Glut seines Wesens. Fürstbischof Dietrich, sein alter Gönner, vermittelte es, daß er seine Besitzung an einen Edelmann als Erb und Eigen verkaufen konnte. Der neue Herr wollte freilich von der Stiftung

der früheren Besitzer nicht mehr viel wissen und schränkte sie nach und nach ein, so daß Stadt und Arme nicht geringen Schaden dabei hatten. Wichart aber kehrte an der Spitze von sieben Söhnen in seine Vaterstadt zurück, wo Schaiftodt und seine schlimmsten Feinde mittlerweile gestorben, sein Andenken sich aber verjüngt hatte. Denn jetzt bestürmte die ganze Gemeinde die Söhne um das, was er von den Vätern erzwingen wollte.

Achtes Kapitel.

Die fünf Bauerschaften.

Wichart Anführer der Ueckeren. Althistorischer Boden. Pathalbrunnon. Oertlichkeiten zur Zeit Karl des Großen. Altsächsische Bauernhöfe. Die Ueckeren. Die Stadt der Geistlichen und Kauf- und Dienstleute. Die Königssträßer. Die Gyrs- oder Stadelhöfer. Entstehen vornehmerer Bürgerschaft. Zuzug von Freisassen. Aufschwung städtischen Geistes. Kämpfe mit den Grundherren. Eine einzige Stadtburg. Bürgermeister. Ritterbürtige. Gemeindsherren. Verschiedener Charakter der fünf Bauerschaften. Ihre Bedeutung. Pläne auf Zersetzung der Bürgerschaft.

Bald merkte man in Paderborn, daß die gemeine Bürgerschaft einen geschickten thatkräftigen Führer gewonnen. Der Antrieb zu weitern Schritten gegen des Raths Unrecht und Uebermuth ging hauptsächlich von der Uekern Bauernschaft aus, und diese war es, in welcher sich Wichart bei seiner Rückkehr mit seinen Söhnen angesiedelt hatte.

Um nun das Parteigetriebe besser zu würdigen, müssen wir uns das Wesen und Werden der fünf Stadttheile, welche man die fünf Bauerschaften hieß, in etwa vergegenwärtigen. Es geht einmal nicht anders: wir stehen auf altsächsischem, auf westfälischem Boden, wo die Dinge althistorisch zu nehmen und zu verstehen sind. Eichenholz wächst langsam, und dauert in unbiegsamer Härte so, wie es gewachsen ist.

Die Paderborner fünf Bauerschaften waren nur gerade so weit, als es nicht mehr anders ging, zu einer Stadt zusammen gewachsen, und nicht um eines Haares Breite mehr.

Als Karl der Große auf der altberühmten Stätte bei den Paderquellen, im Mittelpunkt des Sachsenlandes, den Sieg des Christenthums feierte und den Völkerbund des neuen Reiches abschloß, sollte damals gerade hier Alles unbewohnt gewesen sein? Selbst wenn hier keine Irminsäule gestanden hätte, wenn es keine frommen Pilger, die zu ihrer Verehrung hierher kamen, unterzubringen, kein Gold und Silber, das zu ihren Füßen geopfert wurde, zu bewachen gab, — selbst wenn der Frankenkönig die kanonische Regel, neue Bischofssitze nur an solchen Stätten zu gründen, die trefflich gelegen und vor andern bevölkert seien, nicht beachtet hätte, — auch dann wäre die Gegend am Thalbrunnen (Pathalbrunnon) doch immer so frucht- und anmuthreich, so eigenthümlich anziehend gewesen, daß es seltsam müßte zugegangen sein, wenn hier nicht schon im grauen Alterthume ein paar sächsische Freihöfe gestanden hätten.

Paderborn liegt, wie schon bemerkt ist, gerade auf der Scheidelinie von ebener Haide und ansteigendem Boden. Die unabsehbare Haidefläche mündet hier ein wie eine offene Seebucht, um welche im weiten Halbrund sich allmählig die Höhen anheben. Man sieht das Teutoburger Waldgebirge sich wie eine lange dunkle Linie hinziehen und die braune Ebene umsäumen, als zöge in der Ferne eine langgedehnte Steilküste. Mitten durch die Stadt aber senkt sich plötzlich der Boden tief hinab, vor Alters natürlich noch viel steiler und im Kalkgestein abgebrochener, als in unsern Tagen. Unten sah man wirbelnd die Menge klarer Quellen und Ströme hervorschießen, und von der Hochplatte darüber schweifte, als Karl der Große hier das Kirchlein hinsetzte, der Blick über endlose Baumwipfel und weitlichte Haide. In jener alten Zeit, als die Umgebung weit und breit noch mit Wald bestanden war, ergoß sich auch die größere Wasserfülle um so rascher und rauschender.

Die Gehöfte, welche da unten bei den Paderquellen sich ausbreiteten, bildeten eine Bauerschaft, die sich die Uekern nannten. Die ächten Uekern haben sich immer für die ältesten Paderborner

ausgegeben, haben mit ursächsischer Hartnäckigkeit germanische Sitten, germanische Rauhheit festgehalten, haben sich niemals zu etwas Anderm als Pflug und Sense bekannt.

Noch zu Ende vorigen Jahrhunderts bildeten sie ihre geschlossene Bauerschaft, die ihr eigen Rathhaus hatte und auf ihrem Mittelpunkte „auf dem Platze" ihre Volksversammlung hielt. Sie hatten noch ihre „Bursprake" von alten geheimen Wörtern, die kein Mensch mehr verstand, und man flüsterte sich zu, daß sie heimlich noch Acht- und Vehmrecht übten. Höchst tiefsinnige Forscher, welche die altgermanischen Laute der Bauersprache nicht zu deuten wußten, geriethen auf den Gedanken, diese fröhlichen und derben Niedersachsen wären vielleicht Ueberbleibsel von Slaven, die sonderbarer Weise aus der Ukermark nach Westfalen verschlagen worden.

Während nun im frühen Mittelalter die Uekern ein Jahrhundert um das andere am Morgen mit den Pflügen aufs Feld zogen und des Abends ihre Kühe und Rinder eintrieben, hatte sich ihre nächste Umgebung allmählig verändert. Vielleicht sahen sie kaum darauf hin, als sich rings um den Dom eine Stadt von Geistlichen, Handelsleuten, und Dienstmannen des Königs und Bischofs bildete, die sich im länglichen Viereck mit Wall und Mauer umzog. Es ließ sie wahrscheinlich auch höchst gleichgültig, als Bischof Meinwerk im eilften Jahrhundert an einer Seite dieses Vierecks Kirche und Stift Bußdorf (Buschdorf) und an der andern Seite Kirche Abtei Abdinghof erbauete. Was ging das die Uekern an, wenn man sie nur selbst mit Kirchen und Kapellen verschonte!

Allein nach und nach rückten ihnen Nachbarn näher, mit denen sie sich schon benehmen mußten. Zu Füßen der Abtei, die noch auf der Hochplatte nicht weit vom Dome stand, siedelten sich Handwerker Krämer Gärtner und Tagelöhner an. Denn die reichen Benediktiner Herren hatten Güter erworben am Rhein und Main, in Holland und Westfalen, sie sahen öfter vornehme Gäste und belebten die Geselligkeit der Stadt. Die Domgeistlichen aber gaben ihr klösterlich Leben auf, und baueten sich Häuser rings um den Domplatz. Diese Alle brauchten jetzt Hand- und Tagwerker, und deshalb kamen immer mehr, die sich auf der Abtei weitem Grund und Boden als Klosterhörige ansiedelten. Weil dies insbesondere

längs des Königs Heerstraße geschah, die hier durchlief, so erhielten sie den Namen „Königssträßer Bauerschaft“, und da sie meist aus kleinen Leuten bestanden, so blieben sie ein unruhiges leichtbewegtes Völkchen, unter welchen es immer viele Hitzköpfe gegeben hat.

Die Uekern, welche sich selten gut mit den Königsträßern standen, mußten auch den Aerger erleben, daß ihnen noch von der andern Seite eine neue Bauerschaft näher kam. Sie dehnte sich allmählig auf den Feldgründen von zwei uralten großen Gütern aus, dem Gyrs- und dem Stadelhof, und nannte sich davon die Gyrs- oder Stadelhöfer. Diese Bauerschaft umfaßte wohlhabendere Ackerleute, die sich in der Nähe des stillen Bußdorfs, untermischt mit einigen Gärtnern und Handwerkern, anbaueten. Einige wuchsen zu recht stattlichen Meyern heran.

Ein ganz anderes Bürgerwesen bildete sich allmählig oben in der Stadt. Die Welt war fortgeschritten: zahllose neue Bedürfnisse entstanden, Handel und Gewerb kam ihnen entgegen, und schuf Bildung und neue Lebensgüter. Da hatten sich oberhalb der Wohnungen der Domgeistlichkeit und des Abdingshofes Kaufleute Tuchmacher Bierbrauer Schwertfeger und reiche Grundbesitzer aus der nächsten Umgegend die schönsten Häuser erbaut. Ihrer wurden immer mehr und sie rückten immer weiter nach Westen. Denn in jenem vielentscheidenden dreizehnten Jahrhundert, das mit der Reformationszeit wie mit der Gegenwart so manche Aehnlichkeit hat, zogen auch die Freisassen, die so lange auf ihren alten Höfen draußen gelebt hatten, in die Stadt. Es war durchaus keine äußere Nöthigung, nur der unwiderstehliche Zug der Zeit, welcher damals diese Wanderung in die Städte hervorrief, gerade so wie heutzutage sich eine Massenwanderung in die Großstädte begiebt, ein kulturhistorisches Ereigniß, von welchem wir die breit sich abwälzenden Folgen kaum erst ahnen können. In der Paderborner Feldmark gab es früher eine ganze Menge großer Einzelhöfe, die wir urkundlich mit ihren Namen und ihren Hufen nachweisen können. Im dreizehnten Jahrhundert gingen sie nach und nach ein, weil die Besitzer es bequemer fanden, die Felder von der Stadt aus zu bewirthschaften.

So entstanden zwei neue große Bauerschaften, die „Western“

in der Richtung westlich vom Dom, die Stadt der Kaufherren und Tuchmacher, — die andere oberhalb der Domfreiheit, wo sich die Großmeyer und Bierbrauer, welche dort ansehnliche Gehöfte bewohnten, zur „Kämpern" Bauerschaft zusammenschlossen. Der Name Kämpe, d. i. Nutzfelder vom Zaun umschlossen, der hier sich findende „Kötterhagen", d. i. Hain der Kötter oder Heuerlinge, und endlich die stille Stiftskirche im „Buschdorf" deuten noch jetzt eine ehemals ländliche Umgebung an.

Mit diesem Zuzug von freien begüterten Leuten, der in den Rheinstädten schon früher begonnen, nahm der eigenthümlich städtische Geist seinen Aufschwung. Sie die gewöhnt gewesen, im offenen Volksgericht zu tagen über ihre und ihrer Genossen Ehre Gut und Leben, wollten sich auch im neuen Wohnsitz keinem andern Herrn und Richter unterwerfen. Sie fügten sich an den Grundstock der ächt freien Hofbesitzer an, welchen sie bei den Paderquellen zerstreut vorfanden, bestärkten sie in der alten Freiheitsübung, und halfen auch vielen Hörigen emporzukommen. Es begann das Ringen mit den städtischen Grund- und Gerichtsherren — dem Königsgrafen, dem Bischof, dem Abt, — das auch in Paderborn mit dem Hinausdrängen oder Abkaufen fast all ihrer Rechte endigte.

In diesen Kämpfen, die in Paderborn hauptsächlich gegen den Bischof und seine Ministerialen gingen, vereinigten sich die fünf Bauerschaften mit einander und umgürteten sich mit einer gemeinschaftlichen Mauer. Ihre Stätte, „die Stadt", wurde jetzt eine einzige erweiterte große Burg, die Bevölkerung eine einzige große Eid- und Waffengenossenschaft. Die Hof- und Hausbesitzer verbürgten einander Sicherheit gegen gewaltsame Heimsuchung Messerzucken und andere Frevel. Alles Fehdewesen sollte schweigen innerhalb der gemeinen Umwallung, der geheiligte Frieden des Hauses sollte walten, soweit der Bürger Gemeinhaus und Gemeinfeld, d. i. der Stadt Weichbild gingen. Die natürliche Folge war, daß auch die alten Mark- und Schultheißgerichte sich zusammenfügten und die vereinigte Bürgergemeinde gemeinsame Regierung und Gerichte erhielt, und daß darin der Western Bauerschaft die Oberhand zufiel. Es blieben zwar noch lange die alten Bauermeister, oder wie man jetzt sie nannte, die Bürgermeister als oberste Beamte be-

stehen, allein das Heft der städtischen Verwaltung kam in die Hände des „regierenden“ Bürgermeisters.

In der Western und Kämpern Bauernschaft traten bald viel mehr ritterbürtige Männer in gutem Harnisch aus der Hausthür, als in den drei übrigen Stadttheilen zusammen genommen. Hier gab es also auch weitaus die meisten rathsherrlichen Familien, hier stand das Rathhaus und die Marktkirche, welche recht eigentlich die Bürgerkirche war, wie ihre große Glocke auch die „Bürgerglocke“ hieß. Die Königsträßer Bauerschaft dagegen, deren Herr und Meister der Abt gewesen, kam wahrscheinlich später bei der Anzahl der Rathsherren zu kurz. Denn während man auf jede andere Bauerschaft fünf rechnete, erhielt eine nur vier.

Dasselbe Verhältniß fand bei den Gemeindsherren statt. Diese wurden aus den Bauerschaften gewählt, also unmittelbar aus der gemeinen Bürgerschaft selbst. Eine jede Bauerschaft stellte fünf und eine nur vier Gemeindsherren. Diese „Vierundzwanziger“ traten am Sylvestertag zusammen, und kürten als der ganzen Gemeinde rechte „Kurgenossen“ in aller Freiheit und Sorgfalt die 24 Rathsherren des neuen Jahres, welche am selben Wahltag sofort sich einigten und die Bürgermeister ernannten.

Die Uekern mußten sich nun getrösten, daß sie die ächtesten „alten Paderbörner“ seien, deren Höfe schon zu Zeiten Widukinds, des großen Sachsenhelden, da gestanden. Kam es aber zu Krieg und Fehde, so wollten sie im Feld und auf dem Walle die Kühnsten und die Stärksten sein, und setzte es recht schlimmen Streit und Hader mit dem Rath, so gaben sich die Uekern gewiß am letzten zufrieden. Mit ihnen hielten gewöhnlich die Stadelhöfer zusammen, während die Kämpern sich selten von den Western trennten. Die Königssträßer aber gingen gern ihren eigenen Weg, bald mit Diesen bald mit Jenen.

Die Uekern hielten steif und fest darauf, daß ihre Bauerschaft als ein Ganzes zusammen bleibe, und gaben nicht leicht zu etwas ihre Beistimmung, das sie nicht erst auf ihrem eigenen Gemeindehaus durchberathen. Denn jede Bauerschaft besaß ihr besonderes kleines Rathhaus, und ehe eine Sache auf dem großen Rathhaus zur Entscheidung kam, war sie gewöhnlich schon in den fünf

kleinen Rathhäusern durchgefochten. So war also Stimmung und Beschluß der Bauerschaften auch dem Ansehen der rathsherrlichen Familien gegenüber noch immer von Gewicht. Die Gemeindsherren traten als Vorfechter der gemeinen Bürgerschaft auf, und in wichtigen Fragen wagten Bürgermeister und Rath nicht leicht vorzugehen, ohne sich der Zustimmung der Gemeindsherren zu versichern. Jedoch war Herkommen, daß alsdann nicht bloß sie, sondern auch der alte Rath, das heißt die vierundzwanzig Rathsherren des vorigen Jahres, zur Beschlußfassung berufen wurden.

Auch sonst hatte sich, obwohl der Stadt Gericht Regierung und Schutzwehr längst an den Rath und die Stadtobersten übergegangen, noch viel vom öffentlichen Wesen in den Bauerschaften erhalten. Jede bildete zugleich eine Hut= und Weidegenossenschaft, was für eine Bevölkerung, die großentheils auf Landbau und Viehzucht angewiesen, nicht unwichtig. Daran schloß sich die Handhabung von Stadt= und Feldrecht, die jährliche Gränzbegehung, die Auswahl der Feld= und Gartenhüter. Aber auch die Hauptpunkte der Stadtwehr standen noch in nächster Beziehung zu den Bauerschaften. Jede hatte ihr besonderes Thor, dessen Schutz zunächst sie anging: zur Westernbauerschaft gehörte das Westernthor, zur Kämpern das Spierings= (Sperlings= jetzt Kasseler) Thor, zur Gyrs das Gyrsthor, zur Ueckeren das Heiers (Hirten= jetzt Detmolder) Thor, zur Königssträßer das Riemeckes (jetzt Neuhäuser=) Thor.

Aus diesen Bauerschaften hätte man nun zu Dietrichs und Wicharts Zeiten gern eine neue Art von Stadtvertretung gebildet. Der Fürstbischof und die gemeine Bürgerschaft waren darin eines Sinnes. Da mit dem übermüthigen und festgeschlossenen Patrizier=Bund einmal nicht auszukommen, dachte man auf die ursprünglichen Bestandtheile zurückzugehen, aus denen Stadt und Rath emporgewachsen, auf die fünf Bauerschaften. War die Bürgerschaft wieder zerspalten in diese Urgemeinden, so ließ sich eine gegen die andere trefflich brauchen. Dem Fürsten stand schroff entgegen die vornehme Rathsgenossenschaft, die sich hinter dem ererbten Recht und Herkommen verschanzte: sie war politisch gewöhnt und wohl geschickt dazu, der Stadt Freiheiten zu vertreten. Bei der gemeinen Bürgerschaft aber ließ sich weniger Verständniß der Fragen hoffen, auf welche es der landesherrlichen Macht ankam. Ueberdies, wenn

es dem Fürsten gelang, die Stadt wieder in ihre fünf Bauerschaften zu zersetzen, so stand diesen die landesherrliche Gerichtsgewalt wieder so nahe, als irgend fünf alten Landgemeinden. In dieser Richtung ging nun des Fürsten Partei vor, und die demokratische sah ihr das Spiel ab. Die Jesuiten aber konnten vollends nur gedeihen, wenn sie den alten Zusammenhalt der Bürgerschaft zersetzten. In Paderborn wollten sie nun einmal sich einen festen Hort gründen — das gehörte zu ihrem großen deutschen Plan: dies lehren uns ihre Paderborner Annalen, die wir noch vom Jahre 1850 an handschriftlich besitzen.

Neuntes Kapitel.

Plan und Taktik des Jesuitenordens.

Protestantische Aufgabe im Nordwesten Deutschlands. Vortheil der Jesuiten. Ihre Politik. Paderborns Lage, Bevölkerung und Geschichte. Seine Bestimmung. Vorbereitung von langer Hand. Verhaltungsmaßregeln der Jesuitenmission. Ihr Geist und Zusammenhang. Fortschritt zu Größerem. Mittel zur Eroberung der Hauptstadt. Die Pfaffenkinder. Ihr Ausschluß vom Rath. Andere Katholische. Juristenpartei der Jesuiten. Abt Ruben. Wachtendonk. Hofpartei der Jesuiten. Wippermann. Plettenberg. Zusammenhang mit dem Ordensgetriebe. Militärisches Kommando. Der unfehlbare König. Fülle geistlicher Gewalten. Vielseitige Talente. Freiheit und Geld. Einheit in Befehl und Handeln. Kundschafter und Berichterstatter. Einzige Mittel gegen den Orden. Die Schulen. Verdienst der Jesuiten. Waffenschwäche der Protestanten.

Wollten die protestantischen Fürsten ihrer Konfession in ganz Norddeutschland den Sieg verschaffen, so mußten sie die Stifte zwischen Rhein und Weser, als da waren Bremen Verden Minden Fulda Paderborn Corvey Osnabrück Münster Köln, evangelisch machen, also zuerst in die Domkapitel Söhne von protestantischen Herren und Grafen bringen, dann ihnen die Stellen der Dechanten und Pröbste verschaffen, endlich von ihnen die Söhne und Brüder der regierenden Fürsten zu Bischöfen wählen lassen. Das ließ sich nur erreichen durch einmüthige, einheitliche Politik, und diese mußte man wenigstens ein paar Jahrzehnte hindurch festhalten. Aber da war ja Alles Wechsel und Zerstreuung, Eigensinn und Selbstsucht, der truchsessische Krieg ging bloß dadurch verloren. Wie konnte die protestan-

tische Staatskunst es aufnehmen mit einem Orden, der unwandelbar ein und derselbe blieb, dessen Politik ein Menschenalter um das andere auf denselben Zielpunkt hinzeigte, gleichwie die Magnetnadel nach Norden, mit einer großen dauernden festgefügten Genossenschaft, die sicherer Erbweisheit, wie treuer Ueberlieferungen sich erfreute!

Ihrerseits hatten die Jesuiten um jeden Preis zu verhindern, daß Hessen und Holländer sich die Hand reichten. Eine starke Macht mußte sich dazwischen lagern, und diese Macht wurde nur geschaffen, wenn die Bisthümer zwischen Rhein und Weser in die Hand eines einzigen Fürsten kamen, der sich stützte auf die Hausmacht seines Stammes.

Paderborn und Münster faßten sie zuerst in's Auge, vor allen Paderborn. Wie die Wasserfinder die Quellen, die verborgen im Boden rieseln, so wußten die Jesuiten die rechten Plätze zu finden, wo ihre Art wurzeln und wuchern konnte.

Paderborn empfahl sich schon durch seine Lage. Hier allein ließ sich ein fester Trutz und Hort gegen das ketzerische Gewoge von Osten her aufrichten, und was zunächst am nöthigsten, ein Bollwerk gegen die gefährliche hessische Macht, in der ein ungemeiner Lebens- und Ausdehnungstrieb steckte.

Die Bevölkerung aber des Paderborner Landes hatte wenig von dem nüchtern verständigen Wesen, das den Jesuiten unleidlich: sie war warmherzig, leicht aufwallend, kriegerisch, im Waldgebirg etwas von Wallonenart. Das Paderborner Bisthum umgab auch noch ein altehrwürdiger Glanz, hier hatte Karl der Große das erste Kreuz im Sachsenlande aufgerichtet. Jesuiten rechnen auch mit den feinen unsichtbaren Kräften, die bei geschichtlichen Bewegungen mitspielen.

Hier also sollte die Hochwarte stehen zum Ausgangspunkt und zum hoffnungsfrohen Ausblick in die Länder der protestantischen Fürsten. Hier wollte man die Jünglinge aus geistesverwandten Familien der Rhein- und Weserlande, der Elb- und Odergegenden, aus Dänemark und Skandinavien sammeln, ihren Geist mit Kenntnissen, ihre Herzen mit Feuer beseelen, und sie dann wieder ausschicken als geschickte Streiter in ihre Heimath.

Es hatte sich nicht hindern lassen, daß evangelische Lehre und Gesinnung allmählig das ganze Fürstbisthum einnahm. Jedoch früh-

zeitig, von langer Hand her wurde die Gegenreformation vorbereitet. Erst schaffte man in das Domkapitel ein paar Zöglinge des germanischen Kollegs, jenes Jesuitenseminars für Deutschland, das in Rom sofort gegründet wurde, sobald Rom selbst sein Jesuitenkolleg erhielt. Diese Germaniker führten leise ein paar Jesuiten in die Stadt ein, fortan ihre Rathgeber. Dann wurde ganz in der Stille geplant und gearbeitet und die große Fürstenberger Verwandschaft benutzt, bis die Bischofswahl kein Genie, keinen selbstständigen Herrscherwillen, aber einen klugen zähen rechnenden Charakter, der sich von Jesuiten lenken ließ, mit fürstlicher Macht bekleidete. Wahrscheinlich hatte ein Jesuit, der in der berühmten katholischen Familie der Fürstenberger Aufnahme fand, Dietrich erzogen und auf ihn aufmerksam gemacht.

Ein Jahr nach dem Einzug der ersten Jesuiten in Paderborn, da Ruben als Oberer mit den Patres Loen und Grosbeck und einem weltlichen Koadjutor erst eine Mission bildeten, erhielt Ruben von seinem Provinzial (Provinzobern) in 17 Artikeln besondere Verhaltungsregeln. Sie lauten fast wörtlich, wie folgt:

1. Sie sollten bescheiden auftreten.
2. Ziel der Mission sei: erstens die Menschen zum ewigen Heil durch kirchlichen Gehorsam und katholische Einheit zu führen, zweitens die Gemüther anzuleiten, ein Kollegium zu erbitten und das Nöthige vorzusehen, wenn vielleicht Gott durch die Oberen Arbeiter sende.
3. Am 14. jeden Monats solle Ruben, am 1. jeden Monats Loen Bericht erstatten über ihre Fortschritte und Geschäfte, nach der dafür vorgeschriebenen Formel.
4. Man könne den Nutzen eines Kollegs auseinandersetzen, dürfe aber keine Hoffnung darauf machen, und Weiber oder Fremde unter keinem Vorwand bei sich wohnen lassen.
5. Gründern und Gönnern sei anzudeuten, ihnen verbleibe alles zum Besten der Jesuiten Erworbene, wenn es in Paderborn nicht zu einer Residenz oder zu einem Kollegium komme.
6. Alles was als Allmosen geschenkt werde, auch das Geringste, sei in einem Buch mit Datum und Namen der Wohlthäter zu verzeichnen.

7. Das gelte insbesondere von dem, was durch Domkapitelsbeschluß erworben werde.
8. Beichte und Abendmahl sollten sie lieber in ihrer eigenen, als einer andern Kirche halten. Messe täglich, Katechismus an jedem fünften Sonntag, Predigt an Sonn- und den Festtagen und in den Fasten zweimal in der Woche, Bibelerklärung einmal in der Woche, — mehr solle für gewöhnlich nicht dargeboten werden.
9. Sorgfältig sei die Regel zu beobachten, in den Predigten keine Prälaten zu zersausen, auch wenn sie Protestanten; wohl aber sei durch feste Beweise darzulegen, was die katholische Kirche glaube.
10. Die Jesuiten hatten bekanntlich vom Pabste Vollmacht, von den schwersten Sünden freizusprechen, die meisten Gelübde und eidlichen Verpflichtungen, wenn es ohne Nachtheil eines Andern geschehen konnte, in leichtere umzuwandeln, und in Gewissensfragen Entscheidung zu geben. Diese Gewalten sollten auch dem Missionsobern zustehen, und wie weit sie sich ausdehnten, sollte er aus den Regeln für die Rektoren, aus den päbstlichen Bullen, und aus dem Katalog lernen. Jedoch dürfe er die Nichtjesuiten und Bischöfe nicht beleidigen, wenn er von seinen großen Gewalten Gebrauch mache.
11. Die Geschichten der Mission solle er aus den Monatsbriefen in ein Buch schreiben lassen.
12. Von seinem Gesellschafter solle er wie vom dazu Bestellten Rath und Ermahnung annehmen, ihm beichten, ihn wieder lieben, und ihm zu den festgesetzten Zeiten sein Gewissen eröffnen.
13. Er solle sich bemühen, daß Schüler und Lehrer nur Jesuiten beichteten; ohne seinen Rath dürften Jesuiten sich nicht die Gewalt fremder Gerichtsbarkeit nehmen; wie denn auch die dramatischen Spiele nicht durch fremde Schüler zu geben.
14. Wohlthäter und Ergebene solle er bei Gunst erhalten, jedoch selten bei ihnen zur Tafel gehen.
15. Dem Rektor zu Fulda solle er öfter schreiben und durch diesen den Provinzial von Allem unterrichten, die Monatsbriefe aber Letzterm selbst schreiben.

16. Die Aufmahnung solle er den Ordensmitgliedern einmal im Monat halten, bei Tische immer etwas lesen lassen, und Alles allmählig nach der Norm der Kollegien einrichten.
17. Die Disziplin, die Regeln, das Exerzizienbuch sollten sie haben, jedoch zur Zeit noch keinem Andern mittheilen.

Es bedarf keines Wortes mehr, um auf den Geist und Zusammenhang solcher Regeln aufmerksam zu machen.

Nachdem nun die Jesuiten durch ihre Befolgung es in Paderborn zu einem herrlichen Kollegium und zu einer mächtigen Genossenschaft von offenen und geheimen Anhängern gebracht hatten, gingen sie daran, die Bekehrung des Landes im Großen und Ganzen zu unternehmen. Ehe diese möglich war, mußte es dem Fürstbischof politisch unterworfen werden, die Landeshauptstadt zuerst. Dazu boten sich zwei Wege. Man mußte die geistliche, noch mehr die weltliche Gerichtsbarkeit des Fürsten über Paderborn allmählig ausdehnen und verstärken. Zugleich mußte man suchen, im Stadtrath selbst Herrschaft zu gewinnen, um durch diesen auf die Bürgerschaft zu wirken. Für Beides erschien nichts nöthiger und nichts ergiebiger, als in der Bürgerschaft selbst eine Partei zu stiften, welche sie wie ein scharfer glatter Keil auseinander sprengte.

Daß eine solche Partei sich fand und mächtig wurde, ist nur aus den damaligen kirchlich-bürgerlichen Zuständen zu erklären. Es gab viele beweibte Priester, einige hatten sich trauen lassen, andere nicht: früher gab es ihrer noch mehr. Es besaßen ja zur Zeit des Interims und als Dietrichs Vorgänger Religionsfreiheit verkündigte, die Priesterehen Gültigkeit: jetzt war das wieder eine Frage geworden, und auf der Menge der Pfaffenkinder ruhete mehr oder minder dunkel der Flecken nicht ganz reiner Herkunft. Die Söhne wendeten sich häufig dem Juristenstande zu; denn dieser war außerordentlich zahlreich, und versprach Geld und Ehren, weil das römische Recht auf den Universitäten aufblühete und in die städtischen und fürstlichen Gerichte eindrang.

In Paderborn gab es mehrere Juristen von solcher Herkunft, und gerade hier stand ihnen ein harter Artikel des Stadtrechts entgegen. Bürger konnten sie werden, nicht aber rathsfähig. Denn im Stadtbuch stand „ein uraltes Statut verzeichnet, keinen zum Rathstand zuzulassen, er sei denn ächt recht und frei geboren von Vater

und Mutter, beide Mann und Weib, das ist, daß sowohl des Mannes als Weibes Eltern allerseits von Vater und Mutter ächt recht und frei geboren sein sollen." Es mußte der Rathsfähige also vier ächte Ahnen aufweisen, nicht bloß Vater und Mutter, sondern auch beide Großväter und beide Großmütter. Eines von diesen konnte leicht ein Pfaffenkind gewesen sein, oder zu einem Solchen Vater oder Mutter gesagt haben. Die Juristen boten Alles auf, den Artikel, der ihnen soviel Schaden und Schande brachte, zum Fall zu bringen: die Bürger aber, insbesondere die ärmeren blieben dabei, er stehe einmal im Stadtbuch und das liege auf dem Rathhaus. Da Jene nun den Bann nicht brechen konnten, so schlossen sie sich der fürstlichen und katholischen Partei an, um durch sie in den Rath zu gelangen. An ihrer Spitze standen Jost Gogreve, Doktor beider Rechte, und die Licentiaten Philipp Bernink und Heinrich Westphal, und des Letztern Schwiegervater Hermann Behren.

Diese Juristen entwickelten nun eine schneidige Rührigkeit und hatten um so mehr Gewicht, als auch die andern katholischen Bürger sie als ihre Vorkämpfer betrachteten. Diese hatten sich in der Stille gemehrt, entweder durch Bekehrung, oder sie waren von draußen in die Stadt gezogen. Unter ihnen befanden sich besonders viele Juristen, die bei dem Domkapitel und der fürstlichen Kanzlei zu thun hatten. Sie schloß zwar kein Gesetz vom Stadtrath aus, aber man wählte sie nicht gern, und einmal gewiß nicht zu den hohen Stadtämtern. Die Jesuitenannalen berichten zum Jahr 1598 von einem vornehmen Bürger, der nicht anders habe zu Ehrenämtern gelangen können, als daß er protestantisch geworden. Aus Reue darüber habe er sich erhängt, und dadurch seien Viele, die bereits schwankten, abgeschreckt, ebenfalls das protestantische Bekenntniß abzulegen. Bekanntlich aber sind Juristen, wenn sie einmal katholisch denken, noch päbstlicher, als Theologen.

Die Partei der katholischen Juristen erhielt im eben erwähnten Jahre ein treffliches Haupt, und zwar im Abdinghof. An den Benediktinern dieser Abtei waren die Paderborner gewohnt, ihre geistlichen guten Freunde zu finden. Jetzt nöthigte der Fürstbischof den alten Abt zum Rücktritt, und wer kam an seine Stelle? Ein alter Bekannter, Leonhart Ruben, der vor achtzehn Jahren als der dritte Jesuit nach Paderborn gekommen, und an welchen damals

die siebzehn Artikel ergingen. Er hatte unterdessen weite Reisen gemacht, war in Liefland und Schweden gewesen, und schließlich vor zwei Jahren in Köln Benediktiner geworden, gerade als wäre er für den Abdinghof bestimmt gewesen. Ruben, mit Wort und Feder scharf gewaffnet, bildete fortan mit dem Rektor Friedrich Wachtendonk das Jesuitenpaar, von welchem für die Partei gewöhnlich der oberste Rath und Antrieb ausging.

Beide aber standen auch an Dietrichs Hofe in hohem Ansehen: insbesondere war Wachtendonk des Fürsten Vertrauter, den er oft kommen ließ und mitnahm auf kleinen Reisen im Hochstift. Unter den drei Geheimen Räthen Richwein, Dr. Wippermann, und Jakobi war der Erste der Jesuiten ergebener Freund, der Doktor aber ihr engster Verbündeter. Wippermann führte vorzugsweise des Fürsten Regierungsgeschäfte und hatte Verbindungen mit Jesuitenhäuptern, zu denen er sich öfter auf Reisen begab. Von den übrigen Hofherren standen der Hofmeister (Hofmarschall) Heinrich von Westphalen und der Amtmann von Boke am höchsten im Vertrauen des Fürsten, und gerade so im geheimen Rath der Jesuiten. Als Letzterer, der „wie ein zweiter Atlas die katholische Sache auf seinen Schultern trug," im Jahre 1598 starb, wunderte sich alle Welt, daß sein Nachfolger Hunold von Plettenberg wurde. Denn Dieser war ein rauher Kriegsmann von trotzigem Aussehen, und abgesagter Feind alles dessen, was katholisch, obgleich seine Frau dieses Glaubens. Allein sobald der Fürst auf ihn sein Auge geworfen, gerieth Herr Hunold in tiefen Verkehr mit Wachtendonk, und siehe da, nach ein paar Monaten ging er mit brennender Kerze zum Altar und legte unter Seufzen und Thränen das katholische Glaubensbekenntniß ab, und wurde an Dietrichs Hofe eine hohe Säule der alten Kirche und ein grimmiger Widersacher der Protestanten.

Die katholische Juristenpartei in der Stadt, der Domdechant Arnold von der Horst mit seinen Verbündeten im Domkapitel, und jene Geheimen Räthe und Hofherren in Neuhaus standen durch die Jesuiten mit einander in beständiger Berührung, und so hatten Diese ihre Sache so wohlbestellt, als es nach den Umständen möglich war.

Man würde aber die eigenthümliche Thätigkeit der Jesuiten an einem Orte nur zum Theil verstehen, wollte man sie immer nur auf diesem einen Punkte betrachten, und nicht im Zusammen-

hang mit dem Getriebe ihres Ordens, mit der ungeheuren Schwungkraft der Maschine, in welcher jedes Kollegium, jede Mission nur wie ein Rad mehr eingriff.

Hätte damals ein Verständiger in das ganze Getriebe des Jesuitenordens Einblick erhalten, unwiderstehlich wäre er von Bewunderung, ja von scheuer Ehrfurcht hingerissen vor der kühnen und gewaltigen Intelligenz und Willenskraft, die solch einen Orden hervorrief. Und wenn Jener seine Zeit nur ein wenig kannte, hätte er bestürzt ausgerufen: wo in aller Welt giebt es noch Waffen wider solch eine Genossenschaft?

Er sah vor sich eine Gesellschaft von Tausenden gescheidter gelehrter trefflich geschulter Männer, vertheilt an allen Höfen und Bischofssitzen, aller Orten rührig, wo sich Bedeutendes auf der Weltbühne begab. Sie bildeten eine Compagnie Jesu, gerade wie es eine Compagnie Frundsberg oder Wallenstein gab, militärisch geschlossen, jeder Krieger in Reih und Glied, jeder stehend oder marschirend nach militärischem Kommando: ihr Befehlshaber der General in Rom: ihr König der Pabst. Wenn dieser König sich nicht schon an Gottes Statt fühlte, Geist und Einrichtung des Ordens hätte ihn für unfehlbar erklären müssen, weil der Orden einen unfehlbaren König brauchte. Denn der Soldat darf nicht dem Eigenwillen folgen: bei den Jesuiten ging das soweit, daß auch der Keimboden des Eigenwillens, — Gewissen und Einsicht, gleichwie Neigung und Leidenschaft — abgetödtet wurde, um sich willenlos dem Befehl des Obern zu unterwerfen. Das aber dauernd durchzuführen, wäre wider menschliche Natur ohne die Ueberzeugung, des Oberen Wille sei der unfehlbare göttliche Wille.

Die Compagnie war ein Heer geworden, das viele Tausende umfaßte. Es hatte eine Menge Festungen (Kollegien), Forts (Residenzen), und vorgeschobene Posten (Missionen) angelegt, jeden Platz klug ausgewählt, mit Hülfs- oder Rückzugslinien wohl bedacht. Die Truppen einigten sich, vertheilten sich, verschwanden, je nach Befehl aus dem Hauptquartier: zu Zeiten griffen sie an in vollen Schaaren: meist feuerten sie verdeckt aus Wald und Schluchten. Der General hatte sich von ihrem König völlig freie Bewegung ausbedungen, dazu eine Ausstattung von geistlichen Gnaden und Gewalten reicher, als irgend ein Bischof, beinahe so groß, wie der Pabst selbst sie

besaß. Und diese Ordenskrieger, ausgestattet mit solcher Fülle geistlicher Gewalt, verstanden auch etwas, meist sehr viel von der Feinheit der Diplomaten und der Regierungskunst der Staatsmänner. Sie verbanden mit der sakramentalen Weihe und Würde des Priesters das liebenswürdige geschmeidige Wesen des hochgebildeten Gesellschafters, den mahnenden Blick des Seelenfreundes. Der Orden stellte nicht bloß Beichtväter Professoren und Priester, sondern auch Architekten und Astronomen, Handelsherren und Banquiers Geheimsekretäre und Lakaien, Aerzte und Naturforscher, und große Reisende in allen Welttheilen. Ihre Gesellschaft brauchte, sammelte, benützte jedes Talent und jede Kunst und Wissenschaft: nur schnitt sie Alles zu, wie es zu ihren Zwecken paßte.

Zwei Dinge aber wußte sich der Orden stets zu sichern: das Eine ist schon genannt, es war Freiheit, sich nach eigenem Ermessen zu bewegen, und das Andere? Geld, viel Geld.

Bei den größten Diensten, die sie einer Partei leisteten, bei der innigsten Ergebenheit gegen ihre fürstlichen Wohlthäter befolgten Jesuiten nur ihre eigene Politik, und ihre Treue gehörte nur ihrem General. Um nirgends sich zu binden, nahmen sie nicht einmal Stellen als Pfarrer oder Domherren oder Bischöfe an. Aber die Freiheit ihrer Bewegung stieß sich auch nicht an sittliche Hindernisse. Für sie war kein Recht unantastbar, Familienglück und Wohlstand eines Volks große Nebensache, geschichtliche Wahrheit kaum beachtungswerth. Denn sie kämpften für der Menschen Seligwerden im Himmel — dagegen kam ja alles Irdische nur soweit in Betracht, als man es benützen konnte oder sich mit Schlangenklugheit durchwinden mußte.

Und weil nun einmal unter diesen irdischen Dingen das Geld, besonders viel stets bereites Geld ein Hauptmittel der Freiheit und der Macht bildet, so richteten die Jesuiten unverwandt ihr Augenmerk darauf, recht viel Hab und Gut zusammen zu bringen. Ein Kloster ist stets noch besser daran, als ein Fideikommißgut: es kann im Laufe der Zeit nie verlieren, immer nur gewinnen. Nun waren, nach ihren alten Pergamentbüchern über Erwerb und Zinsen und Gülten zu schließen, die Klöster ehemals mit der Sorge um weltliche Güter gewiß gefärbt und getränkt: liest man aber in den handschriftlichen Jahrbüchern der Jesuiten, wie geschickt sie allerlei

Grundbesitz, Kapellen mit Einkünften, Meßstiftungen, Geld-, Bücher- und Zinslegate erwarben, wie zähe sie ihren Besitz vertheidigten, wie gewinnreich ausbeuteten, dann erscheinen solchen Meistern gegenüber die mittelalterlichen Aebte doch nur als schwache Lehrlinge.

Es gab einst Tempelherren Malteser und Dominikaner und andere große Genossenschaften, die für ideale Zwecke arbeiteten. Die Jesuiten hatten einen Vortheil vor ihnen voraus. Nicht bei Brahmanen in ihrem Kampf mit den Buddhisten, nicht bei Pythagoräern und ägyptischen Priestern, höchstens unter Deutschordensrittern, die in den Ostseeländern bei geringer Zahl Erstaunliches leisteten, finden wir solche Einheit im Befehl und Handeln, wie bei den Jesuiten. Nicht auf Gehorsam allein, nicht bloß auf das ganze gleiche Regelbuch für ihre Prediger Beichtiger und Exerzizienmeister stützte sich diese Einheit, sondern auch auf die Ueberlegenheit und Allgegenwart des Wissens. Nur daraus gingen Befehle hervor, die sich für gewöhnlich an der Wirklichkeit der Dinge als praktisch erprobten.

Der ganze Jesuitenorden war gleichsam ein einziges offenes Auge, gerichtet auf jede Bewegung der Völker, Staaten, Ortschaften, Familien. Die Jesuiten blickten in das Innere der Häuser, weil Dienstboten, Jünglinge und Frauen ihnen ergeben waren, — sie hatten ihre Vertrauten und Zuträger in den Stadträthen und Magistraten, — in den Fürstengemächern, — in Kriegslagern und Verschwörungen. Alle Jesuiten berichteten regelmäßig an ihren Obern, die wichtigsten Berichte flossen im Hauptquartier zu Rom zusammen. Hier überschaute man stets die gesammte Weltlage und wußte zum Voraus, was für Pläne die protestantischen Fürsten und Städte fassen, und welche neue Feindschaft und Verketzerung ihre Doktoren und Prediger wieder anheben würden.

Solch ein militärischer Gehorsam, solche kluge Vertheilung der Streitkräfte, solch ergiebige Fülle von Talent und Wissen aller Art, solche Einheit im Befehl und Handeln, — dies Alles verbunden mit hoher Begeisterung, mit unbezwinglicher unversieglicher Thatkraft Geduld und Ausdauer, wie sie nur das Bewußtsein eingiebt, für die heiligen Ziele der Menschheit und für die eigene himmlische Verklärung zu streiten, — das Alles machte die Jesuiten unwiderstehlich, wo immer sie sich niederließen. In den ersten fünf Jahren merkte man sie wenig, dann aber wuchs ihre Macht aus zahllosen

heimlichen Quellen, und nach zwanzig Jahren war sie nicht mehr auszurotten. Außer der innern Lähmung und Stockung, der wie alles Menschliche auch dieses Ordens Triebkraft zuletzt unterworfen, gab und giebt es gegen sein Wirken kein Mittel, als strenge Gesetze und wachsame Behörden, die seine Mitglieder von Staat und Kirche fern halten, oder, was noch besser ist, die Macht einer höheren freien und humanen Bildung, welcher die ihrige nicht gewachsen ist.

Von dieser Art Bildung besaß man zu Ende des Reformations-Jahrhunderts noch gar wenig. Die Ironie der Geschichte wollte es, daß gerade die Jesuiten wesentlich beitragen sollten, Werkstätten zu errichten, aus denen man später die Waffen gegen sie selbst holte. Dies waren die höheren Schulen.

Gewiß läßt sich, selbst im Hinblick auf Frankreichs Literaturblüthe, die Frage aufwerfen, ob die Kultur durch die Jesuitenschulen im Ganzen mehr gewonnen oder mehr verloren hat? Für jene Zeit aber erschien es als etwas Außerordentliches, die Schule so hoch zu stellen, auf sie soviel Schweiß und soviel Kräfte edelster Art zu verwenden, wie die Jesuiten es thaten. Die Reformation hatte mit den Klöstern viele Bildungsanstalten lahm gelegt. Man gründete wohl Universitäten und Stadtschulen, jedoch selten gute Gymnasien. Planlos, schwach und hölzern war in den meisten dieser mittleren Lehranstalten der Unterricht: ein schlechtes Lehrbuch verdrängte das andere: Latein und Religion ließen kaum andere Wissensstoffe zur Geltung kommen. Kein Wunder, daß die Lehrer, knapp besoldet und wenig geachtet, beständig trachteten, von der Schule weg zu einer guten Pfründe zu kommen. Die Jesuiten aber adelten die Schule, und wenn sie auch das Schulamt nur als einen Zweig ihrer vielästigen Thätigkeit ansahen, wenn sie auch dem Genie die Flügel beschnitten, und dem jungen Geist nicht gern zum frischen Wachsthum verhalfen, so konnten ihre Schulen doch durch die Menge der Kenntnisse, die sie gaben, durch das System, in welchem die Lehrfächer in einander griffen, durch das Zuschulen für logisches Verfechten von Denk- und Glaubenssätzen nicht ohne weltweite Wirkung bleiben.

Einzig aber in ihrer Art erschien die große Liebe und Sorgfalt, die sie ihren Zöglingen widmeten. Sie erblickten in ihnen die Gefräße göttliche Gnade und Bestimmung, kämpften für

sie wie ein Vater für seine Söhne, suchten die Verirrten auf und führten sie heim, wie der gute Hirt das Lamm zärtlich am Busen trägt. Zum Dank lieferte ihrem Orden die Schule die fähigsten Köpfe und sonst etwa erwünschte Mitglieder. Denn weil sie das innerste Gewissen ihrer Zöglinge beherrschten, so hatten sie in der Regel selbst zu bestimmen, wer in ihren Verband eintreten solle, mochten die Eltern der Zöglinge auch ganz andere Wünsche hegen.

War es ein Wunder, wenn ein solcher Orden Meister der Völker wurde? Raffte man all das Rüstzeug zusammen, mit welchem ihn seine Gegner bekämpften, so schien es wahrhaft kläglich damit bestellt. Gerade das, wodurch die Jesuiten am stärksten, fehlte den protestantischen Fürsten Feldherren und Doktoren am meisten. In der fröhlichen Zuversicht ihres Glaubens, in ihrem Uebermuth und Eigensinn begingen sie, statt sich wie eine Mauer zusammenzuschließen, eine Thorheit nach der andern. Jeder ihrer Fehler aber verkehrte sich sofort in einen Vortheil für Jene, die aller Orten heimlich auf Schildwache standen.

Zehntes Kapitel.

Fürst und Landstände.

Ueberschuldung der Stadt. Ausreden der Rathsherren. Hexenverbrennung. Lufterscheinungen. Großes Sterben. Landtag zu Dringenberg 1598. Fürstliche Machtstellung. Gründe ihres Anwachsens. Glauben an das Alte. Dietrichs Zielpunkte. Seine gerichtsherrlichen Forderungen. Das hohe Gericht. Eifersucht der Paderborner. Klagen des Fürsten. Trotz der Rathsherren und zustimmende Landstände. Ausweichen der Gemeindsherren. Deputirtenwahl. Ansinnen des Fürsten. Vorsicht der Deputirten.

Als das Jahrhundert auf die Neige ging, war es in Paderborn so weit gekommen, daß die reiche Stadt borgen mußte, und eines Morgens fehlte auch das Geld, die Zinsen zu zahlen. Als dies verlautete, wurde der gemeine Mann vollends wild, und in allen Bierhäusern tobte man über das schlechte Stadtregiment, über die Kleiderpracht der Junker und Rathsfrauen, über die unaufhörlichen Gelage, in welchen der Stadt Gut und Einkommen in Wein und Braten aufgehe. Die Uekern wandten sich an Wichart, der unter ihnen wohnte und früher so oft Rathsherr gewesen, und er gab ihren Klagen Recht und sagte: „Vor Jahren sei Paderborn eine reiche Stadt gewesen, der Rath voll Macht und Ehre, die Bürger angesehen weit und breit: Körbe voll Geld habe man in die Stadt getragen. Jetzt sei das öffentliche Gut verschwendet, der Stadt Einkommen zum Erbarmen, Hunger und Kummer in allen

Ecken. Diesem allgemeinen Verderben müsse man endlich steuern: man müsse die Rathsverwandten zwingen, öffentlich Rechenschaft zu legen, oder sie geradezu gerichtlich belangen."

Wohldenkende Männer traten mit den Gemeindsherren zusammen und setzten eine Beschwerdeschrift auf, die sie bei dem Rathe einreichten. Aber da hieß es: „Was man denn wolle? Das Geld sei der Religion wegen ausgegeben. Der Fürst mache bloß um des Evangeliums willen der Stadt soviel Beschwerung." Damit ließen sich die Bürger wieder beschwichtigen; denn „sie wollten", sagt unser Chronist, „lieber unter dem Schein der Religion genarrt sein, als den Dingen weiter nachfragen".

Jetzt hielt man im Rath des Fürsten den Zeitpunkt für gekommen, gegen die Landeshauptstadt vorzugehen. Wie vor achtzehn Jahren, gab es erst wieder eine große Hetze und Hinrichtung von „Hexen Zauberern und Unholden". Schon in den drei domkapitelschen Dörfern ließ sich eine nicht geringe Anzahl auftreiben: in Etteln wurden 3, in Attelen 9 Hexen und Hexenmeister verbrannt, darunter auch Giftmischer und ein schrecklicher Wärwolf der alte Franke. Die Jesuiten waren bei den Hinrichtungen höchst geschäftig, und thaten ihr Aeußerstes, die Verurtheilten zu bekehren: sie lehrten, was Viele gar nicht glauben wollten, auch Hexen könnten durch Reue und Buße noch selig werden. Zur selben Zeit, im Jahr 1598, sah man in Paderborn am Palmabend nicht weniger als drei Sonnen auf einmal über der Stadt schweben, und es war doch heller blauer Himmel dabei. Tags darauf folgte ein Sturm, der die Steine aus den Giebeln warf. Und als der Sommer kam, fegte im Juni ein eisiger Luftstrom mit Schnee daher, daß draußen auf der grünen Haide die Viehheerden verdarben, und man die halb erfrorenen Hirten mußte zu Wagen in die Stadt holen. Und mit welcher Furcht und Unruhe sprach erst Alles von den pestartigen Krankheiten, die besonders in diesem und vorigem Jahre wucherten! Die Jesuiten mußten ihre Schulen aufheben, die Zöglinge flohen aus der verpesteten Stadt. Das Kirchhofglöcklein läutete vom Morgen bis zum Abend, und alle Welt sagte, die Luft sei vergiftet.

In dieser Zeit der Angst und Noth ließ Dietrich den Landtag nach Dringenberg ausschreiben, dort sollte man all die Händel in und mit der Hauptstadt richten und schlichten. Auch die gemeine Bür-

gerschaft wurde angeregt, Abgeordnete zu schicken, die neben und gegen den Rath ihre Sache führen könnten. Die Bürgerschaft ging darauf ein — ein ungewöhnlicher Schritt. Denn der Rath war es, der in ständischen Kreisen die Stadt zu vertreten hatte. Allein die Uekern wollten auf die eine oder andere Weise die Mißwirthschaft des Raths angreifen, die Stadelhöfer gingen mit ihnen, die Königssträßer horchten auf das, was der Abt vom Abdinghof ihnen sagte, und so mußte auch die Western und Kämpern Bauernschaft gute Miene zum bösen Spiel machen. Es lag aber sehr nahe, daß die Abgeordneten der Bürgerschaft sich an den Fürsten anschlossen, um ihre Sache gegen den eigenen Rath zu führen.

In der That war allmählich und unmerklich die fürstliche Macht zu einer Höhe gelangt, auf welcher sie Vertreterin all der Interessen wurde, die nach mittelalterlichem Herkommen sich selbst vertraten, wie sie sich selbst zu helfen suchten. Unaufhaltsam drängte die Zeit dahin, die höchsten Regierungsrechte, die bisher zwischen Landesherrn und Landständen vertheilt waren, am Fürstenhof anzusammeln und zu befestigen. Des Fürsten Beamte — seine Räthe Drosten Amtmänner Kriegsobersten — entzogen ganz in der Stille Macht und Gewalt den Bürgermeistern Stadtrichtern und Landtagsmarschällen.

Denn diese alten Landstände — Domkapitel Ritterschaft und Städte — hatten innerlich nicht die Kraft und Frische mehr, um all den Anforderungen zu genügen, welche die Bevölkerung sich nach und nach an den Staat zu stellen gewöhnte. Von ihm forderte man nach außen energische Vertretung, im Innern unparteiische Justiz, umfassende Sorge für Volkswirthschaft, für öffentliche Gesundheit und Sicherheit, für gute Gesetzgebung. Aber nicht allein die Bedürfnisse, auch die Anschauungen der Menschen hatten sich geändert. Sie fingen an, ihre Gedanken auf das Weite und Große zu richten. Das Wiederaufleben der antiken Literatur, welche die Staatsidee wieder glänzender vor Augen brachte, — das eindringende römische Recht, welches die absolute Herrschaft des Staatsoberhaupts begünstigte, — das erneuete Studium der heiligen Schriften, in denen das strenge biblische Königthum sich emporhob, — alles das hatte die Vorstellungen von einer großen und allhin herrschenden, allhin wohlthätigen Staatsgewalt gefördert.

Erleuchtete Köpfe in den Geheimräthen der Fürsten und in

den Magistraten der Städte erkannten diese Zeitströmung: ihrer waren aber Wenige, die Andern folgten nur unwillkürlich dem neuen Zuge, während sie noch steif und fest an das Alte glaubten. In Westfalen, wo allem, was alt, eine geheime Kraft inzuwohnen schien, welche die Blicke wie mit ehernem Horizonte umzog, waren Ritterschaft und Städte am allerwenigsten zu zweifeln geneigt, ob sie nicht noch eben so frisch und stämmig in ihrer Kraft, als jemals im Mittelalter.

Fürstbischof Dietrich mußte suchen, in einer oder der andern Weise der Paderborner mächtig zu werden. Sein Ziel stand dahin, daß er Gelegenheit bekomme, in das Stadtregiment einzugreifen, den Rath zu verändern, die Katholischen hinein zu bringen, und mit ihrer Hülfe den lutherischen Gottesdienst in der Markkirche abzuschaffen und solche Anordnungen zu treffen, welche der alten Kirche bei der Bürgerschaft zum Siege verhalfen.

Zu alledem bot sich hundertfach Gelegenheit, wenn der Fürst als höchster Gerichtsherr rund und klar anerkannt wurde. Das entsprach auch am meisten seinem landesherrlichen Ansehen. Dietrich verlangte also zuerst: jedem Bürger und Insassen von Paderborn müsse es freistehen, sich an ihn zu wenden, wo er sich durch einen Befehl städtischer Obrigkeit beschwert finde. Insbesondere könne der Fürst jeden Rechtsfall an sich ziehen, wenn in der Stadt die Justiz verweigert oder verzögert werde. Er verlangte ferner, daß das geistliche Gericht auch in solchen Fragen richte, welche die weltlichen Güter der Kirche betrafen. Er verlangte drittens scharfe Begränzung der städtischen Polizei auf ihr eigen Weichbild. Er verlangte viertens den Blutbann in seine Hände zu bekommen.

Ueber die ersten drei Punkte ließ sich reden und rechten, die letzte Forderung aber griff der Bürgerfreiheit ans Leben. Das vornehmste und edelste aller politischen Rechte war das hohe Gericht, d. h. das Recht zu richten über alles unbewegliche Eigenthum, über Leib und Leben, Ehre und Freiheit. Das erschien als der schönste Schmuck einer Bürgerschaft, wenn sie es so weit gebracht hatte, die hohe Gerichtsbarkeit selbst zu besitzen. Darin lag der klarste und schärfste Ausdruck, daß ihre Stadt freier Männer Wohnsitz, die im Grunde nur Gott und den Kaiser über sich erkannten, gleichviel ob ein Fürst ihr Heerführer und ihr Sprecher bei dem Reiche war.

Fast alle die bedeutenderen Hansestädte rühmten sich solcher Freiheit, und da sie das Recht übten, mit Fürsten und Staaten Krieg zu führen und Frieden und Bündnisse zu schließen, so mochten sie wohl sich ebenso hoch und frei dünken, als die eigentlichen Reichsstädte. Eine solche altberühmte freie Hansestadt aber war auch Paderborn.

Schon lange hatten seine Bewohner gleich den Bürgern zu Köln zu Münster zu Osnabrück mit ihren Fürsten um die freie Gerichtsbarkeit gestritten. Auch am Kammergericht zu Speyer schwebte der Prozeß. Noch vom Kaiser Friedrich III. hatten sie ein Privileg erworben, daß sie nur in ihrer eigenen Stadt brauchten zu Recht zu stehen. Zuletzt hatte sich zwischen Fürst und Stadt ein Herkommen gebildet, bei welchem man sich einstweilen beruhigte. Die Stadt hatte nicht nur die volle bürgerliche Gerichtsbarkeit, sondern handhabte auch den Blutbann, der Fürst aber wurde zum Schlußakt zugezogen. Der Rath ließ den Verbrecher ergreifen, verhören, foltern. War die Sache spruchreif, so wurde das Protokoll dem Fürsten zugesandt, dieser setzte den letzten Gerichtstag an, und schickte seine Beamten, gemeinschaftlich mit dem Rathe den Spruch zu fällen.

Man sieht, in der Theorie hatten Fürst und Stadt den Blutbann im Gesammtbesitz, in Praxis aber war dem Fürsten von seiner alten Grafengewalt, soweit sie die Paderborner umfaßte, nur eine Art Ehrenrecht übrig geblieben. Eifersüchtig hielten die Rathsverwandten fest an solcher Gerichtsfreiheit. Sie behaupteten, von ihrer Stadt Gerichten appellire man nur an die Reichsstadt Dortmund, dort sei der Stadt Paderborn alter und rechter Oberhof, und nicht etwa des Fürsten Hofgericht oder Kanzlei. Uebel ging es dem Bürger, der in Neuhaus eine Appellation in Rechtssachen, oder auch sonst gegen städtische Anordnungen eine Bitte oder Beschwerde einreichte. Ein schlechter Mann wurde er gescholten, der seinen Bürgereid breche, und ins Gefängniß geworfen. Nicht einmal als Zeugen sollte der Fürst einen Bürger nach Neuhaus laden; denn wenn er das durfte, so erschien nach alter Rechtsanschauung seine Gerichtsbarkeit über die Paderborner anerkannt.

Dies vorzüglich waren die Anmaßungen, die unerträglichen Eingriffe in des Landesherrn Recht und Hoheit, über welche der

Fürst auf dem Landtage sich beschwerte. Die Klagen, hieß es, der gemeinen Bürgerschaft über Verschlenderung der städtischen Einkünfte, über Niedergang des gemeinen Wesens, über ungerechte Steuern und Auflagen nähmen kein Ende. Da müsse der Landesherr ein Einsehen haben und von wegen seiner höchsten Gewalt, die ihm von Gott und Kaiser und Reich anbefohlen sei, in der Stadt Recht und Ordnung stiften. Des Fürsten Kanzler verlas einen Artikel nach dem andern, jedoch kein Wort von der Religion. Wohl horchten die Abgeordneten der Bauerschaften: von Kirche und Evangelium hörten sie Nichts.

Die Paderborner Rathsherren aber antworteten heftig: „In ihrer Stadt Recht und Wesen ließen sie sich von Niemand etwas vorschreiben. Wo denn des Fürsten Mandat von Kaiser und Reichstag wäre? Sie seien eine freie Hansestadt, deren Haushalt Keinen etwas anginge, als sie selbst, und deren frei eigen Gericht feststehe in altem guten Herkommen und Privilegien. Wolle man sie aber bekümmern und angreifen wider alle Billigkeit und kaiserliches Recht, so wüßten sie, daß sie nicht trostlos blieben, sondern die hülfliche Hand wohl finden würden."

Dabei blickten sie im Saal umher und lasen die Zustimmung auf den Gesichtern der Städteboten, der Ritter, und nicht weniger Domherren. Denn worauf sie anspielten, das verstand ein Jeder. Es war die neue Einigung der Landstände, worin sie vor acht Jahren sich einander verbürgt hatten: „Wenn Einer von ihnen sich über eine Neuerung zu beschweren habe, so solle er seine Klage dem Domkapitel, und dieses sie dem Fürstbischof überreichen, und falls der Fürst die Sache nicht richtig mache, so wollten sie sämmtlich, unter Direktion des Domkapitels, sich zusammenthun und beschließen, wie Alles zum rechten Vollzug zu bringen, damit Niemand beschwert oder trostlos bleibe, sondern als ein landständisches Mitglied wider alle Drangsal, unbillige Zunöthigung, Eingriffe und Neuerungen die hülfliche Hand wirklich entfinden möge."

Der Fürst sah ein, daß sich auf diesem Wege wider die Paderborner nichts ausrichten lasse. Er versuchte einen andern Weg.

Als die Abgeordneten der Gemeinde in der Stadt erzählten, auf dem Dringenberger Landtag sei kein Wörtlein von der Religion vorgekommen, dagegen ein Langes und Breites von der Stadt

Recht und Gericht und von endlosen Streitigkeiten zwischen Fürst und Rath, da wußten die gemeinen Bürger nicht recht, was sie zu dem Allen sagen sollten, und das Murren und Schelten fing wieder an.

Da waren eines Tages die fürstlichen Räthe im Abdinghof und ließen die Gemeindsherren einladen, zu ihnen in die Abtei zu kommen, und als diese erschienen, wurde ihnen von den Räthen auf das Freundlichste vorgestellt: „Fürstliche Gnaden wolle gern in der Bürgerschaft Frieden stiften, sie möchten ihre Wünsche und Beschwerden nur vorbringen". Die Vierundzwanzig aber merkten wohl, daß dies darauf abgesehen, Zwiespalt in der Bürgerschaft zu wecken, und erwiederten: „Das seien Sachen, welche die Bürger allein angingen, diese würden sie wohl unter sich vergleichen."

Jetzt erhielten die Bauerschaften, eine jede einzeln, vom Fürsten ein versiegeltes Schreiben, des Inhalts: „Bloß wegen des Rathes Eigenmacht und Halsstarrigkeit habe er Stadtsperre und Bußen verhängen müssen. Jede Bauerschaft möge fünf friedsame Männer wählen. Mit diesen habe er an einem bestimmten Tage im Abdinghof etwas zu reden, woran der Stadt zum Höchsten gelegen sei." Wirklich ging die gemeine Bürgerschaft wieder auf des Fürsten Ansinnen ein. Wichart meinte, man müsse die Gelegenheit nicht aus der Hand lassen, und zuerst hören, was der Fürst wolle. Jede Bauerschaft wählte ihre fünf „Deputirten". Dietrich hatte erreicht, was er wollte. Statt des alten Raths, der trotzig auf der Stadt Recht und Religionsfreiheit pochte, war eine neue Vertretung hervorgerufen, die von vorn herein gegen den Rath gerichtet war und unmittelbar mit dem Fürsten selbst verhandelte.

Am bestimmten Tage erschienen die Fünfundzwanzig in der Abtei, wo die fürstlichen Räthe sie liebreich empfingen. Diese entrollten alsbald das lange Sündenregister des Raths, der so oft wider des Fürsten Hoheit gefrevelt und die Last von so viel Bußen auf die Stadt geladen, und dann ließen sie die Andeutung fallen: „Jetzt sei es rechte Zeit, man solle nur offen sagen, was man gegen den Rath auf dem Herzen habe, der gnädige Fürst werde der bedrängten Bürgerschaft helfen".

Den Deputirten wurde es unheimlich. Durften sie der Vaterstadt altem Recht und Herkommen etwas vergeben? Sollten sie

die Hand bieten, daß der Fürst sich zum Schiedsrichter aufwerfe, vielleicht auch eigenmächtig seinen Spruch vollstrecke? Also bedankten sie sich unterthänigst, und baten um ein wenig Zeit, weil sie sich erst mit dem Rathe bereden müßten, und gingen stracks vom Abdinghofe nach dem Rathhause. Offen und ehrlich gaben sie hier zu verstehen, was des Fürsten Abgeordnete gesagt und gewünscht: jetzt endlich müsse der Rath den alten Beschwerden der Bürger abhelfen.

Da gaben die Herren viel süße und schöne Worte, wie sie in Treuen und Ehren mit der redlichen Bürgerschaft gehen wollten, und gelobten bei Himmel und Erde, sie würden Alles trefflich in Ordnung bringen. Die Deputirten kehrten zum Abdinghof zurück und erklärten den fürstlichen Abgesandten: „Man habe jetzt nichts Sonderliches über einen ehrbaren Rath zu klagen. Es gebe zwar etliche Mißverständnisse zwischen Rath und Gemeinde, die einen seien schon jetzt, die andern würden nächstens geschlichtet."

Die Abgesandten des Fürsten waren nicht wenig bestürzt. Solchen Ausgang hatten sie nimmer erwartet. Den schönen Plan, durch die Bürgerschaft den Rath aus dem Sattel zu heben, sahen sie mißlungen und verspottet. Ihr Aerger machte sich Luft in Drohungen: „Der Fürst wisse gut genug, wie die Sachen beschaffen. Mit dem Geschwätz, die Religion sei bedrohet, lasse man sich am Narrenseil führen. Aber das Verderben nahe schon, dann würde man bereuen, daß man des Landesherrn väterliches treuherziges Mitleid zurückgestoßen."

Eilftes Kapitel.

Schliessung der Bürgerkirche.

Entwicklung der fürstlichen Macht. Ihre Neubeseelung. Anschmiegen der Protestanten wie Katholiken. Groß- und Kleinstaaten. Wirkung des Interims. Partei des Fürstbischofs. Sein römisches Vorbild. Heldenmuth der Jesuiten. Vom Segfeuer. Andrängen eines spanischen Heers. Drohungen Mendozas. Gesandtschaft an ihn. Versiegelung der Marktkirche 1599. Schreiben des Landgrafen von Hessen. Bedrängniß der Jesuiten. Die Hessen in Paderborn 1600. Vertreibung der Spanier. Dietrich wartet. Siege der katholischen Sache.

Aus den politischen und sozialen Zuständen, wie sie zu Ende des Mittelalters geworden, mußte die Fürstenherrschaft nothwendig zu unbeschränkter Machthöhe empor steigen. In wohldurchdachter Weise hatte bereits das neuburgundische Reich ein Vorbild aufgestellt, das in Frankreich und Spanien nachgeahmt und von Machiavelli in System und Regel gebracht wurde. Als der kluge Florentiner sein Lehrbuch von fürstlicher Gewalt und Tücke schrieb, folgte er nur dem innern Antriebe, der in seiner Zeit lag; denn er erkannte ihre Noth und Krankheit, und wußte kein ander Heilmittel. Niemals aber wäre die Fürstenmacht so rasch und wuchtig und unter verhältnißmäßig so geringen Kämpfen und Erschütterungen ins Leben getreten, wäre ihr nicht die kirchliche Bewegung zu Statten gekommen.

In dieser empfing sie eine Taufe der Weihe und Kraft, gleich=

sam eine neue Seele wurde ihr eingehaucht. Ungeahnte Mittel und Waffen wuchsen ihr plötzlich zu, und, was das Größte und Entscheidende war, sie empfing auch die freiwillige Zustimmung der Unterthanen, die ihr zum Opfer brachten, was sie bisher als den schönsten Schmuck ihres Daseins geliebt, als ihre goldene Ehre gewahrt hatten. Wenn der Fürst allein des Landes Religion bestimmte, einführte, schirmte, — was konnte es für dieser Religion Bekenner denn noch geben, das sie nicht gern dem Herrn darboten, um in seinem Glanze sich zu sonnen? Gering und nicht der Rede werth erschien alles Andere leidenschaftlichen Menschen, die für die höchsten Wahrheiten, ja für ihr und der Angehörigen Seelenheil kämpften.

Es giebt vielleicht kein betrübenderes Zeichen, wie unvollkommen die menschlichen Dinge, als daß die evangelische Lehre, trotz all der Wärme und wahren Begeisterung, mit welcher sie die Herzen erfüllte, doch nicht anders zu Sieg und Freiheit gelangte, als daß sie mit reichem Klostergut die Gunst von Landesherren erkaufte, und Fürstenhöfe mit deren Ränken und Rücksichten zu Gesetzgebern in Glauben und Kirche machte. In der ganzen Kulturgeschichte könnte ein Menschenfeind kein glänzenderes, oder sagen wir lieber, kein dunkleres Siegel angeborener Knechtschaft finden. Und war es denn um die Katholischen besser bestellt? Auch bei ihnen drückte die Kirche dem Landesherrn das Schwert der Gewalt in die Hand. Ach, im neuen deutschen Reiche würden die Angehörigen aller Kirchen gewiß recht duldsam gegen einander sein, wenn sie es nur erst wüßten, von wie geringfügigen Ursachen, von welch schlechten Triebfedern es so häufig abhing, ob die Heimath, deren kirchlichen Stempel sie empfingen, in der Reformationszeit protestantisch oder katholisch wurde.

Wir denken hier nicht an die Machtfülle, welche den Königen in Frankreich und Spanien, in England Schweden und Dänemark erwuchs, den Einen, als sie die evangelische Lehre gewaltsam niederhielten, den Andern, als sie derselben Lehre gewaltsam zum Sieg verhalfen. Wir versuchen hier nur in die Zustände eines kleinen Fürstenthums einzublicken, und lassen uns keine Mühe dabei verdrießen, obwohl es sich öfter nur um kleinliche Dinge handelt. Denn aus Geringem bauet sich das Große auf, und im Wesentlichen ging es doch gerade so, wie im Paderbornischen, in all den

Abts- Bischofs- und Kurfürsten-Ländern her, in welchen die Jesuiten das protestantische Bekenntniß angriffen, erdrückten, ausrotteten.

Auch für das Paderborner Fürstbisthum hatte schon das kaiserliche Interim Karl V. den Grundsatz aufgestellt, daß nicht die Kirche allein, sondern auch der Landesherr in kirchlichen Dingen entscheide. Das Interim war auf einer Synode, die Bischof Rembert im Oktober 1548 berief, durchberathen, angenommen, und feierlich verkündigt. Alles was seitdem für oder gegen die alte Kirche geschehen, hatte den Fürstbischof in den Vordergrund gedrängt. Jetzt hatten ihn die Jesuiten mit einem Generalstab umgeben, wie kein Feldherr sich besseren wünschen konnte. Es waren die auserlesensten Köpfe, die all ihr Denken beständig auf den einen Punkt richteten, wie die landesherrliche Macht vergrößert würde, wie sie im rechten Augenblick die Hebel ansetzte, je nach Umständen ihren Druck verstärkte, oder nachließ und Alles vertuschte, als wenn nichts geschehen wäre. Jetzt richtete sich ihr Dichten und Trachten auf die Landeshauptstadt. War diese unter die Gewalt des Fürsten gebeugt, so entschied sich für's ganze Land der Kirche Sieg.

Und auf dasselbe Ziel richteten jetzt ihr Dichten und Trachten alle Diejenigen, die ihr irdisches oder himmlisches Glück an die katholische Sache gehängt hatten, — die Domherren, welche sich von den Jesuiten berathen ließen, — die neuen Aebte und Aebtissinnen, — die von Dietrich eingesetzten Pfarrer und Schullehrer in Dörfern und Städten, die noch beständig in Furcht lebten, vertrieben zu werden, — die Adligen, die als Hofadel ihre Laufbahn machten und ihrer Standesgenossen Haß und Mißachtung scheueten, — die fürstlichen Räthe und Beamten, die um ihres Herrn willen Zahllose verletzt hatten, — die katholisch gesinnten Bürgermeister und Ortsvorsteher, welche durch Hülfe jener Beamten in die Höhe gekommen und keineswegs überall so rührige Leute, wie die Jesuitenpartei in Paderborn, zur Stütze hatten. Als Dietrich von Fürstenberg seine Wirksamkeit begann, ließ von all Diesen sich gar wenig blicken: jetzt war er allein ihr Hort und Helfer, und das Anschwellen seiner fürstlichen Gewalt ihr eigen Heil und Glück.

Ihn aber blendete förmlich das glänzende Prachtgestirn Sixtus V., der im selben Jahre mit ihm den Thron bestiegen. Wie dieser gewaltige Pabst hatte auch Dietrich zu Anfang seiner Regierung gute

Finanzen geschaffen, hatte Räuber und Frevler ausgerottet, hatte herrliche Bauten ausgeführt, — aber wie weit blieb sein kleines Staatswesen noch hinter dem römischen Vorbilde, dem Ideal absoluten Königthums, zurück! Die Ungeduld faßte ihn, mit den rebellischen Ketzern ein Ende zu machen. Um so gelehriger lauschte er auf der Jesuiten Rathschläge.

Das Jahr 1598 sollte diese nach den Stürmen des Vorjahrs wieder emporheben. Die pestartigen Krankheiten dauerten fort, sie forderten auch von den Jesuiten und ihren Schülern Opfer, einmal lag ihr ganzes Haus krank danieder. Aber während die Domherren zum Kloster Böddeken flüchteten, dachte kein Jesuit ans Entweichen. Als ächte Helden harrten sie au's auf dem Schlachtfelde: sie waren Aerzte und Priester, und an den Krankenbetten der Armen auch barmherzige Brüder. Sie reichten ihnen Brod und Medizin, und wuschen ihnen die von der Seuche beschmutzten Betttücher. Das machte auf die Bürger großen Eindruck, und sie dachten nicht mehr daran, den Bau des Jesuitenkollegs zu hindern. Am meisten aber gefiel ihnen, daß die Jesuiten, welche sich überall zu Leichenpredigten drängten, von den Todten immer nur Gutes sagten. Freilich ließ sich dabei nicht verhehlen, daß mancher alte Ketzer noch ins Fegefeuer müsse, und das erboßte eine Frau so sehr, daß sie aus der Kirche lief und ihrem Manne sagte: „Bei ihrer Leiche solle einmal gewiß kein Jesuit predigen; denn das wäre ja eine ewige Schande für sie und die ganze Familie, wenn es hieße, daß auch sie noch ins Feuer müsse".

Eine große Hülfe nahete von den Niederlanden her. Den spanisch-burgundischen Truppen dort fehlte es an Sold und Nahrung. Plötzlich überschwemmten sie die Jülich-Cleveschen Lande, das Münsterland, Recklinghausen, die Mark, und drängten bis nach Hamm und Soest. Man fürchtete, sie würden sich dieser Städte bemächtigen, wie sie sich in Rees Emmerich Gennep Orsoy und andern Orten am Niederrhein festgesetzt hatten. Ganz Westfalen schrie auf in Furcht und Zittern. Dietrich aber dachte die günstige Zeit zu benutzen, denn er stand sich gut mit dem spanischen Obergeneral Mendoza, Admiral von Arragonien, da er König Philipps Heer in den Niederlanden mit Soldaten und Zufuhr unterstützt hatte. Die Jesuiten fingen an ihre Thätigkeit zu verdoppeln. Sie

durchzogen das Land, hielten aller Orten Bußpredigten und offenen Beichtstuhl, untersuchten die kirchlichen Zustände, vertrieben die Pfarrersweiber, und sorgten, daß die ketzerischen Pfarrer ab und katholische eingesetzt wurden. In der Stadt Salzkotten, die drittehalb Stunden von Paderborn liegt und damals sehr volkreich und wohlhabend war, fanden sie nur einen einzigen Katholiken, und der Schullehrer und Küster wollte ihnen nicht am Altare dienen. Sie meldeten es dem Fürsten, und dieser befahl den Bürgern: „Bei hundert Goldgulden Strafe müßten sie binnen vierundzwanzig Stunden Pfarrer und Schullehrer aus der Stadt schaffen."

Im Dezember 1598 schrieb Mendoza an den Fürstbischof: „Seine Soldaten seien nackt und hungrig: wenn er nicht bald die lutherischen Prediger fortschaffe, würden die Spanier kommen, sie aufzuhängen, und dann werde es dem ganzen Lande übel ergehen." Diesen frechen Brief ließ Dietrich laut von der Domkanzel verkündigen. Zugleich erklärte er dem Rath: „Man müsse dem spanischen Feldherrn seinen Willen thun, oder Paderborn werde in Blut und Thränen schwimmen." Wohl wußten Alle, wie fürchterlich die Spanier hauseten, wenn sie in protestantische Städte und Dörfer kamen, und wie ihr Erstes war, die Prädikanten einzufangen und vor ihren Hausthüren aufzuhängen. Doch furchtlos antworteten die Paderborner: „Sie würden ihr Bestes thun, die Stadt zu vertheidigen", sandten aber nach Kassel, damit der Landgraf wisse, wie es bei ihnen stehe.

Um zu verhindern, daß die Furcht vor dem spanischen Wütherich zu sehr um sich greife und die Leute veranlasse, dem Fürstbischof gefällig zu werden, ersannen sie ein Märchen, das eifrig von dem Landadel und andern Städten verbreitet wurde. „Bei dem Mendoza", hieß es, „hielten sich Barfüßer aus Paderborn und sechs Kreuzherren aus Falkenhagen auf. Der Spanier liebe diese Art Mönche und werde den Fürsten mit Waffengewalt zwingen, ihnen die Klostergüter zurückzugeben, die er den Jesuiten überliefert habe. Das wäre der wahre Grund, weshalb Mendoza das Stift überziehen wolle, und nicht, was von der Domkanzel verlesen und gelogen sei." Die Sache machte großes Geschrei und wurde allgemein geglaubt. Der Fürst schickte Wachtendonk an Mendoza um Aufklärung. Der General erwiederte: „Nicht Barfüßer und Kreuz-

herren, wohl aber Jesuiten hege er in seinem Lager, und nicht genug könne er ihr christlich Thun rühmen und verehren. Zum Zeichen dessen möge der Fürst nur rasch die Jesuiten-Residenz in Paderborn fertig bauen, dann solle kein Spanier ihm ins Land kommen."

Solche Hülfe im Rückhalt sandte Dietrich am 24. Januar 1599 seinen Kämmerer und seinen Geheimschreiber aufs Rathhaus. Sie verlangten in des Fürsten Namen die Schlüssel der Marktkirche. Man verweigerte die Schlüssel. Da gingen sie hin und legten feierlich das fürstliche Siegel vor die Kirchenpforte, und verboten bei höchster Strafe, es zu brechen. Der Bürgermeister und Rath riefen jetzt die hessische Schutzmacht der Evangelischen an. Der Landgraf schrieb einen geharnischten Brief an Dietrich voll Vorwürfe, „wie er sich durch etliche unruhige Leute (die Jesuiten) könne bestimmen lassen, zu handeln wider die im Reich approbirte und schon seit Alters her in Paderborn hergebrachte Religionsübung". Dietrich antwortete voll List und Lüge: „Wenn sich einige Evangelische bei ihm oder seinen Vorfahren eingeschlichen, so begründe das kein Herkommen."

Die Paderborner waren wie gelähmt von all den Schrecknissen des Jahres, von all den entsetzlichen Nachrichten über die Gräuelthaten, welche die verwilderten Spanier im nahen Münsterland verübten. Sie wußten nicht, hatte der Bischof wirklich ein Recht zur Kirchenschließung, oder hatte er es nicht? Des Landesherrn Siegel öffentlich zu brechen, erinnerte dunkel an etwas wie Majestätsverbrechen. Das Siegel blieb unverletzt.

Gegen die Jesuiten aber brach solch ein Toben aus, daß ihre Freunde glaubten, es sei um sie geschehen, das Volk sei gar zu wüthend. Schon bargen sie ihre besten Sachen unter dem Dache, und empfahlen sich Gottes Schutze. In allen Wirthshäusern, auf allen Straßen und Plätzen standen die Leute und prahlten und eiferten: „Jetzt solle es den Jesuiten ans Leben gehen, man werde ihnen nächtlich die Thüren aufbrechen, Keinen verschonen, keinen Stein auf dem andern lassen." Schon wurde an den Stadtthoren aufgepaßt, daß Keiner herauskomme. Ein Salzfischhändler am Gyrsthor zog nach altem Brauch einen Kreis auf der Erde und

rief: wer mit ihm wolle, und auf die Jesuiten los, solle den Kreis berühren. Viele thaten es, Andere hielt ein Stadtfähndrich noch eben zurück.

Es war der Jesuiten Glück, daß man in Hessen Lippe Braunschweig und andern protestantischen Ländern eilig zu rüsten begann. Denn die Vernünftigeren in der Stadt wiesen auf die nahe Hülfe hin, und riethen ab von Gewaltthat, damit das wilde Heer der Spanier nicht noch früher da sei, als die Evangelischen. Wirklich traten die Fürsten im Nordwesten Deutschlands aus fünf Reichskreisen zu Coblenz zusammen und beschlossen, mit Waffengewalt Mendoza zu vertreiben. Der Graf von der Lippe wurde Oberfeldherr des Bundesheers. Kaum zeigten sich nun die ersten Hessen an der Gränze, so schwamm Paderborn in Freude und Jubel. Am 2. Mai rissen die Bürger die Siegel von der Markkirche, ein Laie mußte gleich auf die Kanzel, und dann gingen sie hin, Tünneke zu holen und im Triumph ihn wieder in seine Pfarrkirche zu führen.

Vierzehn Tage später stieg der Landgraf von Hessen im Abdinghofe ab. Er schien etwas ungnädig, weil die Paderborner sich nicht viel Wesens aus ihm machten. Er hatte erwartet, daß sie ihm die Schlüssel der Stadt entgegenbrächten. Sie aber wollten nichts sein und bleiben, als „gute alte Paderbörner" in ihrer hergebrachten Freiheit und Verfassung.

Das hessische Heer besetzte das ganze Stift und lag dort lange Wochen in Zehrung. Der Landgraf verhieß, Alles zu bezahlen. Es wäre jetzt ein Leichtes gewesen, die Jesuiten und die katholischen Pfarrer, welche der Fürstbischof Stadt- und Landgemeinden aufgedrängt hatte, zu verjagen. Viele erwarteten so etwas. Wie in Paderborn, kamen auch an andern Orten die protestantischen Prediger wieder zum Vorschein. Die hessischen Soldaten hatten nicht übel Lust, die Klerisei anzugreifen. Die Soldaten stiegen auf die Mauern des Kollegs, schrien in die Schulen hinein, und drangen in die Kirche. Hier äfften sie den Priestern am Altare nach, dort setzten sie sich in die Beichtstühle und Andere thaten, als wenn sie beichteten. Einer, der am Beichtstuhl auf den Knien lag, sprach dabei so gräuliches Zeug, daß ein hessischer Offizier, Voltmar von Riedesel, sich nicht mehr halten konnte und mit dem Stocke darauf losschlug. Den Domherren, die als katholische Eiferer

bekannt, wurden arge Possen gespielt, die Studenten, wenn sie in die Hörsäle der Jesuiten gingen, verspottet. Der Unfug traf selbst die lutherischen Einwohner. Diese ertrugen gern den Uebermuth der Fremden, „weil durch sie das reine Wort Gottes wieder erobert“. Der hessische Fürst aber enthielt sich jeden Schrittes gegen die Anhänger der alten Kirche.

Endlich im Juli setzte sich der Graf von der Lippe gegen den Rhein in Bewegung. Die Spanier mußten weichen, Westfalen wurde befreit, das deutsche Heer aber verdarb in Leichtsinn Hunger und Krieg. In Paderborn kamen einige Fähnlein Hessen wieder an, Mannschaft und Offiziere arg mitgenommen. Sie erzählten, wie der große protestantische Kriegszug elend in die Brüche gegangen. Flüchtig zogen sie weiter, und wagten nicht, ihre alten Wirthe zu besuchen, denen sie bösartige Krankheiten zurückgelassen.

Andere Haufen hatten gemeutert und zogen mit Mord und Raub durch das Stiftsland. Der Landgraf selbst mußte sich ihnen mit gewaffneter Hand entgegenstellen. Die Spanier hielten sich am Rhein, und die deutschen Fürsten, die am Feldzug Theil genommen, überhäuften einander mit Klagen und Verdächtigungen. Letztere aber fielen am schwersten auf die Bischöfe von Köln und Paderborn.

Der Hessenfurcht entledigt trat Dietrich in seiner Hauptstadt wieder auf und forderte die Namen der Frevler zu wissen, die sein Siegel an der Markkirche gebrochen hätten. Niemand wollte sie kennen. „Der Hessen wegen sei es geschehen,“ hieß es. Er aber wußte und merkte sich die Namen, und verschob seine Rache, weil er „ein Wirth war, der wohl eine Zeche borgen kann“.

Er wartete noch. Sah er doch überall die katholische Sache wieder wachsen und gedeihen, die protestantische aber machte keine Eroberungen mehr. In Steyermark Kärnthen und Krain stürzte sich Erzherzog Ferdinand auf die Ketzer mit geschwungener Streitaxt, ein künftiger Goliath für den Kaiserthron. Von Bayern aus trieb und drängte der mächtige und rastlos thätige Herzog Maximilian zur großen Liga. Selbst Kaiser Rudolf faßte Muth und ahmte ihnen nach in Oberösterreich. In Frankreich erschien jetzt Heinrich IV. der Kirche völlig unterthan, und ganz Belgien huldigte dem Erzherzog Albrecht. Selbst die störrische Reichsstadt Aachen bekehrte sich. In der westfälischen Nachbarschaft aber griff man zu schär=

seren Maßregeln. In Jülich=Cleve=Berg warf plötzlich der Herzog protestantische Prediger von den Kanzeln. Das Alles brachte das erste Jahr des neuen Jahrhunderts. „Land, Land!" so jubelte es in Dietrichs Abendzirkeln auf dem Neuhauser Schlosse. Die ketzerischen Fluthen verliefen sich, aller Orten traten Gebirg, reiche Inseln, breite feste Landstrecken wieder hervor. Auch in seinem eigenen Lande, wohin der Fürst blickte, schimmerte ihm junge grüne Saat, die er selber ausgestreuet, hoffnungsreich entgegen.

Zwölftes Kapitel.

Zweite Blokirung der Stadt.

Neuer Uebermuth der Rathsverwandten. Beschwerdeartikel. Fünferwahl. Stimmenvertheilung. Einfall von Holländern. Auszug und Aufstellung. Treffen und Sieg 1601. Stiftshauptmann Bose. Neue Blokirung. Aufhören der Märkte. Klageartikel des Fürsten. Trennungsversuch in Religionssachen. Versammlung unter den fünf Eichen. Theure Gäste. Unterschleife. Kosten der Hessen. Vernichtung des Wohlstandes. Ehemalige Blüthe der Stadt.

Die Bürgerschaft hatte den feinen Plan, nach welchem sie den Fürsten selbst zum Anwalt gegen ihre Obrigkeit und damit zu ihrem allmächtigen Schutzherrn bestellen sollte, zurückgewiesen. Fröhlich waren Meister und Rath wieder oben auf und dachten nicht daran, ihr hoch und heilig beschworenes Versprechen zu erfüllen. Die Gewählten der Bauerschaften mahnten, mahnten immer ernstlicher — vergebens. Man lachte sie aus, von ihnen ließ der Rath sich nicht zwingen, mit dem Fürsten aber hatten sie's verdorben.

Um so lebhafter kehrte bei Wichart und seinen Freunden der Gedanke wieder: dem alten unverbesserlichen Stadtrath eine neue kraftvolle Vertretung der Bürgerschaft zur Seite zu stellen. Schon einmal hatte man Klagen wider den Rath aufgesetzt. Jetzt war in den Fünfundzwanzigern eine neue Behörde da, der Fürst hatte sie hervorgerufen, von den Bauerschaften waren Vornehme und Juristen hineingewählt. Diese gingen die „Vierundzwanzig von der

Gemeinde," welche jährlich den Rath zu küren hatte, an und sagten: sie wollten gemeinschaftlich und artikelweise all die Beschwerden zu Papier bringen, bei dem Rath einreichen, und kurz und gut Abstellung fordern. Es geschah, die Bürger stimmten einhellig bei. Scharf wurde dem Rathe zugesetzt. Keine Ausflucht, kein Vorschützen der Religion half mehr. Man verlangte unverweilt wenigstens Annahme des siebenten, des Hauptartikels. Dieser lautete: Ein Fünferausschuß wird gewählt; diese Fünf allein nehmen fortan der Stadt Einkünfte an sich, bestreiten ihre Ausgaben, legen öffentlich Rechnung; zu solchem Amt nimmt man sie als Vertreter der ganzen Bürgerschaft in Eid und Pflicht; das Gleiche soll geschehen mit den Vierundzwanzig und den Fünfundzwanzig.

Darüber wurde nun im Rathe hin und her gestritten. Der alte Rath, der es im vorigen Jahr gewesen, legte sich in's Mittel, auch die Vierundzwanzig von der Gemeinde ließen sich hören. Endlich wurde von ihnen allen am 16. Dezember 1600 der siebente Artikel angenommen.

Vier Tage später fand die Fünferwahl statt, und zwar wählte jede Bauerschaft gesondert und unmittelbar in ihrem eigenen Versammlungs-Hause. Gewählt wurden von der Western Bauerschaft Sebastian Thomberge, von den Kämpern Johann Hovelmann, von den Ukern Walter Koithe, von den Gyrs Joachim Weites, von den Königsträßern Arnold Drohm. Am 5. Januar des neuen Jahres sammelte sich der alte und neue Rath auf dem Rathhause, und die Bürgerschaft strömte hin, der feierlichen Handlung beizuwohnen. Zuerst schwuren die fünf neuen Kämmerer, dann die fünfundzwanzig Gemeindsherren, dann die fünfundzwanzig Deputirten der Bauerschaften. Bürgermeister und Rath übergaben die städtischen Rechnungen, die Pfand- und Rentenbriefe.

Für alle wichtigen Sachen bestand jetzt die entscheidende städtische Versammlung aus 102 Bürgern. Darin standen auf der einen Seite

die 24 des regierenden, und
die 24 des alten Raths,

auf der andern Seite

die 24 von der Gemeinde (Gemeindsherren),
die 25 von den Bauerschaften (Deputirten),
die 5 von der Kämmereikasse (die Fünfer).

Gegen die 48 Rathsherren war ein Gegengewicht geschaffen, welches sich auf 54 Stimmen belaufen konnte.

Die Fünfer gingen unverweilt an's Werk, und prüften was einkam und wo das Geld blieb.

Nun war die ganze Stadt wieder guten Muths und einigen Sinnes. Das zeigte sich vierzehn Tage nach der großen Eideshandlung auf dem Rathhaus. Es war Sonntag und die Leute kamen aus der Kirche. Da flog eine böse Mähre über die Straßen. Staatische Reiterregimenter seien in Bennhausen und Neuenbeken erschienen, schlügen alles kurz und klein, und fielen Jeden an, der sich im Felde blicken lasse. Bei tausend Mann seien es und darüber, keine Umhertreiber, sondern alle trefflich bewaffnet, Grafen und Herren dabei. Staatische aber hießen die Truppen des Statthalters der freien Staaten in Holland. Die Bürger eilten nach Hause und warfen sich in Zeug und Rüstung. Aber der Obergeneral, welchen der Fürst bestellt hatte, der Stiftshauptmann Georg Bose, wollte nicht. Er sagte: er habe nur funfzig Landsknechte, man müsse erst die Aufgebote aus den umliegenden Dörfern und Städten heranziehen.

Noch in der Nacht kamen eilends die Aufgebote in die Stadt, und sofort am Montag in dunkler Frühstille rückte Alles aus. Feld und Wald waren mit Schnee bedeckt. Die Holländer schienen sorglos. Nichts ließ sich von ihnen spüren, sie lagen im Quartier und Schlaf im Dorf Bennhausen, das eine gute Stunde von der Stadt auf breiter Anhöhe steht, theils auch in Neuenbeken, damals einem Flecken, eine Viertelstunde hinter Bennhausen im tiefen Waldesgrunde. Man beschloß, sich in drei Haufen zu theilen, Bennhausen zu umzingeln, frisch anzugreifen und die wilden Vögel auf dem Nest zu fangen. Der eine Haufen, bei welchem die Paderborner Schützen standen, legte sich in den Kleppenkla, ein Dickicht an der Landwehr. Ihnen wollte man die Holländer zutreiben. Die zweite Schaar zog sich stille um das Dorf, um es von der andern Seite zu fassen. Der Stiftshauptmann mit der dritten Truppe stellte sich im Felde auf zwischen Dorf und Stadt.

Als nun die Mannschaften, welche auf die andere Seite des Dorfes gezogen, ihren Sammelpunkt in aller Stille erreicht hatten, fielen sie plötzlich hinein mit Lärmen und Halloh, und schossen und

stachen nieder, was von Holländern aus den Thüren kam. Diese aber brannten sofort die Häuser an, saßen auf und ritten in's freie Feld, gerade dem Stiftshauptmann entgegen, der auch in's Dorf wollte, aber noch nicht ganz fertig war. Man prallte an einander, und seine Leute geriethen in Unordnung, wurden zersprengt, verfolgt, und flüchteten nach der Stadt hin. Unterdessen hatten die Reiter, die in Neuenbeken lagen, das Schießen gehört, sahen die Feuersbrunst und stürmten aus dem Waldesgrund herauf ihren Leuten zu Hülfe. Da standen aber schon die Bauern hinter allen Zäunen und schossen und zeigten, daß sie's verstanden. Die Reiter wollten in einem Garten durchbrechen, der voll Bauern war. Diese aber fielen wüthend unter sie und hätten alle erwürgt, soviel ihrer eingedrungen. Die Reiter stockten und wichen über den Zaun zurück. Und als sie sahen, daß die Paderborner Soldaten aus dem Dorfe, das jetzt in vollem Feuer stand, sich in eine Scheune abseits warfen, so ritten sie wild darauf zu. Doch Diese hatten auch schon Posto gefaßt und schossen „als Teufel heraus, daß Mann über Gaul und Gaul über Mann stürzte.“

Nun sammelten sich alle Holländer im freien Felde und waren „im großen Zorn.“ Auf einmal schwenkten sie und stürzten sich auf den Kleppentla, um dort im Walde durchzubrechen: hier aber standen erst recht die Scharfschützen, Salve auf Salve krachte den Reitern entgegen und riß blutige Lücken in ihre Haufen. Wiederholt setzten sie an, jedesmal mußten sie wieder ablassen. Da waren nun auch alte Leute Studenten und anderes junges Volk aus der Stadt mitgelaufen und wollten sich nicht wehren lassen, den Spaß anzusehen, wenigstens von Weitem. Die Armen! Die ergrimmten Reiter stürzten mörderisch über sie her, schlugen eine Menge nieder, und verschwanden in die Weite.

Der unglückliche Stiftshauptmann war indessen bis zur Stadt geflüchtet, hinter ihm her schleppte man Verwundete und Halbtodte. Keiner wußte zu sagen, wie es bei den Dörfern stehe. Herr Bose glaubte schon, all seine Leute seien umgekommen. Die Bürger aber, die noch in der Stadt waren, stürmten wie Wahnsinnige aus den Thoren, Einige hierhin, Andere dorthin, und wollten an den Feind. Wären die Holländer des Wegs gezogen, für viele Paderborner wäre es der letzte Tag gewesen. Mit Mühe brachte der Stiftshauptmann endlich eine Schaar in Ordnung, und wollte nach Bennhausen mar=

schiren. Siehe da, jubelnd und singend kamen zwischen den Gärten, die bei der Stadt lagen, hervor die Soldaten Bürger und Bauern, und Alles war beladen mit herrlichen Schabracken und Mänteln und Degen und Pistolen und allerlei köstlichem Rüstzeug. Denn man hatte schöne Beute gemacht, es war ein feines Roß dabei mit einem Sattel von Sammet und goldenen Spangen und Steigbügel. Bloß im Dorfe las man 136 Reiter auf, viele andere waren in den Häusern verbrannt oder am Kleppenkla gefallen.

Doch auch die Paderborner trugen manch guten Bürger zum Kirchhof, und als sie den Gefallenen die letzte Ehre angethan, waren sie siegesfroh und in Lust und Fröhlichkeit die ganze Woche lang. Die Kunde dieses Sieges drang in die Nachbarlande, und der Landgraf Moritz von Hessen schrieb an seinen Oheim: Jetzt müsse man wider die Streifschaaren auch in Hessen Volksbewaffnung durchsetzen, „da solche Freibeuter und Scharrhansen neulich in Paderborn, wo sie Beute holen wollten, von unabgerichteten, jedoch einige Zeit her geübten Unterthanen eine ziemliche Anzahl Schläge bekommen."

Allein was folgte auf den schönen Sieg? Am nächsten Sonntag zogen fürstliche Reiter rings um die Stadt, hier und da erschien eine Rotte Fußvolk. Alle Wege und Straßen wurden besetzt: zum zweitenmal hielt der Fürst die Stadt blokirt. Er hatte gutes Kriegsvolk zusammen gezogen, das wider die Holländer streiten sollte. Das ließ sich jetzt anderswie brauchen.

Er erklärte: die Stadtsperre dauere, bis der Rath ihm auf die Beschwerden genug gethan, die auf dem Dringenberger Landtag verlesen worden. Der Rath erwiederte: davon könne keine Rede sein. Und wieder zog sich die Sperre in die Länge. Kein Wagen und kein Karren von draußen kam auf der Stadt Weichbild, keiner durfte es verlassen.

Paderborn hielt sonst jeden Samstag Wochenmarkt. Dazu strömten weit und breit die Leute herbei. Die Bauern brachten Heu und Korn, die Frauen Flachs und Leinewand, die Sälzer aus Werl und Salzkotten ihr Salz, die Wollfabrikanten legten ihre Tuche, die Bäcker und Gerber und Schuhmacher ihre Waaren aus, und es war kein Handwerk und kein Kunstfach, das nicht mit seinen Erzeugnissen feilstand. Wieder fiel nun mit einem Schlage der Wochenmarkt weg, auf den jede Haushaltung sich eingerichtet hatte. Die

Bürger litten in ihrem Gewerb großen Schaden, und die Aermeren litten Hunger und Noth in kalter Winterzeit. Die reichen Rathsverwandten hatten freilich die Sache kommen sehen, ihre Keller und Speicher waren gefüllt. Wohl gaben sie davon ab, doch nur gegen theures Geld. Die Aermeren mußten Schuld auf Schulden machen, um sich nur durchzubringen.

Paderborn erfreute sich außerdem eines „kaiserlichen gefreieten Jahrmarkts," der auf St. Gallentag unter großem Zulauf von fremden Händlern und Kaufleuten gehalten wurde, und der Stadt auch nicht wenig an Zollgeldern einbrachte. Der Fürst aber ließ aller Orten Patente anschlagen: dieser Jahrmarkt finde fortan bei Neuhaus Statt, und fremde Kaufleute, die ihn besuchen wollten, seien zollfrei.

Die Herren des Domkapitels blieben diesmal in der Stadt. Es handelte sich nicht mehr um die Domfreiheit, sondern um die Frage, ob die Bürger überhaupt noch Herren seien in ihrer eigenen Stadt? Fürstbischof Dietrich hatte eine lange Reihe von Klagartikeln aufgesetzt, es waren fünfzehn oder sechszehn, und behauptete, in diesen Stücken habe der Rath ihm in sein landesherrliches Recht gegriffen. Es war deutlich, er wollte die höchste Gerichtsbarkeit allein haben. Einer freien Stadt aber ihr volles Gericht nehmen, das hieß ihr die Ehrenkrone vom Haupte reißen. Lange und heftig weigerte sich der Rath. Aber die Noth und Unruhe in der Stadt wuchsen mit jeder Woche, und die Sperre dauerte von einem Vierteljahr in's andere. Das Domkapitel und die übrigen Landstände unterhandelten, auch benachbarte Herren und Fürsten legten sich in's Mittel. Denn das ganze Paderborner Land litt unter der Verkehrssperrung, auch der Umgegend fiel sie lästig. Endlich ließ der Rath sich bereit finden, der Stadt Freiheiten und des Fürsten Anspruch einer rechtlichen Untersuchung zu unterstellen.

Dietrich aber verfolgte mit seinen Maßregeln noch ein höheres Ziel, und als seine Juristenpartei in der Stadt glaubte, die Bürgerschaft sei durch das Elend, welches eine so lange Unterbrechung allen Verkehrs verursachte, hinlänglich zerfahren und niedergedrückt, rieth sie dazu, noch einmal das Spiel mit den fünf Bauerschaften zu versuchen. Jede Bauerschaft erhielt wieder aus der Kanzlei ein versiegelt Schreiben, sie möchte um acht Uhr andern Morgens sich

unter den fünf Eichen bei Neuhaus einfinden, und des Fürsten gnädige Gemüthsmeinung anhören. Die Mehrheit der Bürger wollte dem Fürsten nicht fehlen. Sie dachten, die kleine Stunde Wegs nach Neuhaus könne man des lieben Friedens wegen machen, und zogen in der Frühe aus nach den fünf Eichen, „wiewohl gegen uralte Gerechtigkeit.“ Von den Katholischen fehlte nicht ein Mann. Als sie nun versammelt waren, kamen die fürstlichen Räthe und hielten einen langen und beredten Vortrag: „wie Fürstliche Gnaden einen so großen Zorn auf die Bürgerschaft deshalb geworfen, weil sie die evangelischen Prediger nicht wolle fahren lassen. Als Landesherr müsse und werde er gegen solche Widersetzlichkeit mit aller Schärfe vorgehen. Diejenigen, die sich ihm noch länger widersetzen wollten, möchten nun auf die eine Seite gehen, die Gutgesinnten aber auf die andere Seite. Dann kenne er die Ungehorsamen, und werde sie alsdann mit viel schärferen Strafen, als er bis jetzt angewendet, zu treffen wissen. Den Gehorsamen dagegen sollten all ihr Verkehr, freie Ab- und Zufuhr, außerdem aber besondere Gnaden zu Theil werden.“ Da stellten sich die Katholischen mit freudigem Eifer auf die eine Seite, und winkten und sprachen den Bürgern zu, deren Friedensliebe sie kannten. Doch siehe da, es wollte ihnen Niemand folgen. Die Lutherischen blieben alle beisammen und sagten: „Eine so wichtige Sache müßten sie erst ihrer gebührlichen Obrigkeit, Bürgermeister und Rath, anzeigen,“ und zogen ab.

Dietrich konnte auf die Länge die Blokirung der Stadt nicht mehr durchführen, und man ließ fremde Doktoren und Rechtsgelehrte kommen, die Streitfragen zu schlichten. Diese saßen lange Tage mit den Vertretern der Stadt und des Fürsten beisammen. Sie fragten und rathschlagten, und reiseten hin und her. Sie untersuchten die alten Satzungen und Privilegien, und verfolgten das unvordenkliche Herkommen bis zu seinem Ursprung. Diese fremden Herren waren theure Gäste. Denn nach damaliger Sitte mußte eine Stadt, wie Paderborn, es sich etwas kosten lassen, bei solcher Gelegenheit mit reichen Geschenken und köstlicher Bewirthung Ehre einzulegen. Durch alles Dies, und weil gar kein Ende abzusehen, stiegen Entzweiung und Haß und Aerger in der Bürgerschaft auf gefährliche Höhe. Der Ursachen trafen zu viele zusammen.

Da war zuerst der alte Streit mit dem Rath über der Stadt

Einkünfte. Die Fünfer hatten ihre Pflicht gethan und die Rechnungen der Kämmerer scharf geprüft, fanden aber keinen Grund und Boden darin. Eine ungeahnte Tiefe von Unterschleif und Schlechtigkeit that sich auf. Geringe Kosten hätte es gemacht, die städtischen Gebäude, die Thor- und Festungswerke im Stand zu halten: auch dies wenige Geld war verschlemmt und verpraßt.

Durch die Hessen war ein neuer Zankapfel in die gährende Bürgerschaft geworfen. Monate lang hatten sie in Paderborn in Saus und Braus gelebt. Was sie forderten, mußte geschafft werden. Der Landgraf hatte ja bei fürstlichen Treuen gelobt, Alles zu zahlen. Als er aber Jahr und Tag darauf warten ließ, verlangten diejenigen, bei welchen die fremden Soldaten im Quartier gelegen, Ersatz von der Stadt. Sie meinten: man solle die Herbergskosten sammt und sonders zusammen rechnen, die Summe durch eine gemeine Steuer aufbringen, und einen Jeden davon auszahlen. Darüber gab es wieder Streit und Widerrede, und der Rath entschied: man wolle die Summe vom Landgrafen fordern. Da wurden starke Rechnungen aufgesetzt: in Kassel aber lächelte man, denn Keiner dachte dort an's Zahlen.

Nun kam die lange Noth der Stadtsperre. Die Reichen wurden vom Hunger der Mitbürger noch reicher, und der Verdienst für die Aermeren mit jedem Monat kärglicher. Denn hatten die Bürger die erste Blokirung noch leicht getragen, so traf die zweite ihren Wohlstand auf das Härteste, im Nachwirken geradezu vernichtend.

Paderborn gehörte zu den blühendsten Städten. Eine weite Umgegend hatte hier ihren Handel mit Erzeugnissen der Land- Forst- und Haide-Wirthschaft. Die Tuch- und Stahlfabriken, die Werkstätten der Gerber und Schuhmacher waren im Schwunge. Das gute Brod aus Paderborn wurde weit versandt, sein berühmtes Bier aber ging in alle Welt, bis nach Amsterdam, ja nach Norwegen. Denn es hielt sich über zwanzig Jahre. Die besondere Güte des Biers schrieb man der Härte des Paderwassers zu. All dies Gewerb unterhielt einen lebhaften Fremdenverkehr in der Stadt. Die Zoll- und Stapelrechte, mit denen sie vom Kaiser privilegirt war, brachten ein schönes Geld ein. Auch Buchdrucker, Goldschmiede, Kupferstecher, Bildhauer fanden hier zu thun. Schon in den letzten zwanzig Jahren des Mittelalters wurden in Paderborn über siebzig

Bücher gedruckt. Der berühmte Kupferstecher Aldegrever hatte hier seine Heimath und eine Zeitlang seine Werkstätte.

Gewerb und Kaufmannschaft verdarben, als die Blokirung wiederkehrte. Denn die Nachricht von den ewigen Unruhen in Paderbarn hatte sich verbreitet. Kunden und Käufer blieben aus. Das Gewühl auf dem Wochenmarkte nahm zusehends ab. Jeder Fremde sah vorher, hier gab es bald schwere Noth und Gewalt: da wollte er sein Geld und seine Waaren nicht auf's Spiel setzen. Die Gewerbsleute in der Stadt, welche hauptsächlich vom Versand lebten, errichteten Backöfen und Bierbrauereien auf den benachbarten Dörfern. Handwerker folgten ihnen und wanderten aus. Paderborn verödete. „Auf den Dörfern", hieß es, „sei mehr Nahrung als in der Stadt".

Wenn die Jesuiten aber darauf rechneten, die Bürgerschaft in Noth und Erbitterung solle endlich aufstehen wider den Rath, der aller Uebel Schuld und Ursache, und den Landesherrn zu Hülfe rufen und seinem Willen bequem und gehorsam werden, so verrechneten sie sich. Wichart und seine Freunde sannen auf ein anderes Mittel.

Dreizehntes Kapitel.

Bürgerverschwörung.

Erneuerung uralten Gesellschaftsvertrages. Arten der Verbürgerung. Die Uekern und Wichart. Wolfgang Günther. Heimliche Verschwörung. Ihre Thätigkeit. Furcht der Rathsverwandten. Ihr Rezeß mit Dietrich: Juli 1601. Recht der freien Beschwerde an den Fürsten. Geistliches Gericht. Gogreve und Freistuhl. Blutbann. Einstweilen Religionsfreiheit. Ausdehnung der Verschwörung. Lichtmeß-Herkommen. Rechnungsforderung auf dem Rathhaus: Februar 1602. Bürgermeister und Rath gefangen. Nichtverschworene. Glückliche Wendung für Dietrich.

In grauer Vorzeit der Germanen, als sie es in Staat und Obrigkeit erst zu dürftigen Anfängen gebracht, gab es, um im öffentlichen Leben etwas durchzuführen, ein sicheres Mittel, das nur eine vorübergehende Erneuerung des uralten Gesellschaftsvertrages schien. Jeder war ein freier Mann, Jeder angewiesen auf sich selbst, und Keiner hatte ihm zu befehlen, als das Gesetz, das mit ihm geboren wurde. Wenn er aber mit seines Gleichen zusammen trat und Einer dem Andern zuschwur, was sie thun und wofür sie Leib und Leben einsetzen wollten, dann hatten sie sich ein neues Gesetz aufgelegt und konnten leicht eine Macht schaffen, die vordrang wie ein Schlachtkeil. Dann setzten sich die Männer ihren Hauptmann: dem Einen leisteten Alle den Schwur der Treue und des Gehorsams bis in den Tod.

Diese Anschauung begegnet uns in den ältesten Verbürgerungen, Gilden, und Zünften, die so mannigfaltig als zahllos sind. Aus der

eidlichen Verbürgerung für den öffentlichen Frieden erwuchsen die Anstalten für Recht und Gericht, aus der Verbürgerung der Kriegs- und Gefolgsgenossen erhob sich die Macht des Heerführers, aus beiden das Königthum. Nirgends aber verjüngte sich stärker und lebhafter jene germanische Art bürgerlicher Gesellschaft, als in den großen Eidgenossenschaften, welche die Städte des Mittelalters bildeten. Und sonderbar genug, wie denn eine alte Sitte gewöhnlich abseits im Dunkel abstirbt, so begegnet uns jene Auffassung noch besonders kräftig in dem Verhältniß, welches unsere Ritter- und Räuberromane zwischen „Hauptmann und Spießgesellen“ aufrichten.

Die Uekern zu Paderborn, Männer schlichten Verstandes und alter rauher Gewöhnung, waren während der langen Stadtsperre auf dies Mittel verfallen. Müßiggang und Noth während der Einschließung, und die Stockung der gewohnten Lebens- und Verkehrsverhältnisse brachten auf allerlei seltsame Gedanken. Die Uekern meinten, nur Eines könne allein der Stadt noch helfen, sowohl wider der Patrizier Unwesen, als wider des Bischofs Drängen und Fordern. Sie beschlossen: sich einander zuzuschwören, des Raths und des Fürsten Unrecht abzustellen, und Wichart solle ihr Hauptmann sein.

Wichart wollte erst nicht. Er kannte wohl die furchtbare Gefahr, die in heimlicher Verschwörung liegt. Lange und heftig weigerte er sich. Doch man setzte ihm zu, man bedrohete ihn, schalt ihn Schelm und Verräther, wenn er die gute Sache im Stich lasse. In seinem Innern trieb und wogte es von allerlei Gedanken, wie das Alte wieder zu beleben, wie Recht und Gerechtigkeit auf's Neue aufzurichten, wie die Vaterstadt auf die Höhe alten Ruhms gelangen, ihre Macht und Freiheit glorreich wieder aufblühen müsse. Sollte man denn nicht hier, an diesem einen Punkte gründlich anfangen, das neue Fürstenthum, das Allen über die Köpfe wuchs, nieder zu brechen, auf daß dem ganzen deutschen Reich ein Beispiel und eine Hülfe werde?

Der am meisten auf Wichart Einfluß hatte, war ein junger Jurist von vornehmer reicher Familie, der Licentiat Wolfgang Günther, ein Mann von Geist und glänzender Redegabe, voll jugendlichen Ehrgeizes, Freigeist in Religions- und wild und locker in Liebessachen. Ihm war Wichart, der an höherer Bildung ihm nicht gleich kam, anfangs verhaßt gewesen. Günther neidete ihm des beliebten

Volksführers Ansehen, hielt ihm gern das Widerspiel, und lachte über seine Ideen von altdeutschem Recht und Bürgerherrlichkeit. Als aber die Dinge ernster wurden, als die Gährung zornmuthiger anschwoll in der ganzen Bürgerschaft, da gesellte sich Günther gefügig zu Wicharts stärkerem Charakter und hochherziger Thatkraft, und flüsterte ihm ein und trieb und drängte ihn, bis er einwilligte.

Die Männer kamen heimlich zusammen und erkoren ihre Hauptleute, Wichart als den obersten. Ihnen gelobten sie sich mit Leib und Leben und schwuren, ehrlose meineidige Verräther zu heißen, wenn sie von Treue und Gehorsam abfielen. An zwei Dinge gelobten sie Gut und Blut zu setzen: der Patrizier Regiment zu brechen, der Stadt alte Freiheit in Recht und Religion zu beschützen. Es waren hauptsächlich die Uekern, jedoch gehörten von Anfang an auch Bürger aus den andern Bauerschaften zu den Verschworenen.

Den Feldzugsplan aber hatte Günther ausgedacht. Unter den schriftlichen Klageartikeln war vom Rath bloß der siebente zugestanden: man beschloß, ihm so lange zuzusetzen, nicht Ruhe und Rast zu lassen, bis er auch die anderen Artikel annehme. Man wußte, daß der Rath sie nicht erfüllen könne, daß er darüber stürzen müsse.

Nun kam bald Feuer und Leben und nachhaltige Kraft in die Bewegung. Tag für Tag erschienen Bürger auf dem Rathhause und forderten trotzig die Annahme der Artikel. Ueberall hielt man Volksversammlung, in den Bauerschaftshäusern, auf dem Weinkeller, selbst im Dom. „Der Strohschneider ließ seine Lade, der Drescher seinen Flegel, und ein Jeder seine Handtirung stehen, und hörte mit offenem Munde zu.“ Wollten die Fünfundzwanzig das weitere Verfahren gegen den Rath besprechen, so erschienen zahlreich auch andere Bürger und führten das größte Wort. Beständig kamen die Verschworenen in der Stille zusammen. Sie nahmen immer mehr Bürger in ihren heimlichen Bund auf. Ueberall wurde davon gesprochen, man müsse den Rath und die ganze Stadtobrigkeit erneuen.

In den rathsherrlichen Familien setzte sich allmählig Furcht und Angst an den Tisch und an den Heerd. Denn mit jeder Woche drohender wuchs das Gähren und Toben im Volke. Schon so Viele und immer mehr gingen öffentlich in Waffen einher. Paderborner Patrizier konnten es nicht über's Herz bringen, nachzugeben. Auch redeten Einige unter ihnen: „Es habe so große Gefahr nicht, Hans

hinter der Mauer werde nicht viel ausrichten.“ So nannte man nämlich spöttischer Weise die Aermeren, die abseits von den großen Straßen wohnten. Tieferblickende aber sagten: „Nachgeben helfe doch nichts mehr; auf die Klageartikel werde nur zum Schein so gepocht, viel Schlimmeres stecke dahinter; man müsse sich mit dem Fürsten gut stellen, nichts anderes fruchte mehr, bei ihm allein sei Schutz und Hülfe“.

Die Rathsherrn faßten endlich ihren Entschluß. Sie fügten sich des Fürsten Begehren, auf daß er ihr Freund und Beschützer werde und die Stadtsperre aufhöre. Waren sie früher schlecht genug gewesen, das öffentliche Gut zu verprassen, so gaben sie jetzt der Stadt Rechte und Freiheiten preis, die sie und ihre Ahnen hochfahrend gegen alle Fürstbischöfe vertheidigt hatten.

Am 12. Juli 1601 siegelte der Rath mit dem Fürsten und Domkapitel einen Vertrag. Darin wurden über die hohe und niedere Gerichtsbarkeit jeder Art folgende Punkte ausgemacht:

1) In allen Prozeßsachen oder wenn Jemand durch vermeinte Verweigerung oder Verzögerung des Rechts, durch Auflagen oder Befehle des Raths sich beschwert fühle, könne man fortan vom Rath an den Fürsten oder sein Hofgericht appelliren. Jede Berufung an die Reichsstadt Dortmund aber falle fortan hinweg, und würden die Paderborner deshalb angefochten, so sollte der Fürst sie schützen und vertreten. Die Stadt nahm also den Fürsten als ihren obersten Herrn und Richter an, und riß sich aus dem alten Verbande der freien Städte los. Es wurde hinzugesetzt: jeder Bürger müsse gehorsam einer Zeugenvorladung nach Neuhaus folgen.

2) In Sachen der Sittenzucht sollte, und zwar auf dem Abdinghof, der Rath gemeinschaftlich mit dem Archidiakon richten, der Letztere aber von der Buße zwei Drittel beziehen. Das geistliche Gericht behielt seine Macht und Gewalt, in Streitigkeiten der Geistlichen mit ihren hörigen Meyern und Gutspächtern zu entscheiden; bei Pachtzinsrückständen wollte man den Rath jedoch erst der Höflichkeit wegen um Beitreibung angehen. In allen andern Besitzsachen sollte der Kläger die Wahl haben, ob er vor das geistliche oder weltliche Gericht gehen wolle. Darin lagen Zugeständnisse, welche die geistlichen Gerichte hoch empor hoben.

3) Das Gaugericht hatte damals besonders noch die Feldfrevel

zu richten. Nun sollte der Fürst allein fortan den Gogreven einsetzen, und diesem alles geklagt werden, was außer den gesetzten Steinen, d. h. der Weichbildgrenze, Unrecht geschähe. Bloß bei geringen Feldschäden, „dies gab der Fürst gnädig nach", könnte die Stadt noch auf frischer That pfänden, jedoch friedlich und ohne Ausfall der Bürger. Polizeifrevel, die innerhalb der Stadt oder „zwischen Stadt und Steinen" vorfielen, wollte man fortan in des Gogreven Gegenwart richten und die Strafen zwischen ihm und der Stadt gleich vertheilen. Die Landwehr aber, welche rings um das Weichbild lief, erlaubte der Fürst, soweit sie ausgerottet war, neu und fest mit Wallgräben und Hecken zu bestellen und die Wartthürme in Stand zu halten.

4) Der Freigraf war nur noch für die Fälle, welche an die persönliche Ehre griffen, und für die Gutseinweisungen da. Der Fürst sollte ihn bestellen, gab jedoch gnädig nach, daß er bloß in der Stadt Namen beeidigt werde. Wurden Injurien vor dem Rath verglichen und mußte ein Theil Buße zahlen, zog der Freigraf die Hälfte. Gutseinweisungen zwischen Stadt und Steinen sollte er mit dem Rathe, solche in der Stadt der Rath allein vornehmen.

5) Alle sonstigen Vergehen und Verbrechen, auch wenn sie in der Stadt und zwischen Stadt und Steinen vorfielen, waren fortan in Gegenwart des fürstlichen Beamten und Gogreven zu richten und die Bußen gleichmäßig zu vertheilen. Das peinliche Halsgericht aber sollte im Namen des Landesfürsten durch seine Beamten und den Gogreven mit und neben der Stadt bekleidet und besessen, und nachdem die Untersuchung beendigt, sollten die Akten an die fürstliche Kanzlei geschickt und um die öffentliche peinliche Tagsatzung, in welcher feierlich der Ausspruch des Endurtheils erfolgte, nachgesucht werden. Wo aber der Verbrecher nicht am Leben, sondern bloß mit Finger- oder Ohrenabschneiden oder mit Ruthen und Stadtverweisung gestraft wurde, konnte die Stadt das Urtheil allein vollziehen, ebenso ganz geringe Frevel allein richten, während Gewalt und Verwundung gleichwie peinliche Sachen behandelt wurden.

Damit war dem Scheine nach die hohe Gerichtsbarkeit der Stadt anerkannt, dem Wesen nach aber auf ihre souveraine und freie Ausübung verzichtet. Der Landesherr und seine Rathgeber konnten zufrieden sein mit dem Erreichten, und gerne stellten sie der Stadt ihren St. Gallen Jahrmarkt zurück.

Bis endlich Fürst und Rath sich auch im Punkte der Religion verglichen, dauerte es noch zwei Monate. Zuletzt gab Dietrich einstweilen nach. Die Stadt blieb lutherisch, jedoch unter dem ausdrücklichen vieldeutigen Vorbehalt: „Man müsse sich unverweislich still, friedsam, und also verhalten, daß Fürstlichen Gnaden keine Ursache gegeben werde, die Sache wieder aufzunehmen und zu eifern.“ Es brauchte wenig Witz dazu, um zu errathen, wie bald dem Fürsten sich wieder Anlaß biete, solchem Abkommen gemäß sein Recht zu brauchen, in Religionssachen einzugreifen und zu eifern.

Diese Abmachungen waren es vorzüglich, die endlich das lange Ungemach der Stadtsperre beendigten und der Stadt die freie Bewegung zurückgaben, deren sie volle drei Vierteljahr beraubt gewesen. Die gemeine Bürgerschaft war verarmt, erbittert, zu jeder Gewaltthat aufgelegt. Man wagte nicht, ihr das Abkommen mit dem Fürsten sofort kund zu machen. Allein es wurde doch ruchbar, und natürlich maßlos übertrieben. Jetzt ließ aus allen Bauerschaften sich eine Menge in den geheimen Bund einschwören. Wider den Verrath der edelsten Rechte und Freiheiten der Vaterstadt schien das Aeußerste erlaubt. Für verdächtig galt Jeder, der nicht mitverschworen war.

Ein halbes Jahr lang trieb sich das so in Paderborn hin und her. Der Rath wiederholte stets sein altes Versprechen: bis zur nächsten Rathswahl solle Alles in's Reine kommen. Es geschah aber nichts. Da beschlossen Wichart und Günther einen Hauptschlag zu wagen.

Es bestand ein altes Herkommen, daß man am Tage vor Lichtmeß die jährlichen Rechnungen öffentlich auf dem Rathhaus vortrug, daß jeder Bürger Widerspruch erheben konnte, daß die Rechnung noch am selben Tage mußte richtig gemacht werden. Der Paderborner wollte die Verwaltung der städtischen Einkünfte jedes Jahr öffentlich „klipp und klar“ haben. Natürlich war das — bei dem steigenden Umfang der Kämmereirechnungen und bei dem Ansehen des Raths — längst zur bloßen Form geworden. Als nun der erste Februar des neuen Jahres 1602 gekommen, zogen auf einmal aus allen Straßen bewaffnete Bürger zum Rathhaus. Im Nu waren Treppen und Zugänge besetzt, der große Saal mit Bürgern

angefüllt. Die Rechnung wurde verlesen. Widerspruch erhob sich, hier, dort, immer heftiger, schallender. Man warf den Rathsherrn vor, daß sie ihre Vettern und Schwäger, ja ihre eigene Söhne in den Rath und die Aemter brächten. Man forderte Vorlage der Rechnungsbücher und Beläge. Das Weinbuch fehlte. Die Verschworenen aber wiesen auf der Stelle nach, daß der Weinzapfen jährlich an achthundert Thaler eingetragen und daß die Summe in den Rechnungen fehlte. Das Pensionalbuch zeigte zu allgemeinem Schrecken, um wie viele Tausende sich die Hauptschuld erhöht hatte. Es ergab sich auch sofort, daß seit dreißig Jahren viele hundert Thaler jährlich Rest verblieben und jährlich unterschlagen waren. All das Geld müsse wieder herbei, so lautete die stürmische Forderung.

Die Bürgermeister wollten die Sache aufschieben, die Kämmerer suchten Ausflüchte. „Nichts da, nichts da!“ hieß es, „erst die Rechnungen richtig machen, kein Mann kommt eher vom Rathhaus!“ Da aber brauseten die Rathsherren auf. „Das sei unerhört, das sei Gewalt und Meuterei! Man solle Platz geben, morgen sei auch ein Tag.“ Dagegen wurde erwiedert: „Ferne sei es, an die Häupter der Stadt Hand anzulegen, aber verschleppen und vertrösten lasse sich die Bürgerschaft nimmermehr. Die Rechnung müsse erst richtig sein, eher werde der Rath nicht dimittirt, das sei des Tages altes Herkommen.“ Die Rathsherren erwiederten: „Das wolle man denn doch sehen!“

Sie sollten es wirklich erleben. Nicht Einer kam fort: die Bürger bildeten feste Mauern auf allen Gängen. Es wurde Nacht und Niemand wich vom Platze. Draußen vor der Haupttreppe, wo die Bundeshäupter standen, zündete man ein Feuer an, ließ Speis und Würzwein holen und die Becher klingen.

Auch anderen Morgens blieb das Rathhaus besetzt und umstellt, und noch nichts hatte sich geändert, als die nächste Nacht anfing. Nur war die Sache jetzt noch besser in Ordnung gebracht. Die Bürger hatten sich abgetheilt, eine Gruppe nach der anderen stand Wache, und von ihr wurden immer nur Einige entlassen, um essen zu gehen, und bevor sie gingen, mußten sie bei Ehre und Treue geloben, rasch wieder zu erscheinen. Die Gefangenen sollten anfangs nicht einmal zu essen und zu trinken haben, bis sie die Rechnung

richtig machten: endlich ließ man ihnen das Nöthigste zukommen. So währte die Belagerung wieder den ganzen Tag und wieder die Nacht hindurch. Die empörten Herren wollten von nichts wissen, als daß sie fort und fort gegen die Gewalt protestirten. Man ließ endlich die Rathsherren ziehen, sie mußten aber geloben und Bürgen stellen, andern Morgens früh acht Uhr auf dem Rathhaus wieder zu erscheinen und sich zu verantworten. Die vier Bürgermeister aber, die des vorigen und des jetzigen Jahres sollten nicht von der Stelle, bis sie sich fügten. Darüber ging wieder Tag und Nacht hin, die Bürgermeister wiesen stolz und hartnäckig jede Aufforderung zurück.

Da aber die Februarsnächte kalt waren, so erhub sich unter einigen Bürgern, die das lustige Gelage vor der Haupttreppe ansahen, ein Murren, denn nicht alle von den Wachhabenden waren in der Verschwörung. Sie schimpften, daß man sie in Schmutz und Kälte auf der Straße liegen lasse und jene Andern bei dem Feuer es so gut hätten. Da kam einer von den Häuptlingen in Weinlaune aus der Pforte und rief mit lauter Stimme: „Was murret Ihr da, Ihr losen Kerls? Habt Ihr nicht gelobt und geschworen, und ich Euch wiederum? Haltet Ihr solcher Maßen Eid und Treue? Nimmer hätte ich das geglaubt, daß Ihr solche meineidige lose Menschen wäret!“ Jene aber riefen hin wieder: „Wer hat Dir geschworen? Ich nicht. Der Teufel mag Dir schwören!“ Wichart hörte den Lärm und eilte herbei. Zornig schalt er den Unvorsichtigen, daß er ihr Geheimniß ausschreie, und mit den Nichtverschworenen gab er sich alle Mühe und Artigkeit, ihnen auszureden, was sie gehört, als wenn alles ganz unschuldig herginge. Mancher aber, der nicht aus der Uekern Bauerschaft war, dachte im Herzen: „Hilft mir Gott nur einmal vom Rathhaus weg, so leicht komme ich solcher Gestalt nicht wieder hinauf,“ und suchte, wie er entschlüpfen könne. Indessen blieben noch mehr als genug, um den vier Bürgermeistern den Weg auf die Straße zu verlegen. Wäre die Bürgerschaft nicht einverstanden gewesen, nimmer hätte man den Häuptern ihrer Stadt so mitgespielt.

Die Rathsherren aber hatten in der letzten Nacht heimlich Freunde nach Neuhaus geschickt, die bei dem Fürsten eifrig warben, daß er ihnen helfe. Da „war dem Bischof“, erzählt Günther, „die mit vielen Anschlägen gesuchte Uneinigkeit der Bürgerschaft unver-

sehends zu Händen gestochen.“ Am andern Morgen kamen seine Räthe herangeritten und verfügten sich in den Abdinghof. Flugs waren die Rathsherren bei ihnen, statt dem Gelöbniß gemäß auf dem Rathhaus sich einzufinden. Der Kanzleibote ladete nun auch die Bürgerschaft vom Markt und Rathhaus in den Abdinghof. Die Bürger folgten, ohne es recht zu bedenken. Da klagte die Bürgerschaft heftig über den Rath, und der Rath schrie über die erlittene Gewalt, und das eiferte und wogte in wildem Zorne hin und her, bis der Fürst als oberster Friedenswächter ein „landesfürstliches Einsehen“ hatte und bei zweitausend Goldgulden Strafe alle Thätlichkeit auf zwei Wochen lang untersagte. Nach ihrem Ablauf sollte die Bürgerschaft vor ihm erscheinen, ihre Klage schriftlich vorbringen, und er wollte dann in eigener Person „die Gebrechen förderlichst in Verhör ziehen.“

Die vier Bürgermeister durften nach Hause gehen.

Vierzehntes Kapitel.

Prozess zwischen Bürgermeister Rath und Stadt.

„Ein sonderlich expraktiziret Ding." Beginn der Verhandlungen vor dem Fürsten: März 1602. Verlesen der Beschwerden. Gegenklage. Injurienprozesse. Dr. Gogreve. Annahme des fürstlichen Schiedsgerichts. Einnahme des Augenscheins: Mai 1602. Vor dem Rathhaus. Bürgermeister Koch. Verfall der städtischen Gebäude Kirchen und Festungswerke. Bedenken über des Fürsten Gerichtsbarkeit. Aufstellen der Klagepunkte. Absichten der katholischen Jesuitenpartei. Prüfung durch die Bauerschaften. Frevel über Frevel. Sittliche und wirthschaftliche Verwilderung. Folgen solcher Zustände.

Als Wichart und Günther den Handel bedachten, erkannten sie wohl, daß es „ein sonderlich expraktiziret Ding sei, welches der Stadt zum größten Nachtheil" gereiche. Man hatte den Fürsten zu tief in Sachen, die bloß die Bürger und ihre Obrigkeit angingen, eingreifen lassen. Sie hielten fürs Klügste, jetzt den Fürsten als Zeugen anzurufen, nicht als Richter. Also ließen sie drei Tage nach der Bürgermeister Erlösung eine Schrift nach Neuhaus abgehen, worin sie erklärten: „Sie hätten sich nicht anders helfen können; das Verderben der Stadt müsse ein Ende nehmen; Mauern und Thürme, Spittel und Rathhaus und Weinkeller, alles lasse der Rath zunichte werden; Fürstliche Gnaden möchten sorgfältig Augenschein einnehmen lassen, und zwar um so schleuniger, als die neuen

fünf Kämmerer bereits einen Geldvorrath gesammelt hätten, um gleich in guter Jahreszeit mit Bessern der verfallenden Gebäude zu beginnen."

Nun war dem Fürsten gar sehr daran gelegen, in dieser Sache den Richter zu spielen. Mehreremal, und zwar immer über vier Wochen, ladete er Rath und Bürgerschaft auf sein Schloß nach Neuhaus, um ihre Klagen und Beschuldigungen, sowie ihre Vertheidigung zu vernehmen. Dort saß er am 1. März 1602 Vor- und Nachmittags in eigener fürstlicher Person, umgeben von all seinen Räthen und obersten Hofherren, im Kölnischen Saal, und das Erste was er verlangte war, daß die gemeine Bürgerschaft laut und öffentlich ihre Beschwerden vorlesen solle. Günther trat vor, las und verkündigte einen Frevel nach dem andern. Ganz bestürzt fuhren die Rathsherren zurück und schrien: „Das habe Günther auf seinen Kopf gesponnen". Die Bürger aber riefen: „Das sei ihrer Aller Befehl Will' und Meinung so".

Der Rath erbat sich Kopie der Beschwerdeschrift, und überreichte im nächsten Termin, welchen Dietrich erst vier Wochen später ansetzte, die Widerlegung, zugleich auch eine förmliche Klage über die Empörung, welche es gewagt habe, die eigene städtische Obrigkeit Tage und Nächte lang gefangen zu setzen. Insbesondere bezüchtigte der Rath als Rädelsführer fünf von den Deputirten, nämlich Borius Wichart, Wilhelm Dornemann, Walther Koithe, Bernhart Hesse, und Kersting zur Breden. Die Bürger leugneten, daß sie ihre Obrigkeit gefänglich angehalten: sie hätten nur von ihrem alten Herkommen auf Lichtmeßabend Gebrauch gemacht, „und wenn man das Rathhaus dermaßen für ein Gefängniß titulire, wäre vielen Bürgern ungütlich geschehen, die unangesehen aller Einsprache und Erklärung, sich vor Gericht zu stellen, ebenwohl auf die Treppe gelegt seien und allda hätten einleisten (in Verhaft bleiben) müssen".

Der Rath verlangte, die „Konspiration" müsse aufhören, da „sich solches zu nichts anderm, denn einem Aufstand und ärgerlicher Empörung ansehen ließe". Das erklärte wiederum die Gemeinde für die allergrößte Injurie, Aufstand und Aufwiegelung zu taufen, was sie nur des gemeinen Besten wegen gethan; der Fürst selbst habe ja an die Bauerschaften geschrieben, da hätten sie doch zusam-

men kommen und sich bereden müssen; der Rath müsse Kaution stellen, sie würden ihn der Injurie wegen verklagen. Hinwieder wollte es der Rath „zu schmerzlichem Gemüthe ziehen“ und als bitterste Injurie vor Gericht verfolgen, was die Bürgerschaft erklärte, nämlich: wenn die Sache gleich wie ein Prozeß verhandelt würde, so müsse man zuvor einen anderen Rath statt des beklagten wählen.

Die Bürgerschaft und insbesondere die Fünf arbeiteten nun die Widerlegung gegen die Darstellung aus, wie Bürgermeister und Rath sie gegeben, und überreichten sie deren Anwalt Dr. Gogreve, damit er sie auf die fürstliche Kanzlei nach Neuhaus zu den Akten schicke. Dieser aber unterschlug das Schriftstück, damit es scheine, als könnten Jene wider die Anschuldigung nichts erwiedern und gäben sich schuldig. Denn gerade jene Fünf waren ihm verhaßt, weil vorzüglich sie sich widersetzten, wenn davon die Rede war, das alte strenge Gesetz bezüglich der Rathsfähigkeit zu ändern.

Die Rathsherren hatten gleich zu Anfang erklärt: sie ließen sich auf die Verhandlung nur unter dem Vorbehalt ein, „daß dies ihr Erscheinen den uralten Bräuchen und Privilegien der Stadt nicht nachtheilig sei“. Die Bürger aber wollten nun durch den Landesherrn zum Ziel gelangen und erinnerten: wer früher an den Fürsten oder dessen Hofgericht supplizirt oder appellirt habe, wäre vom Rath für einen Mann gehalten, der seinen Bürgereid gebrochen, und ins Gefängniß gesteckt. Zuletzt mußten beide Parteien wohl oder übel des Fürsten Schiedsgericht annehmen.

Die Jesuiten lächelten. So war das Spiel doch gelungen, über beide Parteien Meister zu werden. Man brauchte nur Beider Stimmung zu leiten, die Einen gegen die Andern anzuregen, und Beider schlechte Eigenschaften ein wenig zu benutzen. Doch der Fürstbischof mußte jetzt mehr werden, als bloßer Schiedsrichter: in eigener höchster Machtvollkommenheit sollte er über die Stadt richten.

Er schickte endlich am 6. Mai den Kanzler Richwein, seinen Schatzmeister Thorwesten, und den Geheimsekretär Mayer, Augenschein einzunehmen.

Als sie das Rathhaus besichtigen wollten, weigerten sich Heinrich Koch und noch zwei andere Bürgermeister, es zu öffnen. „Das sei“, sagten sie, „der Stadt Haus, stehe nicht unter des Fürsten Be-

fehl: er habe geziemend zu bitten, wolle er durch seine Kommissarien das Rathhaus besichtigen." Eine Menge Bürger lief zusammen. Mehrere Rathsherren drangen auf die Bürgermeister ein: „Oeffnen müßten sie des Fürsten Kommissarien, die Bürgerschaft wolle es einmal." Da rief Koch, daß Alle es hörten: „Die gemeine Bürgerschaft wolle nun die Stadt leibeigen machen, da sie bishero frei gewesen." Diese „gefährlichen und weitaussehenden Worte" bildeten später einen besondern Klageartikel Dietrichs gegen Koch, weil er „dadurch die Bürgerschaft von ihrem Vorgehen habe abschrecken und den gnädigen Fürsten unziemlich verdächtigen wollen, als denke Dieser der Stadt einige Servitut Dienstbarkeit oder Ungebühr dadurch, daß er sich ins Mittel lege, aufzudrängen".

Die Einnahme des Augenscheins bestätigte nur zu sehr die Klagen der Bürgerschaft. Das Rathhaus war in Dach und Balken, Stuben Küche und Weinkeller verfallen, in der Kapelle standen Gestelle voll Akten. Die Thore, Thürme, Mauern, Wachthäuser, Strichwehren, und das Büchsenhaus waren theils dachlos, theils die Mauern zerrissen, theils verkauft, oder zu Wohnungen gemacht. Wälle Gräben und Teiche fanden sich zu Nutzungen versetzt. Hospital und Armenhaus am Westernthor lag im Verfallen und vollständig ausgeplündert, an ihre Kapelle war ein Schweinsstall gesetzt. Die Stadtkapelle am Heiersthor war dachlos, ihrer Ornamente beraubt, und der zugehörige Kirchhof zum Kohlgarten gemacht. An der Gaukirche, deren Templirer dem Rath jährlich Rechnung zu legen hatten, zeigten Dach und Gewölbe sich voll Brüche.

Als nun die ganze liederliche Wirthschaft des Raths zu Papier gebracht war, ging der Bürgerschaft des Fürsten Erklärung zu: wenn sie glaube, ihrer Sache gewiß zu sein, solle sie nunmehr förmliche Klage bei ihm anstellen.

Das war deutlich: schon benahm sich der Fürst als alleiniger Herr und Richter. Eifrig wurde das beredet und berathen. Selbst nach dem letzten Rezeß vom vorigen Jahr war der Rath in bürgerlichen Sachen der alleinige, in peinlichen doch noch Mitrichter. Die beklagten Herren erklärten mit höhnischem Lachen: „Sie hätten noch nicht gehört, daß das Reichskammergericht nach Neuhaus verlegt worden." Von der Bürgerschaft stimmte ein Theil ihnen bei. Die Meisten aber meinten: wenn der Fürst nur helfe, sei es einer-

lei, ob als Richter oder als Schiedsrichter. Sie „stellten die Sache Fürstlichen Gnaden anheim", gaben im Grunde aber die Rechtshoheit ihrer Vaterstadt preis. Bürgermeister und Rath war ihnen ja darin vorangegangen: das erleichterte ihr Gewissen.

Günther und andere Rechtsgelehrte setzten nun mit den fünfundzwanzig Deputirten die förmliche Klageschrift auf. Höchst rührig waren dabei die katholischen Juristen, die nicht rathsfähig. Sie schleppten von allen Seiten Frevel und Beweise herbei, damit die Rathsverwandten ehrlos und abgesetzt würden, und sie an ihre Stelle kämen. Sie verlangten eine Beschwerde in die Schrift aufzunehmen darüber, daß die Bedingungen, um Rathsherr zu werden, zu hoch gespannt seien: nur davon komme alles Unglück und alle Parteilichkeit her, weil die Rathsverwandten eine einzige große Brüderschaft bildeten, außerhalb deren man nicht wählen dürfe. Den Deputirten gefiel, was auf die Absetzung der Bürgermeister, nicht aber, was auf die Aufhebung der Wahlbedingungen abzielte. Der reiche Behren und sein Schwiegersohn, der Licentiat Westphal, stellten sich darüber höchst ungestüm und droheten, sie würden sich von der Sache zurückziehen. Die Deputirten aber blieben bei ihrem Vorsatze.

Die Klageschrift enthielt nicht mehr, als recht war und wohl zu erweisen. Eine Bauerschaft nach der andern wurde aufs Rathhaus geladen, die Artikel zu genehmigen. Wahrscheinlich hatte man von des Fürsten Seite den alten Plan wieder angeregt, daß die Bauerschaften jede einzeln auftreten sollten. Am 16. Mai um zwölf Uhr las Günther die Schrift den Kämpern vor, und fragte dann: ob Jemand etwas zuzusetzen habe? „Lieber Herr, das ist mehr als genug," antwortete ein alter Bürger. Um ein Uhr hörte die Western, um zwei Uhr die Königsstraßer Bauerschaft die Artikel verlesen, und zuletzt kamen die verbündeten Männer vom Uekern und den Gyrshöfen. Aber in jeder Bauerschaft wurde etwas Spöttliches oder Gehässiges in die Schrift eingeflickt, was man nur vom Hörensagen wußte, denen aber, die es anging, scharf an die Ehre griff. Die Rathsverwandten selbst geriethen sich darüber in die Haare, und es entwickelte sich daraus eine lange Kette von Injurienprozessen.

Liest man nun die höchst ausführliche Klageschrift, so setzt es

in Erstaunen, wie grob und herrisch die Stadtbeamten sich des öffentlichen Guts bedienten. Die Rathsherren vertheilten die Fässer Wein aus dem Rathhauskeller unter einander und bestimmten selbst, wieviel sie dafür geben wollten: wer aber nicht bezahlte, dem kam kein Beitreiber ins Haus. In wenigen Jahren waren im städtischen Weinkeller „über 10,000 Thaler in Rest geblieben und erobert“. Auf der Stadtwage hatten sie alle Tage ihre Branntweinzeche, deshalb liefen früher so wenig Wagegelder auf, des Jahres nur etwa 300 Thaler, während die Fünfer in der Hälfte Zeit und zwar noch während der Stadtsperre fast das Doppelte vereinnahmten.

Die Steuern waren fort und fort gesteigert, vertheilt aber unter Hoch oder Niedrig nach Gunst und Parteilichkeit. Ueber die Verwendung ordentlich Buch zu führen, fiel den Kämmerern nicht ein. Kein Mensch wollte wissen, wo die großen Geldsummen geblieben, die im Namen der Stadt ohne Vorwissen der Bürgerschaft angeliehen waren. Das Weinbuch kam nie wieder zum Vorschein, die andern Rechnungsbücher befanden sich in der gräulichsten Unordnung, über die wichtigsten Geldgeschäfte gab es kaum Aufzeichnungen auf Papierfetzen.

Die Prozesse vor dem Rath und Stadtrichter schleppten sich von einem Jahr ins andere, und wer nicht bestechen wollte, kam schwerlich zu seinem Recht.

Die schönste Goldquelle aber für die regierenden Herren boten die zufälligen Einkünfte. Der Scharfrichter hatte für sein Amt 70 Thaler erlegt, welche die Bürgermeister Berthold Rösing und Degenhart Schwertfeger mit den beiden Kämmerern Auereck und Erdmann getheilt hatten. Seinem Amtsvorgänger war bloß für sein Heergewedde die Summe von 40 Thalern abgepreßt. Von den Juden nahm man für ihre Duldung fleißig goldene Ringe und Rosenobel, und jährlich wenigstens 20 Thaler, natürlich für eigene Rechnung. Strafgelder, selbst Erbschaftssteuern wurden arg in die Höhe getrieben, aber nur zum geringsten Theil verbucht. Von seines Bruders Erbschaft mußte ein Bürger den Bürgermeistern und Kämmerern 160 Thaler verehren nebst einer Silberschale mit 16 Thalern darin. Um ein paar ungebührliche Worte wurde Einer um 80 Thaler gestraft, ein Anderer wegen Schlägerei um 12 und wegen Ehebruchs um 36, ein Dritter aber, der an einen Benn=

hauser Land verkauft hatte, mußte sich mit 50 Thaler ablösen. Kleine Darlehen an die Stadt verschwanden, selbst wenn sie von einer Zunft herrührten. Die Bäckerzunft hatte einmal 150 Thaler, ein andermal 400 an die Stadt gezahlt: das Geld blieb unerfindlich.

Wie hoch diese Summen nach damaligem Geldwerth, erhellt sofort bei Erwägung, daß das jetzige höchst stattliche Rathhaus, welches im Jahr 1615 gebauet wurde, nicht mehr als 5300 Thaler kostete. Selbst wenn man überall eine Null anhängt, bleibt jede Summe noch weit unter dem jetzigen Werthe des Geldes.

An den städtischen Gebäuden und Festungswerken trugen die Patrizier einmal kein Gefallen mehr: mochten sie ihretwegen in Grund und Boden verderben. Selbst offener Raub wurde nicht verschmäht. Bürgermeister Stallmeister ließ ein Wachthaus von der Stadtmauer abnehmen und in seinem Garten als Lusthaus wieder aufbauen. Rösing, ein anderer Bürgermeister, verkaufte aus der h. Geist-Kapelle am Westernthor die geweihete Glocke, riß das zugehörige Wohnhaus nieder, machte die Hausstätte zu seinem Nutzgarten, und brauchte Holz und Steine, um sich selbst anderswo ein hübsches Gartenhaus zu bauen. Aus den Spitälern verschwanden Betten und Leinzeug, und wer die Bierfässer nahm, nahm die Braukessel mit. Auch Ländereien der Stiftungen geriethen in falsche Hände. Zwei regierende Bürgermeister, Koch und Otterstädt, nahmen sogar Silberbecher aus der Triesen- (Schatz-) Kammer und ließen sie verändern oder verkaufen.

Für eine lange Reihe solcher Thatsachen wurden Zeugen benannt. Zu den unbeweisbaren Anschuldigungen gehörte aber wohl, was man von den Hurlebuts sagte. Diese führten die Schlüssel zu einem Heiligenhaus, in welchem ein Marienbild stand, das sammetne Röcke mit Gold- und Silberspangen trug. Dieser Schmuck war eines Tags verschwunden, und die Frau Leupesel hatte bei einer Zänkerei mit der Frau Hurlebut ausgerufen: „Sie hätte Unserer lieben Frau noch keine Röcke ausgezogen, um damit groß und breit zu thun, wie sie bei Andern gesehen hätte."

Es entrollt sich hier ein Bild sittlicher und wirthschaftlicher Verwilderung, wie sie in jener Zeit nur zu gewöhnlich war in den deutschen Städten. Paderborn ist ein kleines scharfes Spiegelbild. In den alten Familien waren Reichthümer aufgehäuft: nach

dem tüchtigen Schaffen, welches die letzten Jahrhunderte des Mittelalters erfüllt hatte, trat Abspannung ein. Ohnehin hatte die mächtig auftretende Fürstenherrschaft die alten Geleise städtischen Handels und Gewerbes zerschnitten und unterbunden, und in den langen Glaubenswirren verdarb vollends der Geschmack daran. Man warf sich auf das Genießen und Schwelgen, auf das Streiten und Erörtern, und indem Einer den Andern in Wüstheit des Redens und des Thuns zu überbieten suchte, nahm Frechheit Rachsucht und Härte überhand. Um so heißer kochte in den niedern Klassen, bei denen der Erwerb täglich geringer und die Armuth täglich bitterer wurde, die demokratische Empörung. Das Toben gegen die vornehmen Prasser und Müßiggänger wechselte mit der Sucht, es ihnen gleich zu thun. Hier wie dort lagen nahe die Gedanken an Raub und Gewaltthat. Leicht verfallen ja die Menschen niedrigen Leidenschaften, wenn das Gefüge der alten Zeit brüchig geworden und die Bausteine für die neue noch zerstreut umher liegen.

Wenn man die Zustände in Städten und an Fürstenhöfen, wie sie an der Scheide des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts in Wirklichkeit waren, näher kennen lernt, — wenn man sich dabei erinnert, daß es der deutschen Natur auf die Länge unerträglich fällt, in dumpfen und unsittlichen Zuständen zu verharren, und daß sie bei all ihrer innern Verworrenheit zuletzt gewaltsam danach ringt, frische freie Luft zu schöpfen, — so bekommt man eine Ahnung, wie wenig es hier noch des Schürens und Hetzens bedurfte, damit das große Schlagen losbrach, unter welchem Deutschland im dreißigjährigen Kriege zu Grunde ging.

Funfzehntes Kapitel.

Eine Justizposse.

Bestellung des Gerichtshofes: Juni 1602. Zeugenverhor. Die fürstlichen Kommissarien auf dem Rathhaus. Gefangensetzung von Bürgermeister und Rath. Der damalige Marktplatz. Feier und Verspottung der Frohnleichnamsprozession. Tiefe Entzweiung der Bürgerschaft. Klageschrift des Fiskals. Charakter des damaligen Gerichtsverfahrens. Verbleiben der Angeklagten im Amt. Eide und Einreden. Termin auf Termin. Wildes Treiben. Diebstahl einer ganzen Steuer. Nachtszenen. Gewinn des Fürsten. Vollendung der Jesuitenburg. Aussichten der Verschworenen. Tumulte im Dom. Günthers Rede im Domkapitel: Januar 1603. Antwort des Domdechanten von der Horst.

Der Fürst hatte nun wohl seine Klagestücke: die Beklagten aber waren weit entfernt, sich von ihm richten zu lassen. Sein geheimer Rath beschloß, er solle sich durch recht auffallende Schritte in den Besitz einer obersten Gerichtshoheit setzen.

Am 17. Juni bestellte Dietrich einen förmlichen Gerichtshof aus seinen obersten sieben Räthen, den beiden Landdrosten Caspar von Fürstenberg und Gottschalk von Harthausen, dem Hofmeister Heinrich von Westphalen, Hunold von Plettenberg, Drost zu Boke und Neuhaus, dem Kanzler Dr. Heinrich Richwein, und den beiden andern Doktoren der Rechte, Conrad Wippermann und Georg Jakobi. Also Vorsitzender dieses Gerichtshofes war Dietrichs eigner Bruder Caspar, der thatkräftige Drost zu Bilstein und Friedberg und geheimer Rath des Kölner Kurfürsten Ernst von Bayern.

Der fürstliche Fiskal aber ladete die benannten Zeugen in den

Abdinghof. Es waren über hundert: ihr Verhör dauerte ein paar Tage lang.

Am 20. Juni erschienen die Richter auf dem Rathhause: Bürgerschaft und gesammter Rath waren anwesend. Zunächst eröffneten die Richter der Bürgerschaft in des Fürsten Namen: „Die Klage, daß sie ihre Obrigkeit auf dem Rathhause gefangen gehalten, werde fallen gelassen, und verspreche der Fürst, gemeiner Bürgerschaft nicht nur ein gnädiger Herr, sondern auch ein Vater zu sein, welcher ihre Stadt noch mit vielen neuen Privilegien und Gerechtigkeiten zieren und weitern wolle.“ Dann wurde die Bürgerschaft entlassen, auch der Rath mußte abtreten bis auf die Hauptsünder. Diesen wurden Frevel und Beweise aus den Akten vorgehalten: das Leugnen war schwierig. Nun wurde der gesammte Rath wieder herein gerufen und noch einmal Unterwerfung unter des Fürsten Gericht gefordert. „Nein!“ schallte es zurück im ganzen Saal. Siehe da, die Thüren öffneten sich. Zwölf fürstliche Hellebardiere marschirten herein und stellten sich breit davor. Bürgermeister und Rath wurden in Haft erklärt im Namen des Fürsten. Da gab es wieder heftiges Protestiren, Höhnen und Drohen. „Unerhörte Tyrannei und Gewaltthat! Nach ihrer Stadt Recht solle man gegen sie verfahren. Laut und einhellig protestire man bei Kaiser und Reich. Den wolle man doch sehen, der sie zwinge ohne Recht!“ Dietrich aber ließ seinen Vortheil nicht fahren. Die Hellebardiere marschirten Tag und Nacht vor den Saalthüren hin und her. Der ganze Rath war wiederum gefangen auf seinem eigenen Rathhaus von einem Tag zum andern.

So kam nach drei Tagen der Sonntag heran, an welchem man im feierlichen Aufzug das Altarssakrament von einer Kirche zur andern trug. Als die Prozession am Rathhaus vorbeiging, lagen die Gefangenen in den Fenstern.

Man sah von hier — denn das alte Rathhaus stand auf der Stelle des jetzigen — über den damaligen Marktplatz bis drüben zur Marktkirche, die sich im altersgrauen gothischen Schmuck auf dem Kettenplatze erhob. Der Raum vom Rathhaus bis zur Kirche aber war viel breiter als jetzt, und standen zu beiden Seiten hochgieblige Patrizierhäuser im Prachtstil des sechszehnten Jahrhunderts, von denen nur noch zwei übrig sind. Auch waren hier in der obern

Stadt die Straßen längst gepflastert, während man erst vor zwei Jahren die lange Gasse, welche die Domfreiheit hinunter zu den Padermühlen führt, und von den Korn- und Mehlträgern die Eselsgasse heißt, mit Pflaster versehen hatte.

Alles blickte bei der Prozession nach den Rathhausfenstern. Denn die gefangenen Herren da oben lachten und höhnten mit Wort und Geberden und thaten ihr Mögliches, die katholischen Bräuche zu verspotten. Bitterer konnten sie den Fürstbischof nicht ärgern; denn er hatte mit seinen Jesuiten Alles aufgeboten, die Prozession des Altarssakraments mit allem Glanze zu verherrlichen. Er gab die köstlichsten Zierrathen und Goldgewänder dazu her, und damit die Theilnahme zahlreich und freudig werde, machte er eine Stiftung, daß alle Geistlichen und Nonnen am Feste des Altarssakramentes Wein und gute Speise hatten.

Die Rathsherrn wußten wohl, wie sehr ihr Spotten und Schimpfen den Bürgern gefiel. Trotzdem wollte sich keine Hand für sie rühren. Nachdem sie noch ferner fünf Tage von aller Welt verlassen in Haft gesessen, ließen sie endlich am Freitag sich herbei, sich vor dem Fürsten zu Recht zu erbieten. Da verlangte Dieser persönliche Bürgschaft, daß sie aus der Stadt nicht entweichen würden. Sie blieben fortwährend also des Fürsten Stadtgefangene, eine tiefe Kränkung für ihren Stolz. Wer aber sollte Bürge sein? Ihre vornehmen Genossen waren als Beklagte oder Kläger oder Zeugen mit in die Sache verwickelt. Die Herren mußten sich herablassen, den geringen Bürgersmann, dem sie früher kein gutes Wort gönnten, anzuflehen, um Gotteswillen doch für sie Bürgschaft zu zu leisten. Nie wurde, wenn es darauf ankam, Rathsherren und Gemeinde tödtlich zu verfeinden, eine Sache meisterlicher geführt.

Am neunten Tag nach jenem Ergebungsfreitag wurde der fürstliche Gerichtshof eröffnet und zwar auf dem Rathhause selbst. Die Beklagten stellten sich. Der bischöfliche Fiskal hatte eine Klageschrift in 108 Artikeln verfaßt. Im Eingang der Schrift waren 75 Angeklagte namentlich aufgeführt: 7 Bürgermeister, 9 Kämmerer, 34 Rathsverwandte, von 15 andern die Erben, 7 Weinherren, 3 Weinzapfer. Außerdem ging die Klage ausdrücklich gegen alle Bürgermeister, Kämmerer, Rathsherren, Weinherren und Weinzapfer der letzten zwanzig Jahre, von denen außer den Vorigen noch Viele

mit Namen in den Artikeln selbst erschienen. Gegen die Bürgermeister Heinrich Koch und Berthold Rösing wurde noch besondere peinliche Klage angestellt. Die Angeklagten erbaten Abschrift der Artikel, und wurde über vier Wochen und drei Tage neuer Termin anberaumt.

Nun entwickelte sich eine Justizposse, wie sie nur das damalige Gerichtswesen erlaubte, das entweder kurz und plump wie ein Hammer zerschmetterte, oder vollsteckte von barbarischen Umständlichkeiten. Es war ja der einfache mündliche Prozeß der alten Zeit getrübt und verwirrt worden, indem man dem geheimen und schriftlichen Verfahren des kanonischen Rechts Eingang verstattete, und noch hatte sich die trübe Mischung nicht recht abgeklärt.

Zu den Hauptschuldigen gehörten die Bürgermeister, gehörte der Syndikus oder Stadtrichter, gehörten die Kämmerer und bedeutendsten Rathsherren. Gleichwohl blieben sie im Amt und Regiment nach wie vor. Wer sollte sie absetzen? Dem Eingreifen der Bürgerschaft waren sie entzogen, vor dem fürstlichen Gericht aber noch nicht überführt. Klägers Rolle übernahmen die Fünfundzwanzig aus den Bauerschaften: sie wurden vereidigt, der Stadt nach ihrem besten Wissen und Gewissen zu dienen. Unter ihnen befanden sich auch Wichart und Günther.

Im beregten neuen Termin, den 5. August, leisteten die fürstlichen Beamten den üblichen Richtereid. Die Beklagten führten ihre Vertheidigung und forderten sofortige Freisprechung. Es wurde aber neuer Termin auf den 19. August angesetzt.

In diesem diktirten die Beklagten ein langes Protokoll, daß sie wider Recht beschwert würden, und verlangten, daß man darüber unparteiische Juristen höre. Nun sollten sie, wie es in solchen Fällen öfter gefordert wurde, den Eid schwören, daß sie solches Verlangen nicht aus reiner Bosheit erhüben, um den Prozeß zu hintertreiben. Dieses Eides weigerten sich die Beklagten und protestirten nunmehr wegen Nullität und Rechtsverweigerung.

Neue Terminsansetzung auf den 9. September. Die Beklagten protestiren wieder und legen ein Gutachten der Marburger Juristenfakultät vor. Dies Gutachten wird verworfen, weil die Marburger nicht beide Theile gehört.

Neue Terminsansetzung auf den 23. September. In diesem

werden Einige, die bloß auf Schadensersatz angeklagt waren, von der Untersuchung entbunden. Die Anderen bringen wieder Ausflüchte vor, und wird ihnen der Eid in einem nächsten Termine zu schwören auferlegt. Bei alledem führten sie nach wie vor die Stadtregierung.

Als sich nun die Sache vom Juni bis zum October hinzog, ohne daß irgend Etwas dabei heraus kam, wurden die Uekern wild. Wieder begann das Rennen und Rottiren. Bald war hier, bald dort Versammlung, öffentlich oder heimlich. „Da sehe man," hieß es, „was die guten Freunde bei Hofe vermöchten, die sich die Beklagten mit dem ungerechten Mammon gemacht." Die Einen schalten auf den Fürsten, Andere auf seine Räthe, die er zu Richtern bestellt habe, die Meisten aber fielen über die Fünfundzwanzig her, welche ihnen die Nächsten waren, und sagten ihnen: sie verständen nichts, als gleich Kälbern zu blärren. Traten diese Unglücklichen zusammen, um sich in der Sache zu benehmen oder Zeugen abzuhören, wie wurden sie da überlaufen von ungestümen Leuten, die Alles überschrien! Man verfiel auf die abenteuerlichsten Mittel, um die Justiz in Gang zu bringen. Die Juristen unter den Fünfundzwanzig mochten gar nicht mehr zu ihrer Versammlung kommen: darüber beklagten sich die Andern bei dem Fürsten, und die Juristen beklagten sich wieder über das ungesetzliche Treiben, welches dem Rechte seinen Gang nicht lasse. Dietrich fühlte sich bereits als Herr. Er verbot den Rechtsgelehrten, sich von der Fünfundzwanzig Besprechungen abzusondern, und gebot den Bürgern, keine andern zu halten. Das Volk aber kehrte sich nicht daran. Es brauchte nur Einer von Recht und Religion zu reden, so entstand auf den Straßen Geschrei und Auflauf. Selbst im Dom „konnte man oft vor großem Getümmel kaum den Gottesdienst verrichten."

Zu Ende des Prozeßjahres 1602 wurde der frechste aller Diebstähle entdeckt. Man wußte schon, statt der einfachen Steuer, welche auf dem Landtag zu Schwaney die Stadt bewilligt hatte, war die doppelte eingetrieben. Aber unerhört! Die ganze Steuer war verschwunden. Wo war das Geld geblieben? Hatte der Fürst es für Bußen bekommen? Oder war es an dessen Hofe hängen geblieben? Oder hatten die Stadtbeamten es einfach eingesteckt? Niemand wollte mit der Sprache heraus, und der fürstliche Gerichtshof, welchem die Fünfundzwanzig diese neue Entdeckung anzeigten, wußte wieder nichts

zu thun, als über sechs Wochen auch in dieser neuen Sache wieder Termin anzuberaumen.

„Wo auf der Welt giebt es noch Treue und Glauben?“ So fragten einander die Bürger. In welch dunkeln Abgrund von Verrätherei konnte nicht Alles plötzlich hineinstürzen! Eines Abends verlautete, der Beklagten Knechte lauerten an zwei Thoren, und die Thore ständen noch offen. Wichart und seine Freunde stürmten hin und fragten die Knechte, was sie da machten? Diese erwiederten: ihre Herren hätten sie geschickt, die Thore offen zu halten, weil noch fremdes Volk herein solle. Die Fremden waren jedoch nur Rechtsgelehrte, welche die Beklagten auf Wagen holen ließen zur Berathung. Die Bürger aber, die das nicht wußten, glaubten, da sei ja Verrath mit Händen zu greifen, vertrieben die Knechte, warfen die Pforten in's Schloß und stellten Wache hin. Alsbald erhub sich Lärm und Pochen und Fluchen. Die Holzfuhren, die noch spät aus dem Walde gekommen, hielten draußen in Nacht und Regen. Die Fuhrknechte schrien: „Und wenn ein Erzengel vom Himmel stiege, so habe er doch kein Recht, der Stadt Thore zu schließen, denn nur Meister und Rath seien die Thore anbefohlen.“ Jetzt kam den Wichartschen doch Bedenken, ob nicht die Obrigkeit ihre Eigenmacht ahnden könne! Sie ordneten also noch um Mitternacht Einige ab, die einen Notar aus dem Bette holten und mit Spießen und Laternen sich aufmachten zu des ersten Bürgermeisters Hause, Heinrich Stallmeister. Denn sie wollten vor Notar und Zeugen feierlich erklären, daß sie nur in Eile und Gefahr, weil von fremdem Kriegsvolk das Geschrei ginge, der Stadt Thore geschlossen. Die Abgeordneten trafen Bürgermeister und Rath schon auf der Straße. Diese Herren Angeklagten des großen Prozesses kamen gerade heim von einer lustigen Gasterei. Der Notar trat ihnen in den Weg und machte den Protest, daß man der Obrigkeit nicht habe ins Amt greifen wollen. Das Haupt der Stadt aber antwortete: „Man thue ihnen wohl mehr als dies zu Leide; sie seien ja machtlos; man solle sich wenigstens der armen Pferde erbarmen, die draußen jämmerlich in Frost und. Regen ständen.“

Bis hieher hatte Dietrich im Streite mit seiner Hauptstadt nur Gewinn eingestrichen. Durch wiederholtes Blokiren, durch Begünstigung der Gemeinde wider den Rath, durch geschicktes Eingreifen in

ihre inneren Händel, durch herrisches Auftreten zur gehörigen Zeit, und wieder durch langes Hinzögern des großen Prozesses — durch alles dies war es gelungen, die Stellung des Domkapitels unantastbar, das höchste Gericht botmäßig, endlich das fürstliche Wort zum Befehl zu machen.

Auch die Jesuitenburg stand jetzt aufgebaut. In sieben Jahren war das weithin ausgedehnte Gebäude vollendet, dem an Pracht und Größe von allen Kirchen und Bauten in der Stadt nur der Dom sich an die Seite stellen ließ. Und dies Gebäude mitten in Paderborn gehörte dem Jesuitengeneral in Rom!

Wichart und seine Freunde sahen ein, die evangelische Freiheit war tödtlich bedroht, die städtische verloren auf immerdar, wenn die Dinge so fortgingen.

Doch auch ihr Spiel war nicht ohne Frucht gewesen. Durch die neuen Stadtvertreter war die gemeine Bürgerschaft in die Höhe gekommen, durch die Verschwörung Wichart ihr Haupt geworden. Sie warteten bis zur Rathswahl: der neue Rath sollte ihnen das Heft der Regierung in die Hände geben.

Noch kurz vor dem Wahltag trachteten sie dahin, daß das hoch angesehene Domkapitel sich für die Gerechtigkeit der Sache gemeiner Bürgerschaft erkläre. Es hatten nämlich, wie schon erwähnt ist, im Dome stürmische Verhandlungen stattgefunden. In der Parteiwuth und dem Aerger, als der Prozeß im Sande zu verlaufen schien, hatten sich die Bürger selbst in den heiligen Hallen rottirt und geredet, und war darüber der Gottesdienst gestört. Ohne Zweifel kam dabei auch die Religion ins Spiel, welche den Dom beherrschte. Von den Angeklagten wurde nun eifrig verbreitet, das Domkapitel habe dem Fürsten Anzeige gemacht: „das tägliche Rottiren nehme überhand, er solle sehen, daß nicht allgemeine Rebellion ausbreche“. Das goß Oel ins Feuer. „Da seht Ihr's,“ hieß es, „diese Domherren, die wir bewachen und beschützen, die wir frei halten von allen städtischen Steuern, trachten sie nicht auch nach unserm Verderben? Drängen sie, die des Stifts alte Freiheiten schützen sollten, nicht selbst den Fürsten, daß man uns mit unsern armen Kleinen um Leib und Leben, ja was mehr ist, um Gottes Wort bringe?“ Die Anführer wollten die Sache ins Klare stellen: das Domkapitel, Haupt und Hort der Land=

stände, sollte öffentlich Farbe bekennen. Vielleicht hoffte man auch es dadurch in seinem Schooße zum erklärten Bruch zu bringen.

Günther und die Fünfundzwanzig erbaten sich Gehör im Kapitel. Es wurde bewilligt. Sie erschienen im Kapitelsaal, und Günther hielt seine Rede. „Aller Welt sei es bekannt, wieviel die Angeklagten in Stolz und Freiheit gefrevelt gegen das Domkapitel wie gegen die Stadt. Den Bürgern seien endlich die Augen aufgegangen, aber friedlich hätten sie den Handel dem Landesherrn anheim gegeben. Von ihm seien die fünfundzwanzig Kläger angeordnet. Weil Diese nothgedrungen sich öfter versammeln und bereden müßten, habe ein ehrwürdig hoch- und wohladlig Domkapitel auf die Bürgerschaft nicht allein einen Argwohn der Rebellion geworfen, wovor Gott sie behüten wolle, sondern sie auch bei dem Fürsten beklagt. Offenbar werde seitdem der Prozeß verzögert. Die Bürgerschaft bitte deshalb, jeden ungerechten Verdacht fallen zu lassen, sich aber offen zu erklären, ob das Domkapitel zu den Beklagten oder zur Bürgerschaft halten wolle.“

Der Domdechant von der Horst erhob sich. Erst wiederholte er Satz für Satz von Günther's Rede und erwiederte dann: „Gern wolle das Domkapitel in allen rechtlichen und billigen Sachen hülfreiche Hand leihen. Vor Gott und der Welt trete man ihm mit der Beschuldigung zu nahe, daß es den Fürsten ersucht hätte, der Prozeß solle hinterbleiben und er solle den verordneten Fünfundzwanzig Rebellion nachtragen. Wenn aber fast alle Tage Versammlungen von Hunderten trotziger muthwilliger gemeiner Bürger Statt hätten, unter denen sich nicht ein einziger Rechtsgelehrter befinde, — wenn diese Leute nicht über jene Klagesachen, sondern über allerlei aufrührerische Händel rathschlügen, — wenn sie dies selbst im Dome so grob und laut machten, daß man öfter Murrens und Tumults halber kaum mehr Messe und Chordienst verrichten könne: — dann hätte das Domkapitel wohl Recht gehabt, bloß davon, und nicht von den Verhandlungen der Fünfundzwanzig, dem Fürsten nicht eine Klage, sondern bloß eine Anzeige zu machen, damit nicht wieder wie in früheren Jahren Stadtsperre und Elend entstehe. Höre jene gefährliche hochschädliche Rottirung des gemeinen nichtsnutzigen Volkes auf, so werde das Domkapitel in der Prozeßsache die Wage gleichhalten, und wolle es sich hiermit allerdings

für neutral erklärt haben. Jedenfalls aber werde man Mittel finden, den Unordnungen in der Domkirche ein Ende zu machen."

Damit zogen die Bürger „mit einer langen Nase ab", und Günther sagte: „er habe sein Lebtag kein ungleicher Paar Hosen gesehen." Er meinte damit, was man vom Domkapitel glaube und was dieses von sich selbst sage. Eines wenigstens war gewonnen: das Domkapitel hatte öffentlich Alles von sich abgelehnt, was zu Gunsten der Angeklagten zu deuten. Man war so klug, durch Versammlungen im Dom kein Aergerniß mehr zu geben, und kam fortan in des Fürsten Weinschank auf dem Sterneberger Hof zusammen.

Sechszehntes Kapitel.

Schachzüge.

Beschränkung der Rathswahl durch den Fürsten. Aussicht für die Nichtwahlfähigen. Rathsherrenwahl: Januar 1603. Antasten der Wahlfreiheit durch Bürger. Schwierigkeiten der Wahl. Die neuen Rathsherren. Wicharts Ansehen und Aemtervertheilung. Vorgehen Dietrichs gegen Wichart und Günther. Umtriebe im „Laienrath". Austritt der Juristen und Anderer aus den Deputirten. Ihre Ersetzung. Niederschlagen des Steuerprozesses. Landtag zu Schwaney. Eine Wichartsche Rede. Fürstliche Kostenrechnung. Wagemeister Crop. Günther und Bernink. Abwehr neuer Eingriffe des Fürsten. Der Volksausschuß. „Der schlafende Rath." Wichart Herr und Meister.

Drei Tage vor der Rathswahl ritten die fürstlichen Räthe in den Abdinghof ein, ließen die vierundzwanzig Kurgenossen und gemeine Bürgerschaft zu sich entbieten, und eröffneten ihnen: „Bei höchster Strafe und Ungnade des Fürsten dürfe erstens Keiner der angeklagten Bürgermeister Rathsverwandten Weinherren oder Weinzapfer, noch deren Kinder und Erben, — und zweitens dürften auch nicht Wichart und die andern Vier, welche als Rädelsführer bei Gefangenhaltung von Bürgermeister und Rath angeklagt seien, zu Rathsherren erwählt werden."

Man begriff sofort, woher dieser Streich kam. Die Angeklagten bildeten mit ihren Familien einen ansehnlichen Theil der wohlhabenderen Bevölkerung. Sollten nun auch all ihre Blutsfreunde

von der Wahl ausfallen, wo wollte man — denn die Patrizier hatten ja seit Menschengedenken stets unter einander geheirathet — gebildete Männer genug finden für all die Stellen der Stadtobersten? Da mußte man ja nothgedrungen zu den katholischen Juristen greifen, und über die alte Satzung der vier ächten Ahnen hinwegsehen. Schon frohlockten sie und beriefen sich auf das römische Recht, welches keinen Unehelichen von Stadtämtern ausschließe. Ihnen fiel die Leitung im Rath anheim, wenn auch die Wichartschen davon ausgeschlossen blieben. Schon hatten sie Dr. Gogreve als künftigen regierenden Bürgermeister bezeichnet.

Die Kurgenossen aber waren anderer Meinung. Sie bedankten sich, was die Angeklagten betreffe, für die fürstliche Warnung, erklärten aber: im Uebrigen müßten sie gegen jede Behinderung in ihrem freien Wahlrecht protestiren. Die ganze Stadt gerieth nun über die Wahl in Bewegung. Verschwörung gegen Verschwörung! Gegen die kleine der katholischen Juristen stand Wicharts große. Denn das wußte man wohl: kamen Jene in den Rath, so konnten die evangelischen Prediger nur gleich Abschied nehmen. Auch die Wichartschen gaben sich die äußerste Mühe, Kandidaten zu finden und sie den Kurgenossen einzureden. Sie sannen auch ein Mittel aus, wie sie äußersten Falls die ganze Wahl selbst machten.

Auf Sylvestertag war Rathswahl. Nach neuem Stil war dies der 10. Januar 1603: die Paderborner aber hielten am alten Sylvestertag fest, und verschmähten den neuen päbstlichen Kalender, den ihnen der Bischof längst, und zwar gleich nach seiner Erwählung, verkündigt hatte. Alles strömte am Wahltag zum Rathhaus. Auf dem Platze rings umher und dem Weinkeller wogte es von bewaffneten Bürgern. Auf das Rathhaus aber durfte Niemand kommen: die vierundzwanzig Gemeindsherren waren allein die rechten Kurgenossen. In ihre Wahl sich mischen, erschien als ein Frevel, gleich als wollte man in den Bann und Frieden des Gerichts einbrechen.

Nun gingen sie in die Kapelle, welche auf dem alten Rathhaus sich neben dem großen Saale befand, um ihr wichtiges Geschäft mit Gebet zu beginnen. Als sie aber heraustraten und Jeder seinen Mann nennen sollte, zeigte sich, was es für ein mißlich Ding sei, vierundzwanzig Rathsherrn aufzustellen, von denen Keiner Blutsfreund eines Beklagten. Wo aber Andere hernehmen?

Die Namen jener Juristen wurden genannt. Sofort erhob sich heftiger Widerspruch. Der alte Welthaus aber erklärte: es gehe nicht anders, er werde den Dr. Gogreve zum Rathstand bringen.

Da ließ dies Einer den Verschworenen heimlich heraussagen. Die Aufgeregten vergaßen, daß die Wahlfreiheit der Kurgenossen von Alters her heilig und unantastbar sei. Sie stürmten auf die Rathhaustreppe und ließen Welthaus herausrufen. Kaum erschien der Unglückliche, als ihn solch ein Drohen und Toben umdrängte, daß ihm in Angst und Beben die Thränen kamen und er flehentlich bat, „man möge ihm doch seine Wahlfreiheit, auf die er einen leiblichen Eid geleistet, nicht kränken, und ihn gegen die löbliche alte Gewohnheit dieser Stadt Paderborn, ja gegen Gott und die Gerechtigkeit nicht beschweren"! Die Bürger aber wollten ihn die Treppe hinunterwerfen, wenn er nicht auf der Stelle verspreche, von dem Gogreve abzulassen. Als Welthaus fragte: „Was hat er denn gesündigt?" riefen sie wild durch einander, und er hörte bloß das Eine: der Doktor habe gegen ihre Genossen gedient. Und sie ließen nicht ab von ihm, bis er zusagte, den Verhaßten nicht zu wählen. Sein Kurgenosse Johann Netler, der dies mit ansah, schlug die Hände über den Kopf zusammen und sagte: „O Jesu, was will hieraus werden!"

Da die Gemeindsherren sich nun vergeblich bemüheten, die Wahl zu Stande zu bringen, wurde vorgeschlagen: man wolle die Fünfundzwanzig aus den Bauerschaften zum Beistande bitten. Die meisten Kurgenossen willigten ein; denn Viele waren im Herzen froh, aus der Verlegenheit zu kommen und es mit Keinem zu verderben. Die Fünfundzwanzig wurden eilends herbeigerufen. Da hatte Günther, der mit Wichart zu ihnen gehörte, das Verzeichniß der zu Wählenden schon in der Tasche, und nach vielem Gezänk und Gerede setzten sie fast ihre ganze Liste durch. Es war Mitternacht geworden, als man endlich die neuen Vierundzwanzig vom Rath zusammenstellte.

Sie mußten die Wahl wohl annehmen, denn das war eine Bürgerpflicht. Da Jene aber zum großen Theil „gute fromme einfältige Handwerksleute waren, die sich auf Rathssachen nicht viel verstanden", Wichart dagegen früher oft im Rath gesessen und für Alles Geschick, auch Niemand größeres Gewicht hatte: so war er

leicht ihr Herr und Meister. Für seine Person hielt er es für räthlich, noch unter den Fünfundzwanzig aus den Bauerschaften zu verharren: um so häufiger aber wohnten Diese jetzt wichtigeren Verhandlungen bei.

Gleich zu Anfang, als der neue Rath durch den alten vereidigt wurde, waren Wichart und Günther dabei, und Letzterer schon so keck und sicher, daß er sich auf den Platz des Stadtsekretärs stellte und bei der Wahl der Bürgermeister und Kämmerer die Stimmen sammelte, obwohl man ihn noch nicht dazu bestellt hatte. Günther beging die Kühnheit, sich sogar auf den Rathsbänken niederzusetzen. Da aber wurde er geheißen aufzustehen. Wichart bezeichnete Heinrich Boen, den alten Stifts-Schatzeinnehmer, zum regierenden, und Heinrich Bellersen zum zweiten Bürgermeister. Bellersen war ein Schuhmacher: wir haben uns aber nicht einen kleinen Handwerker, sondern eine Art Fabrikanten vorzustellen, der sich auch auf Landtagen und sonstigen Gesandtschaften wohl zu benehmen wußte. Ging der erste Bürgermeister aus den Rathsgeschlechtern hervor, so nahm man den zweiten aus den Zünftischen. Wichart bestimmte ferner die Kämmerer für die Finanzen, die Fähndriche für das Kriegswesen, die Wassermeister für die Brunnenwerke, die Wegherren für Brücken und Straßen, die Feuerherren für Feuerlöschen, die Marktherren Pfundherren Schuhherren u.s.w. für Marktpolizei, und was Alles der öffentlichen Aemter mehr waren. Und kaum war der neue Rath in den Rathsstuhl eingetreten und der alte aus dem Saal gegangen, als Wichart und Günther sich wieder zu den Rathsherren gesellten und ihnen Lehre und Anweisung gaben. Darauf gingen sie alle mit einander auf den Keller und zechten weidlich. Was aber Wichart anordnete, wurde befolgt, und Jedermann konnte nicht anders, als es für gut und trefflich befinden.

Nach ein paar Tagen mußte der Rath ihm auch den Gefallen thun, Günther zum Stadtsekretär zu wählen. Auch erklärte Wichart: der Syndikus oder Stadtrichter, auf welchen so schwere Verbrechen lasteten, müsse fort aus seinem Amt, oder er und die Seinigen würden Leib und Gut daran setzen, die ganze Stadt darum zusammenhängen. Die Meisten im Rath waren einverstanden damit, und Günther unterschrieb sich bereits „zur Zeit Sekretär und Syndikus". Schon sprachen sie davon, die Stadt müsse wieder ganz

frei ihr oberstes Gericht hegen. Wichart vermaß sich hoch und theuer: jetzt wolle man bald dem Prozeß wider die Rathsverwandten Füße machen.

Dietrich und die Seinigen gingen die Augen auf. In diesem Wichart hatte man sich ja noch zehnmal ärger getäuscht, als einst in Tünneke. Diesmal wollte man sich doch bei Zeiten vorsehen. Eine Klage lief bei dem Fürsten ein, und zwei Tage darauf erschienen bereits seine Abgesandten im Abdinghof und entboten den Rath, die Gemeindsherren, und die Fünfundzwanzig zu sich, um über des Stadtrichters Absetzung zu verhandeln. Im Abdinghof aber bekamen die Vertreter der Stadt Folgendes zu hören: „Man könne gegen die Angeklagten vom alten Rath nicht dem Rechte gemäß prozessiren, weil Wichart und Günther Alles überstürzten. Bei 500 Goldgulden Strafe verlange der Fürst, Beide von allen städtischen Verhandlungen, Günther auch aus seinem Sekretär-Amt zu entfernen.“ Die Antwort lautete nicht mehr, wie sonst gefügig. „Man könne ihrer nicht entbehren,“ hieß es. „Wer etwas gegen sie habe, solle sie vor ihrer Obrigkeit, dem Rath, verklagen.“ Wichart und Günther aber, welche beide unter des Bischofs Siegel einen schriftlichen Befehl erhielten, sie sollten sich aller Amtshandlung enthalten, erboten sich, zu Recht zu stehen. Die Sache hatte indessen zur Folge, daß Wichart sich etwas zurückhielt, im Rathe aber Günthers Entlassung durchgesetzt wurde und an seine Stelle der Licentiat Philipp Bernink kam.

Denn bereits gab es im Rath eine starke Partei, welche den Wichartschen das Widerspiel hielt. Die Gegner hatten alle Minen springen lassen, sich heimliche Verbündete unter den Rathsherren zu erkaufen. Kurt Dunschen ging täglich zum Abt Ruben in den Abdinghof, wo Gogreve Westphal Bernink und ihre Genossen ihr Hauptquartier hatten. Hierher kam auch des Fürsten geheimer Rath Dr. Wippermann. Zwei andere vom Rath, Tiesen Cleves und Kurt Schonloe, verkehrten beständig mit den Angeklagten. Alle Heimlichkeiten des Raths wurden hier und dort offenbart. Die Bürgermeister konnten Nichts durchsetzen, stets war gegen sie eine geheime Aufwiegelung im Werke.

Die Juristen lachten: diesen „Layen-Rath“, wie sie ihn spöttisch nannten, hatten sie ziemlich lahm gelegt. Die fünfundzwanzig

Deputirten aber sollten nun in ihrem Ungestüm und Unverstand aufs Glatteis gehen. Die Juristen traten aus ihrer Versammlung aus, und nun begab sich das Schauspiel, das in Zeiten wilder Volksgährung selten ausbleibt. Ehrenwerthe Männer ärgert Noth und Zwang der Partei, sie fühlen sich gekränkt abgestoßen verhöhnt, endlich zieht sich einer nach dem andern zurück: der Leidenschaft und dem Frevel bleibt Straße und Rathhaus überlassen. Solche Feigheit verdirbt unausbleiblich das schönste und redlichste Unternehmen. Die Edlen und Tapfern, die noch mit ihrer Person einstehen, sehen sich verlassen, überantwortet den niedern Mächten, und unausbleiblich von diesen übermannt nach trostlosem Ankämpfen und unsäglicher Seelenqual. Die Ideale sinken unter, und die gemeine Leidenschaft triumphirt.

Die Rechtsgelehrten sagten überall umher: „Wichart wolle mit dem Kopf durch die Wand, der ordentliche Rechtsweg werde gekränkt, das Beil viel zu weit geworfen." Am 21. Januar, als Rath, Gemeindsherren, die fünfundzwanzig bestellten Stadtkläger, und eine große Menge „Rumorender" auf dem Rathhaus beisammen, stand Martin Klöckener auf, Derselbe, der uns diese Geschichten berichtet hat, und erklärte: „Das Werk der Fünfundzwanzig gehe nunmehr über seinen Verstand, die Rechtsgelehrten hätten sich davon abgethan, er wolle sich nicht unwissentlich versündigen und trete aus." Dabei rief er den Notar Steinwart auf: „er solle ihm über diese seine Protestation Schrift und Siegel geben". Wichart saß weit hinten auf der Bank, und da er Klöckener so laut reden hörte, drängte er sich durch nach vornehin und rief: „Wer ist, der da redet?" „Das bin Ich!" antwortete Jener. Wichart sah ihn lange und zornig an, endlich sagte er bloß: „An Dir ist auch nicht viel gelegen." Klöckener antwortete „Deo gratias", und machte daß er vom Rathhaus kam. Einer seiner Nachbaren that das Gleiche.

Jetzt beschloß Wichart, auch die Fünfundzwanzig zu erneuern, damit sie gerade durchgingen auf ihr Ziel los. Wer wollte, wurde des Eides entlassen, und Leute kamen an ihre Stelle, die nichts von Bedenken wußten. So sehr hatte sich bereits der Haß und Gegensatz in der Bürgerschaft verschärft.

Am 7. Februar sollte nun Gerichtstag sein, um die Schatzung zu berechnen, die unterschlagen war. Die Beklagten erschienen

nicht. Die Fünfundzwanzig forderten, man solle sie ohne Weiteres verhaften. Da kam ihr Anwalt und bat um acht Tage Aufschub. Sofort bewilligt von den fürstlichen Beamten. Nach acht Tagen blieben die Angeklagten wiederum aus, erhielten noch einmal einen Tag Ausstand, und als man wiederum bis ein Uhr auf sie wartete, siehe da kamen sie lächelnd herbei und hatten einen schriftlichen Befehl des Fürsten, die ganze Sache fallen zu lassen. „Das machte Vielen ein seltsam Nachdenken", schrieb selbst der vorsichtige Klöckener.

Am selben Tag, den 15. Februar 1603, als dieser fürstliche Befehl, welcher das Recht todtschlug, auf dem Rathhaus eintraf, stand der regierende Rath selbst auf dem Landtage zu Schwaney in einem Platzregen fürstlicher Vorwürfe, weshalb Wichart und Günther noch bei den öffentlichen Verhandlungen seien? Die Paderborner erwiederten: „Darüber hätten sie sich nicht zu verantworten, das sei Sache der freien Bürgerschaft." Auch die übrigen Landstände waren keineswegs gewillt, sich gegen sie brauchen zu lassen. Wer gab denn dem Fürsten das Recht, nach seinem Belieben Beamte der Landeshauptstadt zu verwerfen? Da zog sich der Fürst auf das Gebiet der Förmlichkeiten zurück, und gab den Paderbornern — und zwar bei fünfhundert Goldgulden Strafe — wenigstens soviel auf: sich binnen acht Tagen besser zu verantworten.

Als nun der Rath wieder zu Hause kam und mit den Gemeindsherren überlegte, wie der Fürst gar so erzürnt, so suchten sie einen Ausweg und ließen Wichart und Günther sagen: sie möchten um des lieben Friedens willen dem Fürsten den Willen thun. Da trat aber Wichart am 18., als auch seine Fünfundzwanzig nnd viele andere Bürger auf dem Rathhaus waren, hervor und hielt eine seiner donnernden Volksreden. „Ob denn", so hub er an, „etwa er den Handel angefangen oder sich dazu gedrängt habe? Nein, Fürstliche Gnaden selbst hätten die Fünfundzwanzig ins Leben gerufen, um die alten schweren Klagen gegen den Rath ins Recht zu stellen. Also sei er so gut, als andere Deputirte, vom Fürsten dazu verordnet. Aber auch die Bürger hätten ihn dazu gedrängt und gezwungen, und sie hätten ihm und er ihnen bei Ehre und Treuen verheißen, den Handel durchzufechten und solle es Gut und Blut kosten. Da sei doch natürlich, daß sie öfter sich

bereden müßten. Wollten nun der Fürst oder die Domherren oder jemand Anders daraus eine Rebellion und Verschwörung machen, ihnen sei das einerlei, — aber ihre Sache hätten sie der geängstigten Stadt zum Besten begonnen, und lieber wollten sie doch Leib und Ehre und alle zeitliche Wohlfahrt in die Schanze schießen, als davon abstehen. Noch viel weniger denke er von den Fünfundzwanzig wegzubleiben; denn so arg habe er den Schnupfen nicht, daß er nicht wohl verstehe, wie man alsdann mit listigen Anschlägen, deren man ja einige schon im Werk befunden, trachten werde, daß er und seine Mitverwandten unterdrückt würden, die Beklagten den Platz behielten, der Bischof aber sein Intent gegen die Stadt und Bürgerschaft durchsetze." Und während er so redete, hörte er hinter sich, wie die Bürger sich drängten und athmeten, und weil das ihnen aus der Seele gesprochen war, kaum an sich hielten. Plötzlich drehete er sich um und rief mit erhöheter Stimme: „Ist das nicht Eurer aller Meinung so?" Da schrien Alle „Ja, Ja!", und es erhob sich auf dem Rathhause ein schrecklich Getümmel.

Was that Dietrich nun? Er forderte, die Stadt solle ihm die großen Unkosten ersetzen, welche durch die vielen eiteln Gerichtstage aufgegangen, die seine vornehmen Hofbeamten mit großem Pomp wider den Rath gehalten hatten. Zugleich drohete er dem Rath mit schwerer Verantwortung, wenn er die Bürger nicht besser im Zaum halte.

Diese guten frommen Handwerksleute im Rath! Kein Mensch in der Welt konnte schlimmer daran sein. Vom Landesherrn geängstigt, und verhöhnt dazu, ärgerlich und furchtsam über das wilde Vorgehen der Verschworenen, fühlten sie doch, daß sie im selben Augenblick der ganzen Stadt zum Gespötte würden, sobald ihnen Wichart mit seinem Ansehen nicht mehr beistände. Und dabei mußten sie das Lachen der Verklagten anhören, dieser frechsten Frevler an der Stadt Gut: sie saßen ja fast alle noch in Ehren und Sicherheit, ihr Prozeß währte schon Jahr und Tag ohne Ziel und Aussicht, und für diesen Prozeß sollte die Stadt gar noch ungeheure Kosten zahlen. Es war zum Verzweifeln. Der Rath suchte sich durchzuwinden, wie es eben ging und gehen wollte.

Die Fünfundzwanzig machten einen Doppelfang. Der Wagemeister Dethart Crop war ein angesehener Mann, Verwandter des

Kanzlers Wippermann, alter Freund der früheren Stadtobersten. Ihm paßten die Pfundherren, welche über Maaß und Gewicht die Aufsicht hatten, schon lange auf den Dienst. Endlich ertappten sie ihn bei falschem Auswägen, und die Untersuchung ergab, daß er seit langer Zeit für Fremde und Einheimische fast immer zu leichtes Gewicht gebraucht hatte, den Bürgern zum Schaden und der Stadt zu großer Unehre. Die Fünfundzwanzig drängten zu peinlichem Verfahren, der Rath aber wagte nicht ernstlich gegen Crop vorzugehen, weil all die katholischen Juristen und selbst die fürstlichen Räthe ihm beistanden. Da wurde der Stadtsekretär Bernink betroffen, wie er Crop vor der Zeit Zeugenaussagen mitgetheilt hatte. Auf Andringen der Fünfundzwanzig wurde er schimpflich des Rathhauses verwiesen, und Günther wieder an seine Stelle gesetzt.

Bald folgte die Gegenmine. Jene Juristen setzten gegen Wichart Günther Dornemann und andere Hauptgegner eine neue Anklageschrift auf, und brachten sie heimlich auf die fürstliche Kanzlei. Zwar bestand sie hauptsächlich nur aus Verdachtsgründen, aber die fürstlichen Räthe fingen an, darauf hin im Abdinghof Zeugen abzuhören. Heftig beschwerte sich darüber die Bürgerschaft bei dem Rathe. „Die peinliche Gerichtsbarkeit", sagten sie mit Recht, „stehe Stadt und Bischof gemeinschaftlich zu, kein Theil dürfe allein vorgehen, und unerhört sei es, auf bloßen Verdacht hin zu untersuchen". Einen Hauptpunkt bildeten die Vorgänge bei der letzten Rathswahl. Zuerst wurde darüber von des Fürsten Räthen Welthans vorgefordert: der ängstliche Mann beschwerte sich, daß er allein Zeugniß ablegen solle. Andere Bürger wurden vorgeladen: sie aber wollten die Fragartikel schriftlich haben und sich erst mit dem Rath darüber bereden. Wieder vorgeladen erschienen sie nicht, weil der Rath, der sich ganz unwissend stellte, zufällig zur selben Zeit Versammlung ansagte. Befragt darüber, beschwerte sich der Rath, daß Fürstliche Gnaden in rein städtischen Fragen Zeugen vorlade. Zuletzt protestirte der Rath gegen jedes einseitige Gerichtsverfahren des Fürsten, und verbot den Bürgern, der Zeugenvorladung Folge zu leisten. Nun mit Execution bedroht, wenn die fünfhundert Goldgulden Buße nicht gezahlt würden, entschuldigte sich der Rath:

er habe ja alles Mögliche aufgeboten, daß Wichart und Günther zurücktreten sollten, es ginge aber nicht.

Endlich am 6. Juni verlangte Dietrich, die „Fünfundzwanziger“ sollten ganz und gar abgeschafft werden. Der Rath löste sie auf: sofort aber lebten sie unter dem neuen Titel „Volksausschuß“ wieder auf, und beherrschten nach wie vor das gesammte politische Thun und Treiben.

Eine solche Stadtobrigkeit hieß mit Recht bei Freund und Feind „der schlafende Rath“. Während seine Mitglieder in den Rathssesseln saßen, ging die Bewegung draußen in hohen Wogen. Wichart beherrschte die Fünfundzwanzig, durch diese den Rath, durch diesen die Stadt. Wo er auftrat, umringten ihn jubelnde Bürger. Das Strömende und Wuchtige seiner Rede, die offene Redlichkeit seines Willens, sein ganzes warmherziges und gewaltiges Wesen riß die Leute fort. „Dieser Mann sei der Stadt rein vom Himmel geschenkt“, sagten sie. Wiederholt schwuren sie ihm öffentlich zu, einmal auf dem Keller, ein andermal auf dem Rathhaus: mit Leib und Leben ihm beizustehen und ihn nicht zu verlassen, bis er ihre gute Sache zum Ende geführt.

So wurde es ihm leicht, sich ein neues Rüstzeug zu schaffen und der Stadt Regiment gründlich zu erneuern. Der Stadtrichter, der Gerichtsschreiber, und andere alten Stadtbeamten wurden abgesetzt. „Was alt war, war abscheulich und verdächtig.“ Bald machte sich in der Stadt eine andere Justiz fühlbar. Scharf ging es her bei dem peinlichem Gericht, welches der Rath in Wicharts Beisein über Dethart Crop abhielt. Vergebens verbot der Fürst, den Mann einzuthürmen. Viel Anderes war schon längst im Werke. Geheime Briefe und Boten gingen ab und zu durchs ganze Land.

Da der Jesuiten Macht und Herrschaft nicht anders zu brechen, wollte man mit ihnen auch den Fürsten zum Lande hinaus drängen.

Siebzehntes Kapitel.

Fehde zwischen Fürst und Land.

Ehemalige Landschaften. Zusammenhalt der Stände. Parteien im Domkapitel. Der Bischof von Minden. Geheime Abmachung mit dem Herzog von Lüneburg. Des Pabstes Jesuiten in Köln. Dietrichs Gefahr. Des Domdechant Arnold von der Horst Leben und Treiben. Geheime Verhandlungen mit Hessen. Eine Skizze der Zustände im Hochstift. Jesuitenmaxime. Gemenge kirchlicher Bräuche und Dogmen. Die neue Agende. Widersetzung. Fürstliche Pfändung. Aufstand der Ritterschaft. Dietrichs Antwort. Erklärung des Domkapitels. Feldzug zur Gegenpfändung: Mai 1603. Weiterwirkung. Klugheit der Jesuiten.

Es giebt heutzutage Großstaaten und Kleinstaaten mit mancherlei Völkern, jedoch — wenigstens diesseits der Alpen — giebt es keine rechten Landschaften mehr. Früher reisete man ein paar Tage oder vielleicht nur vom Morgen bis zum Abend: dann änderte sich schon der ganze Anblick der Gegend, und mit ihm hatte sich Sinnen und Sorgen der Leute verwandelt, ihre Mundart wie ihre Speisen und Geschäfte waren anders geworden. Die Menschen erschienen damals ungemein seßhaftig. Sie sahen täglich dieselben Felder und Haiden, dieselben Wald- und Bergumrisse, sie athmeten stets die gleiche Luft, führten die gleiche Wirthschaft, und lebten so ziemlich Alle im gleichen Gedankenkreis: was Wunder, wenn ihre Anschauungen sich gerade nur so weit festankerten, soweither sie täglich Neues hörten. Ihr Denken und Empfinden nahm zuletzt gleichsam etwas vom Erdgeschmack, vom Dunst und Rauch ihrer

Heimath an. Man lebte sich so ineinander, daß die Bewohner einer Landschaft zusammengehörten wie eine Familie, in welcher des Tages Ton und Stimmung sich sofort Allen mittheilt, und Jeder nach alter Regel weiß, was Werktag und Festtag auf den Tisch kommt.

Durch Nichts aber war das Ineinanderleben der Bevölkerung so gefördert, als durch die landständischen Kämpfe und Erlebnisse. Jahrhunderte lang hatten Adel und Städte glorreich wider die fürstliche Herrschaft gestritten, und man war es einmal nicht anders gewohnt, als daß, wo eines Standes Freiheit bedroht sei, die übrigen Stände brüderlich müßten zusammenstehen.

In der Paderborner Landschaft lebte man vollends, was ständische Freiheiten anging, noch im tiefen Mittelalter. Als der fürstlichen Uebergriffe in Religions- wie in andern Sachen je länger je mehr wurden, schienen sie Adel und Städten der Art, daß sie um keinen Preis länger zu dulden. Man wollte bei erster Gelegenheit sich mit gewaffneter Hand erheben, und des Bischofs Regiment abschütteln. Dabei dachte man ihn in eine Lage zu bringen, wo ihm nichts übrig bleibe, als zu flüchten oder abzudanken. Für diesen Fall aber war bereits mit einigen Domkapitularen Abrede getroffen, mit andern wurde noch verhandelt.

Es gab im Domkapitel drei Parteien. Die Eine gehörte Dietrich und seinem Hause, denn sie bestand durchgehends aus seinen Verwandten, an ihrer Spitze Fürstenberg Westphalen und Plettenberg. Fast all den andern Domherren war tödtlich verhaßt der Druck und Zwang des Jesuitenkreises, der ihnen so oft ihr müßiggängerisches und unkirchliches Leben vorhielt, insbesondere ihnen die geliebten Damen zu entreißen suchte. Mehr oder weniger lebte lutherische Gesinnung in einem großen Theil des Domkapitels fort.

Nun war vor drei Jahren im benachbarten Minden der Bischof gestorben. Ein heißkatholischer Eiferer, ein großer Feind der Kölner Truchseß war er gewesen, und hatte doch gar wenig vor sich gebracht. Das Mindener Hochstift blieb protestantisch, und wählte zu seinem Nachfolger den Bruder des Herzogs von Lüneburg, einen echten Lutheraner und von liebem und leutseligem Wesen. Dieser Fürst gefiel auch mehreren Paderborner Domherren, und als der Lüneburger Herzog sich darum bemühete und Geld spielen ließ, so

nahmen sie heimlich das Geld und ließen sich noch weiter am 26. März 1602 vom Herzog eine Urkunde ausstellen folgenden Inhalts: „Domherr N. N. habe sich gegen den Herzog dahin erklärt und eingelassen, daß — wenn nach dem Willen des Allmächtigen das Stift und Bisthum Paderborn durch tödtlichen Abgang des jetzt regierenden Bischofs oder auch sonst zur Sedisvakanz kommen — er aus erheblichen Ursachen des Herzogs lieben Brüder Einem mit seinem Veto wohlbedienet sein, und werde, — wenn die Sache zu gutem Effekt gereiche und Derselbige in die Regierung des Stiftes eintrete, — zur Dankbezeugung sechshundert Goldgulden empfangen.“ Man sagte, es wären zwölf Domherren, die also ihre Stimmen verkauft hätten: an ihrer Spitze stand der Domprobst selbst, ein Herr von Brabeck. Ohne Zweifel faßte diese vorzeitige Fürsorge ein näheres Ziel ins Auge, als den Tod Dietrichs, denn er war noch bei besten Kräften. Man rechnete auf den Aufstand von Adel und Städten und was sich dabei ergeben würde.

Die Sache war im tiefsten Geheimniß betrieben und abgemacht. Jedoch die vornehmen Jesuiten, welche der Pabst bei dem Nuntius in Köln auf Posten gestellt hatte, damit sie auf alles Wichtigere in Religionssachen Obacht hätten und es gleich nach Rom meldeten, hatten diese Heimlichkeiten ausgespürt und sie dem Doktor Wippermann, Dietrichs vertrautem Kanzler, gesteckt. Der Kanzler wollte die Sache natürlich nicht aufkommen lassen, im geheimen Rath seines Herrn aber — wir werden später aus dem Protokoll der Sitzung etwas mittheilen — erregte sie schwere Besorgniß. Wie? Wenn Dietrich in seinem Kampf mit Adel und Städten Unglück hatte? Konnte nicht eine rasche Wahl im Domkapitel, unter schallendem Zujauchzen der Städte und Ritterschaft, den erklärten Hort und Helfer der Lutherischen auf den Paderborner Fürstensitz bringen?

Das Mißliche war, daß auch gut katholische Domherren über des Fürsten gebieterisches Auftreten sich ärgerten. An ihrer Spitze ließ sich der Domdechant hören, Arnold von der Horst, ein stolzer Charakter voll ruhloser Ehrsucht. Er war bekannt als feuriger Anhänger der alten Kirche, und die hessische Einquartirung hatte ihm deshalb arg mitgespielt. Der Geschützoberst Sigroth legte sich damals bei ihm ins Quartier und drohete eines Tages, er lasse

ihm das Haus über den Kopf anzünden. „Dann könnt Ihr im Dreck liegen, wenn Ihr wieder kommt,“ hatte der Domdechant erwiedert. Den tiefsten Antrieb seines Wesens hatte dieser Mann bekommen, als er in Rom bei den Jesuiten studirte: seinen Charakter aber hatte das nicht zu ändern vermocht. Sein Dichten und Trachten ging dahin, sich durch Ränkespinnen Partei im Domkapitel zu machen oder seine Gegner zu stürzen, indem er sie, wie den Herrn von Brabeck, in Rom wegen Simonie Ehebruch und Todtschlag verklagte. Hierbei war seine rechte Hand der in allen Pfiffen und Griffen ausgelernte Domsyndikus Moller.

Der Dechant v. d. Horst aber zeichnete sich selbst keineswegs durch Sittenstrenge aus: darüber durfte ihm Moller später Geschichtchen öffentlich vorhalten, die eben um diese Zeit spielten und einen kleinen Einblick in das Leben und Treiben im Domkapitel eröffnen. Der Dechant hatte sich durch eigenen Boten von Köln eine Geliebte holen lassen, und seine Leidenschaft war so groß, daß er, wenn sie zu gewissen Zeiten nicht da war, alle Nächte ihre Kissen sich an den Arm binden ließ, ruhlos umher fuhr und Moller auftrieb, Buhlbriefe zu schreiben. Dieser sollte ihr in Soest ein Haus für 2000 Thaler kaufen, obgleich sie bereits eine Verschreibung über reichliche Jahresrenten hatte. Sein Bruder und Moller mußten die stärksten und lächerlichsten Mittel anwenden, ihn endlich von ihr abzubringen. Arnold von der Horst pflegte heißköpfig mit allen Parteien zu verhandeln, aber keiner hielt er Treue. Die Paderborner nannte er „eingemauerte Bauern“, — „der Ritterschaft“, sagte er, „müsse man einen Habicht auf das Heck setzen, da sie hoffärtig aufgeblasen und unwissend sei“, — und von den Jesuiten, deren Geiz er verdammte, prophezeiete er: „Es werde ihnen ergehen wie den Tempelherren, die in einer Nacht in der ganzen Christenheit erschlagen worden; er selbst aber wolle sie nur zu Freunden haben, damit sie ihm einen gnädigen Pabst erhielten“. Mit dem Fürstbischof, dessen treuester Helfer er früher gewesen, hatte er sich nach und nach tödtlich verfeindet. Er erklärte, „er wolle lieber unter den Türken, als länger unter des Fürstenbergers Joch sitzen“, und sagte öffentlich: „Dietrich habe Leute gedungen, ihn zu erschießen“.

Von diesem Dechant hoffte man in Kassel, er werde einen

hessischen Prinzen auf den Bischofsstuhl Paderborns bringen. Ein Adliger des Landes, wahrscheinlich ein Herr von Spiegel zum Desenberg, schrieb dem Landgrafen schon im März 1601 darüber Folgendes: „Die Religionsgefahr, die Fortschritte des benachbarten spanischen Gouvernements und Kriegswesens, die Versicherung seiner eigenen Erblande seien hinreichende Gründe für den Landgrafen, um dieses Stift mit gutem Gewissen und ohne Nachtheil fürstlicher Ehre an sein Haus zu bringen. Die Kapitulare, Stände und Erbherren des Landes, in deren Macht die Wahl und Beschränkung des Bischofs, die Stiftsregierung bei jeder Vakanz stände, wären zwar zum Theil Kreaturen und Verwandte des Bischofs und seines Hauses, alte Füchse voll spanischer Rathschläge und jesuitischer Uebung, voll unsterblichen Hasses und Neides gegen das Haus Hessen und dessen Zugewandte, wie der dem hessischen Lehnshof mit unterworfene paderbornische Grenzadel seit vierzig Jahren zur Genüge erfahren. Aber noch bestehe eine Partei des Domdechants Arnold von der Horst, welche vielleicht den hessischen Schutz nicht verschmähen werde, um sich den Rücken zu decken. Denn wie der Domdechant selbst dem Bischof, welchen er heimlich in Rom als Ketzer angegeben, zuwider sei, so bliebe auch dessen Anhängern keine andere Wahl, als mit ihm zu steigen oder zu fallen. Noch gebe es einige dem Herzog von Lüneburg verkaufte, aber theils verborgene, theils schwankende Kapitulare. Von gleich großem Einfluß sei der Landadel, der rechte Arm des Bischofs, die zweite durch den Anhang der Städte gestärkte landständische Macht. Damit Dieser bei guter Gelegenheit das versammelte Kapitel überrede und, wie in Bremen durch die Landstände geschehen sei, die Wahl nach diesem Plan leite, müsse man ihm die Schwäche der bischöflichen Regierung, besonders gegen das Ausland, die schlechte Justiz und geizige Bestellung bestechlicher Beamten, den Abgabendruck, die Verarmung und Erpressung der Unterthanen, die Vortheile des Schutzes eines benachbarten durch gute Landesverwaltung und Kriegsverfassung bewährten Reichsfürsten, die durch ein solches Nachbarland eröffnete größere Betriebsamkeit vorstellen, — der Landgraf außerdem, um die Ritterschaft und die Städte des Hochstifts zu gewinnen, Ersatz für den im Jahre 1599 durch die niederländischen Truppen dem Lande zugefügten Schaden, Garantie aller

ihrer Freiheiten und Gerechtsame, die vom Kaiser zu erlangende Konfirmation der landständischen Union, Freistellung beider im Reich zugelassenen Religionen, und zu Gunsten des Kapitels freie Wahl nach dem Absterben des hessischen Koadjutors versprechen. Besondere Rücksicht verdiene die Stadt Paderborn, wo man den Schutz der alten städtischen Rechte, die Vertreibung der Jesuiten als der Anstifter aller Unruhen, und die Wiedereinsetzung der evangelischen Prediger erwarte."

Seitdem diese vertraute Darlegung nach Kassel abgegangen, waren zwei Jahre verflossen, und hatten sich die Zustände im Hochstift noch viel verschlechtert. Mit etwas mehr Kühnheit und etwas weniger Rechtssinn konnte sich der hessische Fürst leichter Mühe des ganzen Paderborner Landes bemächtigen: freudig hätten die Landstände ihm zugestimmt, Dietrich hätte nicht zehn Stimmen für sich gehabt. Landgraf Moritz aber begnügte sich, unter der Hand Verbindungen mit Paderborner Adligen und Domherren anzuknüpfen und ihnen vorzustellen, wieviel Vortheile Hessen dem Lande zuführen könne, wie gut er sich mit seiner Landschaft, und wie hoch sein Ansehen bei den Holländern und seine Macht im Reiche stehe.

Bald ergab sich ein Anlaß, bei welchem sich Städte und Landadel und der bei Weitem größte Theil des Domkapitels fest zusammenschlossen. Es war Maxime bei den Jesuiten, erst den katholischen Kirchenbrauch, dann den Glauben, dann die Moral zu fördern. Nun waren nach und nach die protestantischen Pfarrer vertrieben, widerspenstige Schullehrer abgesetzt, bei schwerer Strafe den Laien das Abendmahl in beiden Gestalten verboten. Allein immer gab es noch viele Pfarrer und Kapläne, Küster und Schullehrer, welche im Herzen protestantisch dachten, obwohl sie katholisch auftreten mußten. Katholische Bräuche machten sie mit, aber in einer Weise, daß sie das protestantische Gefühl nicht beleidigten. Diese Halbleute, die ihr Gewissen beruhigen wollten und doch nicht anstoßen, konnten Verstecken spielen in der wunderlichen Mischung, die in kirchlichen Gebräuchen Opfern und Gebeten gang und gäbe war. Stücke katholischer Liturgie waren hängen geblieben zwischen deutschen Gesängen und Gebeten. Die eine Gemeinde hatte noch Segnungen mit Kreuzmachen und Kniebeugungen, während dergleichen die nächste Nachbarschaft ganz abscheulich fand.

„In der Paderborner Diözese besteht im Ritus sowohl der Sakramente als Benediktionen große Verschiedenheit und Verwirrung, theils weil es an einer eigenen Liturgie fehlt, theils weil man Priester aus andern Diözesen zugelassen, theils wegen Fahrlässigkeit und Unwissenheit der Pfarrer . . . Wacht auf, Ihr Pfarrer, Gott wird das Blut Eurer Heerde von Eurer Hand fordern."

Mit diesen Worten führte Dietrich eine neue Agende ein, welche vom Abt Ruben verfaßt und in Paderborn gedruckt war. Der hübsche kleine Folioband enthielt den Fest- und Fastenkalender, Belehrungen Gebete und Gesänge mit Noten für die Austheilung der Sakramente, für die Prozessionen und Benediktionen, die Ceremonien und Gebräuche für die hohen Festtage wie für alle Amtsverrichtungen der Geistlichen, den Hebammeneid wie die Teufelsbeschwörungen. Den Schluß bildete der kleine Katechismus von Peter Canisius in Frag- und Antwortstücken. Diese Agende für neun Thaler sofort zu kaufen und sich daran in Allem und Jeglichem, was in der Kirche vorkomme, strenge zu halten, wurde allen Kirchenvorstehern als fürstlicher Befehl bei Strafe angekündigt.

Aufsehen und Geschrei erhub sich im ganzen Lande. „In diesem neuen Kirchenbuch hatte man fast alle alten Ceremonien, so von Alters in den Kirchen observirt und gehalten, zu verändern sich unterstanden", erzählt Günther. War diese Agende überall eingeführt, so war das Hochstift wieder katholisch. Die Ritterschaft, damals noch erzprotestantisch, weigerte sich, sie anzunehmen. Zwei Gemeinden machten öffentlich den Anfang, Körbeke und Rheder. Sie erklärten, es sei ihnen verboten von ihren Junkern, das hieß, ihren Guts- und Gerichtsherren v. Spiegel und v. Menggersen. Dietrich verlangte von den Widerspenstigen Gehorsam ohne Widerrede, oder zweihundert Goldgulden Strafe. Damit begann ein Fehdestück, so roh und seltsam, wie es nur das scheidende Mittelalter mit seinem erst halbfertigen Staats- und Gerichtswesen liefern konnte.

Die Leute zu Körbeke und Rheder gehorchten nicht. Da machte sich der fürstliche Amtmann zum Dringenberg auf mit Reisigen und Knechten, holte aus Körbeke zweihundert Schafe und aus Rheder neun Pferde, zum Pfande, daß man gehorche oder die Strafe erlege. Die Pferde trieb er in des Fürsten Hof nach Brakel, die

Schafe in des Fürsten gefreieten Burgplatz zu Steinheim. Darauf hatten die Spiegel und Menggersen nur gewartet. Der ganze Adel gerieth in Harnisch. Notorisch war die Gerichtsbarkeit der Spiegel und Menggersen verletzt; denn wer anders durfte auf ihrem eigenen Gebiet Pfändung vornehmen, als sie allein? Eilends kamen die Ritter, mit einander zu tagen, nach Lichtenau. Man beschloß, nach drei Tagen, am 10. Mai, vor des Domkapitels Bänken zu stehen und die Sache vor diesen obersten Landstand zu bringen. Durch besondere Ausschreiben wurde des Fürsten rechtlose Gewaltthat aller Ritterschaft verkündigt.

Am gesetzten Tage traten die Ritter vor die Domherren und erklärten: „Der Fall von Bischof Bernwards Privileg sei eingetreten. Der Fürst habe das Recht gebrochen. Das Domkapitel müsse Genugthuung fordern." Das adlige Domkapitel sah ein, daß des Landes Adel in seinem Rechte sei. Was aber gab der Fürst da zu vernehmen? „Er sei Landesherr, und als Solcher Quell und Hort der höchsten Gerichtsbarkeit. Seine Vasallen seien die Spiegel und Menggersen, und was sie an Gerichtsbarkeit hätten, trügen sie nur von ihm zu Lehen. Niemals habe ein Bischof auf seine oberste Gerichtsbarkeit verzichten können." Das tönte dem Adel ganz unerhört: es war die Lehre der neuen absoluten Fürstengewalt. Wo blieb da all sein Herrenrecht auf uralt ritterschaftlichem Grund und Boden?

Zum zweiten Mal war großer Rittertag in Lichtenau. Die Versammelten entboten dem Domkapitel: „Die Schafe und Pferde müßten heraus, heraus auf der Stelle, oder sie seien in die Nothwendigkeit versetzt, zu Mitteln zu greifen, die Bischof Dietrich nicht gefallen würden." Noch vierzehn Tage warteten sie, ob der Amtmann zum Dringenberg die geforderte Genugthuung leiste? Dann ritten ihre hellen Haufen in Paderborn ein: es war der 28. Mai, gerade am Tag vor dem Frohnleichnamsfest, das Bischof und Jesuiten so werth und heilig war. Die Abgeordneten der Hauptstädte Paderborn und Brakel warteten schon mit ihren Schützenkompagnien. Syndikus Moller hielt lachend Vortrag über Bischof Bernwards Privileg. Dechant von der Horst hetzte und eiferte wider den Bischof in allen Versammlungen: er hatte sogar von der Universität Marburg, wie wohl sie lutherisch, ein Gutachten über

des Bischofs Gewaltakt eingeholt. Probst von Brabeck stellte seine eigenen Pferde und Leute zum Auszug wider den Bischof. Das Domkapitel willigte ein, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Der Gedanke an Selbsthülfe lag in jener Zeit immer nahe, denn sie hatte aus den mittelalterlichen Staats- und Rechtskreisen, die beständig sich gegen einander wehrten, noch so Vieles herübergebracht. Nur vor dem Einen hütete man sich, daß man nicht zuerst Gewalt brauchte, um nicht als „Landfriedensbrecher" zu erscheinen.

Noch in derselben Nacht rückten ein Halbhundert Reiter mit guten Schützen aus dem Thor, und zogen mit Pfeifen und Trommeln am Frohnleichnamstag die acht Wegstunden nach Steinheim. Dort brachen sie die Burg auf und holten die Schafe heraus. Dann ging es unter fröhlichem Halloh, wo der Zug her kam, auf Brakel, um die Pferde zu befreien. Nachdem mit den Einwohnern der Stadt die Nacht durch gezecht war, wurde andern Morgens Beverungen heimgesucht. Denn hier hatte der Amtmann zum Dringenberg zweihundert Hämmel und darüber stehen. All die Hämmel wurden weggetrieben und in die Spiegelsche Herrschaft zum Desenberg gebracht, damit man ein Pfand der Genugthuung für die Störung der adligen Gerichtsbarkeit besitze. Nachdem auch die Leute zu Körbeke und Rheder ihr Vieh wieder bekommen, kehrte der Zug nach der Landeshauptstadt zurück.

Nun herrschte Jubel und Leben und Gelächter aller Orten. Man fühlte sich wieder als eine rechte Landschaft, in der Alles einmüthig helfen müsse, daß das alte Recht oben bleibe. Bischof Bernwards Privileg vom Jahre 1326 strahlte im Jahr 1603 im frischen Glanze über dem Paderborner Bisthum.

Die Thatkräftigen aber traten zusammen und beriethen, was weiter geschehen solle. In Brakel und andern Orten wurden die katholischen Pfarrer vertrieben, die protestantischen im Triumpf zurückgeführt. Ueberall fing es an, in den Dorf- und Bürgerschaften sich zu rühren. Der Rath zu Paderborn berief einen allgemeinen Städtetag des Landes, und standen in dem Ausschreiben die Worte, „daß es solche Sachen seien, so Leib und Seele angehen". Die Städte hielten mit der Ritterschaft eine Berathung nach der andern, und man verbürgte und verschwur sich hoch und theuer, dem reinen Evangelium und der alten Freiheit zu helfen mit gesamm-

ter Hand. Die Fühlung aber mit den Helfern in Hessen wurde nicht außer Acht gelassen.

Dietrichs Stolz wand sich tödtlich verwundet unter soviel Verhöhnung. Doch er hielt an sich. Er war berathen von tiefklugen Köpfen, von Männern, die geübt waren, jede Aufwallung der Leidenschaft, ja des natürlichen Gefühls zu unterdrücken, und immer nur auf das eine große Ziel und was ihm nütze hinzuschauen. Ihre meisten Erfolge verdankten die Jesuiten nicht so sehr dem Uebergewicht ihrer Macht oder ihres Einflusses, als daß sie beides immer nur im rechten Augenblick geltend machten.

Standen die Landstände wider den fürstlichen Förderer und Beschützer der Jesuiten im Harnisch, so hatten Diese ihm in der Stille andere Kräfte zum Trutz und Sieg zubereitet.

Achtzehntes Kapitel.

Fortschritte der Jesuiten.

Begünstigung durch tiefere Zeitantriebe. Gegensatz zur ersten Hälfte der Reformationsepoche. Praktisches Kirchenwesen. Sittliche Verwilderung. Geist des Gehorsams. Aehnlichkeit der Jesuiten und Calvinisten. Ihre Grundgedanken. Späteres Auseinandergehen. Das geistlich-weltliche Fürstenthum. Seine innere Nöthigung. Der Bischof von Minden. Jesuitenmittel. Persönlicher Anhalt. Korn auf Korn. Handeln durch Schüler. Erziehung und Charakter der Jesuitenschüler. Berechnung des rechten Zeitpunkts. Persönliches Zurückhalten. Steigen der Jesuitenmacht im Paderbornschen. Wachtendonks Bekehrungen. Andere Arbeiten der Jesuiten. Zöglinge in Aemtern und bei Hofe. Umwandlung des alten Adels zum Hofadel. Der Erbgraf von Rietberg. Gräfin Sabine und ihr Oheim. Das letzte Mittel der Jesuiten.

Niemals hätte der Orden so rasch eine so große Rückbewegung der Geister hervorgerufen, wäre er nicht durch gewisse tiefere Antriebe, die in der Zeit lagen, begünstigt gewesen.

In der ersten Hälfte der Reformationszeit erscheint uns geistiges und sinnliches Schwelgen auf seinem Höhepunkte, aber es gab sich in heiterer Natürlichkeit, voll Witz und Frohsinn, und fand neue und anmuthige Formen dafür. Ueber den Schöpfungen jener Zeit schwebt der Reiz des geistvollen Spiels, des naiv und fröhlich sich Ergießenden. Diese Quellen konnten nicht ewig strömen. Das geniale Sprühen war verrauscht und verflogen. Den Einzelnen drängte es nicht mehr, mit unerhörten Offenbarungen seines Innern



ans Licht zu treten, und wer es noch wagte, fand keine Schüler und Gläubigen mehr. Die Menschen wurden, als das Jahrhundert sich zur zweiten Hälfte umwandte, wieder trockener, ernsthafter, bedacht auf das nächst Praktische. An Stelle der ungebundenen geistreichen Geselligkeit setzte sich die würdevolle steife Ehrbarkeit. Nachdem solche Fülle von neuem Wissen und Denken hervorgewirbelt war, suchte man den gesammten nützlichen Lehrstoff in Folianten zusammen zu pressen. Allgemach umfing die Gemüther ein gewisser derber, sogar etwas mürrischer Ernst, der alle überflüssige Blüthe einschnürte. Der Geist des Gehorsams, die Sehnsucht nach festem Grund und Anhalt ging wieder durch die Welt. Staat und Gemeinde und jede adlige oder zünftige Genossenschaft schloß sich fester zusammen und starrer nach außen ab. Weil aber das Dichten und Empfinden im Menschen sich niemals ganz die Flügel binden läßt, so keimten unter dem engen starren und nüchternen Wesen schwärmerische Gefühlsweichheit, phantastische und abergläubische Gebilde, und als die Künste allmählig in Druck und Dunkel erstickten, rang sich gerade die Musik hervor in himmlischen Tönen.

Deuten wir nur ganz kurz die religiösen, sittlichen, politischen Antriebe an.

Die Welt war müde des ruhlosen Streitens über ein Bischen mehr oder weniger Glaubensstoff, und noch immer wollte das theologische Gezänk unter den lutherischen Professoren und Predigern kein Ende nehmen. Des Volkes Bedürfniß ging nach praktischem Kirchenwesen, nach schlichter Frömmigkeit. In einzelnen wärmeren Gemüthern meldete sich schon wieder Neigung zur Andacht und mystischen Vertiefung an.

Die Reformation aber hatte auch die sittlichen Grundlagen erschüttert, und je weiter die Zerrüttung ins Gewissen der Massen eindrang, um so mehr nahmen die gröbsten Verbrechen, Müßiggang, Völlerei und Sittenlosigkeit die Ueberhand. Erschreckend fragten sich die Einsichtigen: woher dies beängstigende Wachsthum an fürchterlichen Freveln? Mit unerhörter Strenge und gräßlichen Strafen suchte man Lüste und Frechheit niederzuhalten.

Die politischen Kräfte, welche so schaffenslustig die mittelalterlichen Genossenschaften belebten, waren allmählig erlahmt. Es

wurden bereits früher die Ursachen erwähnt, weshalb eine starke fürstliche Gewalt eine Forderung der Zeit war.

All diesen Bedürfnissen kamen die Jesuiten entgegen, und sie handelten darin noch viel gescheidter, als ihre rauhen Mitbewerber, die Calvinisten, deren rasche Verbreitung aus dem gleichen inneren Zug der Völker zu erklären. Die Jesuiten zogen die letzten Folgerungen aus dem römisch-katholischen, die Calvinisten in ihrer Art aus dem lutherisch-protestantischen System, und es ist merkwürdig, wie ähnlich die Ergebnisse.

Beide wollen kein überflüssiges Denken, kein unnützes Forschen mehr, vor Allem keine freche Kritik. Die Wissenschaft ist willkommen, nur muß sie dienen. Praktisches Christenthum ist die Hauptsache, strenge Glaubenssätze sind seine Normen. Die geistige Freiheit wird hier wie dort eingeschnürt bis zum Ersticken. Zum Wächter aber des Glaubenshortes bestellen Calvinisten wie Jesuiten den Haß, die kalte unversöhnliche Feindschaft hier gegen alles Katholische, dort gegen alles Protestantische.

Der sittlichen Verwüstung setzen Beide äußere Strenge, die Zucht des Wortes Gottes entgegen mit dem unheimlichen Glanz des Henkerbeils dahinter.

In politischen Dingen ist das Ideal der Jesuiten das päbstliche Vorbild. Den Staat formt und beherrscht die Fürstengewalt, diese Fürstengewalt aber dient der Kirche: das war die neukatholische Lehre, die sich von Italien aus als ein treibendes bohrendes stachelndes Prinzip aller Höfe bemächtigt hatte, selbst der protestantischen. Und die Calvinisten? Auch im Staatswesen prägen sie den scharfen Gegensatz zum römisch-katholischen Wesen aus: ihr Prinzip ist das demokratische. Dieses Prinzip muß Manches opfern, wo sich der Calvinismus an fürstliche Schutzherren anlehnt, aber es treibt seine Sprossen in Holland England und Amerika und hat noch nicht ausgespielt. Der letzte Grundgedanke jedoch ist der gleiche, bei Calvinisten wie bei Jesuiten: Staat und Kirche durchdringen sich, aber der Staat ist vor allem der Kirche wegen da.

Und endlich das Hauptmittel, wodurch Calvin und Loyola ihr Werk durchführen wollen? Bei Beiden ist es ein Priesterstand, der Allen Alles sein will, der die Regungen des öffentlichen wie des privaten Lebens beherrscht, und gleichwie in den Rathssaal, in das

Heiligthum der Familie eindringt. Die „Genfer kirchlichen Ordonnanzen" vom Jahr 1642 sind ganz von demselben Geiste durchweht, wie das Jesuitenstatut, welches der Pabst ziemlich zur selben Zeit bestätigte.

Solche Familienähnlichkeit, gleichwie zwischen zwei feindlichen Brüdern, bestand jedoch nur zu Anfang: später trieb hier das römisch-katholische, dort das protestantische Prinzip Beide weit auseinander. Man braucht nur an die wissenschaftlichen Leistungen in calvinistischen Ländern zu denken, während die Jesuiten es verstanden, nicht nur den vielen jungen Talenten, die ihr Orden aufnahm, jedes geniale Werk unmöglich zu machen, sondern auch die Gegenden, in denen sie herrschten, mit einer gewissen geistigen Unfruchtbarkeit zu schlagen.

In Deutschland — und damit lenken wir von dieser allgemeinen Betrachtung auf das Paderborner Land zurück — fanden die Jesuiten bei ihrem Auftreten ebenso wie im Kirchenstaat eine politische Schöpfung vor, die mit ihren Ideen etwas Gleichartiges hatte. Es war das geistlich-weltliche Fürstenthum, und gerade ihm erschienen sie wie Retter in der Noth, und nur durch seine Gunst und Förderung marschirten sie mit solcher Schnelligkeit vom deutschen Süden nach dem Norden.

In der fürstlichen Stellung eines Bischofs oder Reichsabtes lag seit der Reformation etwas eigenthümlich Zwingendes: er wurde lächerlich, wenn er bloß die leuchtende Inful hatte und dabei ein hölzern Szepter. Für das geistlich-weltliche Fürstenthum gab es nur ein Entweder — Oder. Entweder mußte der Landesherr das geistliche Gebiet säkularisiren, oder er mußte die Gegenreformation durchsetzen mit Feuer und Schwert. Niederzubrechen, niederzuwerfen war die verhaßte Macht der Landstände, die auf Religionsfreiheit pochten, diese gefeieten geistlichen Körperschaften, die er nicht antasten durfte, dieser übermüthige Adel, diese reichen Städter, deren Geschütz und Festungen nicht dem Fürsten gehörte.

Dahin ging auch des Paderborner Bischofs tiefe Sehnsucht, denn er wollte kein Halbmann sein auf dem Fürstensitz. Allein das zähe vielgrübelnde langsame Westfalen ist kein romanischer Boden, auf welchem despotische Gewalten sich folgen wie im heißen Sommer ein Gewitter auf das andere. Vom Nachbarstift Minden

winkte etwas wie ein Memento Mori herüber. Dort hatte sein Freund und Genosse, der Graf von Schauenburg, dreizehn Jahre lang als Fürst und Bischof gerungen und gearbeitet, damit er das Gebäude der katholischen Kirche wieder aufrichte, und bei seinem Tode lag Alles wieder in Trümmern. Freilich, der Schauenburger hatte keine Jesuiten. Dietrich erkannte es immer mehr, daß die Seele seines Fürstenthums der Jesuiten Eifer sei, und ließ sich endlich willig finden, das Mittel zu gebrauchen, das sie ihm anriethen, zu welchem aber seine bedächtige zögernde Natur sich nicht leicht entschließen konnte.

Was war das für ein Mittel, welches die Jesuiten jetzt anriethen? Oder stellen wir lieber, um es besser zu erklären, die Frage allgemeiner: durch was für Mittel siegten die Jesuiten?

Sicherlich, es waren keine wunderbaren geheimen Künste, sondern ganz einfache Mittel, wie sie der gemeine Menschenverstand eingab, Mittel geschöpft aus der Erkenntniß der menschlichen Natur und vielleicht ihrer Schwächen am meisten. Das Wunderbare bestand nur im großen Zusammenwirken, in Geduld und Ausdauer, in richtiger Berechnung der Zeitpunkte, und in jener lachenden Logik, welche weiß, daß die Kühnheit, ja die freche Lüge, wenn sie nur andauert, ihres Erfolges sicher ist.

Wollten die Jesuiten in ein Land eindringen, so suchten sie vorsichtig im Geheimen nach Persönlichkeiten, die ihnen bei dem Fürsten Eingang verschafften. Ohne persönlichen Schutz und Anhalt bei dem obersten Herrn im Lande kamen sie niemals. Daß sie auf Volksgunst sich nicht verließen, verstand sich von selbst: sie befestigten ihre Anker nicht einmal gern in regierenden Genossenschaften, mochten sie hochadlig oder freibürgerlich sein. Durch Einherrschaft siegen, indem sie die Einherrschaft stärkten, war ihr Grundsatz.

Waren sie irgendwo eingezogen, so sammelten sie still und ohne Aufsehen Vermögen und Gönner, natürlich in den Kreisen, wo es am meisten Geld und Macht gab. An eine kleine Kapelle mit eigenem Beichtstuhl, an stets bereite Aushülfe in den Pfarreien knüpfte sich ihre erste Thätigkeit. Gespräche, namentlich am Krankenbett, Wirksamkeit im Beichtstuhl, namentlich bei Frauen, Predigten mit möglichst großem Aufsehen blieben niemals ganz ohne

alle Ernte. Hier ein paar Körner, dort ein paar Körner: alles wurde zusammen getragen, bis es mit der Zeit einen großen Haufen gab. Aus geliebten Seelenführern wurden sie gerngesehene Hausfreunde, dann unentbehrliche Rathgeber, dann Beherrscher des ganzen Familienstandes.

Ihr Hauptmittel aber blieb neben Beichtstuhl und Kanzel die Schule. Nie wagten sie in einem Lande Bedeutendes, ehe es ihnen eine genügende Anzahl ihrer eigenen Schüler darbot. Sie wollten nur durch Menschen handeln, in deren Seele sie jede Fieber kannten und regierten, gleichwie man ein lang vertrauetes Werkzeug anwendet. Von ihren Schülern brachten sie einen nach dem andern, indem all ihre Anhänger und Gönner ganz im Stillen, aber einmüthig und unabläßig mithalfen, in Lehrämter, in Pfarren, in Magistrate, in Ministerien und Hofstellen. Durch sie wirkten sie auf den Fürsten, auf die bewaffnete Macht, auf die Gesetzgebung leise, aber beständig ein. Sie erwogen, für welchen Posten ein Jeder ihnen passe, und fanden sie für eine wichtige Aufgabe unter den Einheimischen nicht den rechten Mann, so lieferte ihn die Nachbarschaft oder die Ferne.

Diese Jesuitenschüler waren durchgehends von Charakter und Talent, und längst vorher geprüft und ausgesucht. Besonders aus ganz dürftigen Bauer- und Bürger-Söhnen zog sich der Orden Kämpfer heran. Die Jesuiten lehrten umsonst, und verschafften armen Schülern Kosthäuser Bücher und anständige Kleidung. Auch der eifrige Protestant dachte zuletzt: was könne es schaden, wenn seine Söhne die gute Gelegenheit wahrnähmen, ein paar Jahre bei den gelehrten Vätern studirten, und auch in schöner Zucht und geschmeidiger Sitte sich vervollkommneten. Doch wie wußten sie sich der jungen Gemüther zu bemächtigen! Erst sie zerstücken und zerknirschen, bis aller böse Eigenwille entflohen, dann sie erfüllen mit der Seligkeit des Gehorsams für himmlische Ziele, unter Rosen und Büßungen ihnen ihre Grundsätze einzuflößen, — das verstanden sie aus dem Grunde. Es war seltsam, die Schüler der Jesuiten wurden entweder ihre begeisterten Anhänger, oder haßten den Orden mit glühendem Hasse. Der Letztern waren die wenigsten. Die Andern aber hatte der monarchische und thatkräftige Geist des Ordens ergriffen. Aus den mystischen Entzückungen durch die heiligen Gna-

denmittel, aus der süßen Gluth der Marienverehrung, den prachtvollen kirchlichen Festen und Aufzügen ging immer nur die Richtung auf praktische Frömmigkeit, auf raschen Entschluß, auf klare handhafte Ergebnisse hervor.

Wer als Jesuit im Orden stirbt, wird unfehlbar in der andern Welt selig — an diese Offenbarung, die einem der Gründer des Ordens geworden, glaubte felsenfest Alles, was darin war. Wie hätte sich aus diesem geistigen Bannkreis ein junger Mensch retten können, wenn die Jesuiten ihn einmal für ihren Orden bestimmt hatten! Die Exercizien machten ihn ja unter ihren Händen zu weichem Wachs.

Vielleicht umfaßte der Jesuitenorden schon im Beginn des siebzehnten Jahrhunderts einen höchst ansehnlichen Theil der gescheidtesten Köpfe von ganz Europa: gewiß aber waren nirgends die Denk- und Willenskräfte thätiger, die Gemeinschaft fester, die Nachrichten fliegender. Wer diesem Verein nahe kam, den erfaßte etwas wie Partei und Leidenschaft. Es war die große kämpfende Kirche, die Partei für Christus und der Menschen Seelenheil, welche sich in Sinn und Seele einsenkte. Was in Rom oder Paris oder Madrid, was am Rhein an der Donau und Elbe geschah — an jedem Jesuitensitz wurde es lebhaft verhandelt. Wie rasch und unaufhaltsam hatte die Kirche große Reiche wieder erobert! In welch zauberhaftem Lichte glänzte der unabsehbare Gewinn unter den Japanesen und Indianern! Immer erhabener wölbte sich der gewaltige katholische Dom, und als wilde Thoren, ja als Frevler und Verbrecher erschienen Diejenigen, die sich dem himmlischen Gebäude nicht einfügen wollten. Unvermerkt wurden die Jesuitenschüler stille glühende Parteimenschen. Wo ihrer Zwei oder Drei in einer Stadt wohnten, wo nur Einer in ein Schloß oder Dorf Eingang fand, da strömte von ihnen eine Kraft und Freudigkeit der Seele, ein ruhloser Eifer, ein stiller Ingrimm gegen Andersdenkende aus, daß mehr und mehr Leute fühlten, sie müßten sich ihnen ergeben oder sie vertreiben, und wenn man sie vertrieben hatte, blieb die Unruhe in den Gemüthern zurück.

Waren die Jesuiten nach langem Dulden Arbeiten und Hoffen, vielleicht nach hundert fehlgeschlagenen Versuchen, die vorsichtig stets auf andere Weise erneuert wurden, bis so weit gekommen, daß sie

in einem Lande eine hinlängliche Anzahl von Schülern und mächtigen Helfern vertheilt wußten, dann standen all ihre Wissenden auf der Warte, um den richtigen Zeitpunkt zu erfassen für die letzte Entscheidung. Hierin unterstützte sie nun auf das Herrlichste die Einrichtung ihres Ordens. Er glich zu Zeiten einem einzigen großen Diplomatennetz, das sich über alle christlichen Länder erstreckte. Wir hörten bereits, wie der Pabst zu Köln einen allhinschauenden Wachposten von hervorragenden geistlichen Talenten aufgestellt hatte, der die geheimen Umtriebe der Ketzerfürsten ausspürte.

Führte nun diese vielkundige Diplomatie all die Nachrichten, deren man an einem gewissen Punkte bedurfte, dorthin zusammen, ließen sich danach die Umstände und wahrscheinlichen Zeitläufe berechnen, dann — im richtigen Moment — gingen die Ordensväter nicht etwa selbst ins Feuer, sondern sie ließen Andere handeln. Sie machten die feine Arbeit, die grobe gehörte ihren Dienstleuten auf dem Thron, ihren Dienstleuten im Kanzlermantel und mit der Offizierschärpe. Durch die Unruhe des Handelns wollten die Meister sich die kühle Stille der Berechnung nicht stören lassen. Sie waren die Magnetnadel im Sturm, und, wenn ein Streich mißglückte, blieben die vorsichtig Klugen obenauf.

In Paderborn hatten die Jesuiten nun die Dinge soweit vorbereitet, daß der entscheidende Schlag fallen konnte. Als Dietrich Fürstbischof wurde, hatte er gesagt: „Das gegenwärtige Geschlecht ist verloren, alle Hoffnung beruht auf der Jugenderziehung". Glänzend hatte sich diese Hoffnung erfüllt. Im ersten Frühling des neuen Jahrhunderts waren es gerade zwanzig Jahr, daß der erste Jesuit nach Paderborn gekommen, bald folgten ihm zwei andere, dann kamen alle paar Jahre mehr. In einer kleinen Kapelle, in ein paar Klöstern, ein paar Familien fingen sie zu arbeiten an, unscheinbar, in weltlicher Kleidung mit weltlichen feinen Manieren. Dann bestiegen sie die Domkanzel, dann erhielten sie einen Garten, eine geistliche Pfründe, feste Einkünfte: dann im Gymnasium ein paar Klassen: dann die ganze Lehranstalt: endlich ihren eigenen großen Pallast.

„Das Alte ist vergangen, sieh, Alles wurde neu." Diesen Spruch hatten sie durch den Fürstbischof, als im Jahre 1602 der mächtige Thurm zu ihrem Gebände errichtet wurde, an seinen

Giebel setzen lassen. Sie waren freilich noch weit entfernt, das Paderborner Land in neukatholischem Schmuck zu sehen: die ganze Zahl Derer, die bei ihnen in diesem Jahre zum Abendmahl gingen, überstieg nicht 1650, und die Zahl der Bekehrten im vorigen Jahr belief sich nur auf 8, im folgenden auf 19 Seelen. Allein sie hatten das Land bereits in allen Winkeln durchforscht, und die Berechnung der Kräfte, auf welche sie zählen durften, gab ihnen Zuversicht. Der Domherr Keppell wollte es noch wagen, öffentlich ihren Ignatz Loyola einen Windmacher zu nennen: ihre Macht war bereits so groß, daß er förmlich mußte Abbitte leisten, wollte er nicht der Einkünfte vom Dom verlustig gehen. In Tatenhusen ließ ein Herr von Korff einen Jesuiten an sein Sterbebette rufen: als Dieser ihm aber die Leichenpredigt halten wollte, stürmte das Volk die Kanzel und drohete ihn zu zerreißen. Er aber hielt aus, und die Ortsvorsteher mußten ihm endlich Luft schaffen. Der Rektor Wachtendonk war so glücklich in Bekehrungen vornehmer Leute zur „päbstlichen Religion", wie sie selbst die katholische nannten, daß man ihn von Rektoratsgeschäften entband, damit er um so mehr Muße habe. Ein Herr von Winneberg ließ ihn auf sein Schloß rufen, ihm die Frau zu bekehren. Wachtendonk erschien in der Kleidung eines Weltgeistlichen: entzückt lauschte Frau von Winneberg auf sein geistvolles Gespräch, und als er eines Abends im Garten auch in Botanik und Medizin unerhörte Kenntnisse entfaltete, sagte sie „das kann nur ein Jesuit sein", und überließ getrost ihr Gewissen der Führung des Alles Wissenden.

Unverdrossen arbeiteten die Jesuiten Tag für Tag und Jahr für Jahr auf der Seelensuche. Sie gingen in die Kerker, brachten armen Kranken Medizin und Nahrung, hatten Gegengifte für Tollwuth, und halfen Gebärenden, indem sie ihnen Reliquien auflegten. Zahllose Hexen bereiteten sie zum Feuertode vor, und immer glorreich blieben sie im Gespensterbannen und Beschwören der Teufel. Ganz besonders ließen es Jesuiten sich angelegen sein, wider die leichtfertigen Mädchen zu eifern, von denen Paderborn gleich andern Städten damals voll war. Einer ihrer Schüler wollte sich mit einer öffentlichen Buhlerin verheirathen: glücklich bekamen sie ihn noch gerade zur rechten Zeit in ihr Kollegium zurück, schlossen ihn sofort ein, und als er aufwachte, stand der leibhafte Teufel an

seinem Bette und jagte ihm solchen Schrecken ein, daß er seiner Geliebten entsagte. Vom Domdechant Arnold von der Horst erreichten die Jesuiten im Jahr 1599 endlich doch soviel, daß er wenigstens den Vikarien und andern niedern Geistlichen am Dom gebot, binnen vierzehn Tagen ihre Beischläferinnen zu entlassen.

Allmählig saßen nicht wenige Jesuitenschüler ringsum im paderbornischen Lande umher, als Pfarrer auf den Dörfern, als Drosten auf landesherrlichen Burgen, als Professoren Richter und Rathsherren in den Städten. Nur Benediktiner-Klöster sperrten sich noch, und doch war gerade dort vieler Verwilderung zu steuern. So hatten die Hardehäuser Benediktiner das Recht, den Cisterzienserinnen in Brenkhausen die geistlichen Vorsteher zu setzen. Aber einer nach dem andern von diesen geistlichen Vorstehern ging mit Nonnen durch, und jeder nahm reiches Klostergut mit sich.

Der Jesuiten wichtigstes Augenmerk aber war, wie sie in des Fürsten ständige Umgebung Leute brächten, auf welche sie sich verlassen konnten. Natürlicher Weise erschienen dem Fürstbischof Räthe und Beamte seines Glaubens angenehmer, als andere. Nach und nach gehörte es zum Hofamt, daß man wenigstens ein paar Jahre bei den Jesuiten studirt hatte, wäre es auch nur der feineren Bildung wegen. Nach und nach wurde Aehnliches von all den Adligen gefordert, die das Ansehen und die Einkünfte und die schöne Dienstwohnung der Drosteien und Amtmannsstellen suchten. Und war es denn nicht menschlich, wenn junge Adlige sich auf guten Fuß mit den Jesuiten stellten, deren Rath über die Hand von Erbtöchtern und über das Testament reicher Wittwen verfügte?

Hierbei fiel die Umwandlung ins Gewicht, die im deutschen Adel damals vor sich ging. Die Gegenreformation hätte ohne die Menge und den Reichthum der geistlichen Fürstensitze wohl überhaupt kein Glück gehabt. Und selbst an diesen geistlichen Höfen blühete ihr wenig Aussicht, wären die Domkapitel noch mit Bürgerlichen besetzt und der Adel weniger hofdienerisch gewesen. Es hatte aber die Ritterschaft das Gefühl ihrer alten Stärke und Freiheit allmählig eingebüßt. Als das Mittelalter sich zum Ende neigte, war das adlige Vermögen zum großen Theil verschwunden, verzehrt in Aufwand und Kriegsrüstung, wie jene Zeit sie vom vornehmen Herrn forderte. Ueberhaupt war ein großes Aussterben

unter den altbegüterten Geschlechtern eingetreten, gleichwie in unserm Jahrhundert die berühmten Patrizierhäuser auffallend rasch verschwinden. Der Rest des Adels schloß sich, wie oben schon erwähnt wurde, mehr und mehr kastenartig vom Bürgerstande ab. Nun hatte Dietrich angefangen, da ihm das eigene Land die erwünschten Werkzeuge zum Regiment nicht lieferte, sie durch die Jesuiten hin und wieder aus der Fremde herbeizuziehen. Das fiel seinem Landadel höchst peinlich. Wie hätte er überhaupt den Hof des Fürsten entbehren können! Des Adels natürliche Neigung ist, an der Spitze zu stehen und davon Glanz und gute Dinge zu genießen. Also bekehrte sich, während die Familienhäupter protestantisch blieben, von den nachgebornen Söhnen einer nach dem andern zur alten Kirche, und allmählig waren die meisten Aemter, welche der Fürst zu vertheilen hatte, wieder mit Katholischen besetzt. Wer mit nur etwas Ehrgeiz eine Laufbahn machen wollte, fand tausend Hindernisse, wenn er protestantisch blieb. In der eigenen Heimath kein Vollbürgerrecht zu haben, ist ein Gefühl, dessen Bitterkeit, als jenes System lange dauerte, gar Vielen unerträglich fiel, zumal in einer Zeit, in welcher Religionswechsel in Familien und Gemeinden noch so häufig war.

Unter den Fremden, welche bei dem Fürsten am meisten galten, standen obenan seine Kanzler und Räthe, unter diesen Dr. Wippermann, neben ihm der Graf Johann von Rietberg. An den Letztern knüpften sich romantische Geschichten. Der letzte Erbgraf von Rietberg hatte mit einem weißen Stecken in der Hand seine Grafschaft verlassen müssen, ein Rabe war sein Unglück gewesen. Er hatte seinen Rentmeister hängen lassen, weil Goldstücke in der Kasse fehlten, und da fand sich das Gold an einem verborgenen Orte: ein zahmer Rabe hatte ein blankes Stück nach dem andern dorthin getragen. Nun verlangten die Verwandten des Gehängten, die im nahen Fürstenthum Lippe wohnten, man solle die Leiche vom Galgen nehmen und ehrlich begraben, und als es nicht gleich geschah, fielen die Lipper dem Rietberger räuberisch ins Land. Er aber mit seinen Knechten vergalt den Raub so gründlich, daß er vornehmen Lipperinnen die Goldketten vom Hals und die Ringe von den Fingern zog. Denn er wollte wieder zu seinem Gelde

kommen, und auch zu den Kosten der Sache. Darüber wurde er vom westfälischen Kreise als Landfriedensbrecher erklärt, sein Land erobert, ein Klostergefängniß in Köln sein Lohn.

Seine Tochter hatte sich mit Graf Enno von Ostfriesland vermählt, und dessen Tochter Sabine, die Erbin von Rietberg, faßte eine heftige Leidenschaft zu ihrem Oheim, dem Grafen Johann, einem versuchten Kriegshaupt, der aus Spanien sich schon den Orden des goldenen Bließes und aus Polen nicht minder Ruhm geholt hatte. Graf Johann glühete nicht minder für seine schöne Nichte, an deren Hand auch die Grafschaft Rietberg hing. Aber Beide waren protestantisch, und allen Protestanten die Ehe zwischen Vatersbruder und Nichte blutschänderischer Gräuel. Allein die Jesuiten wußten Rath: Abt Ruben vom Abdinghof scheint den Vermittler gemacht zu haben. Das Liebespaar wurde katholisch, denn in Rom gab es Dispens, Graf Johann selbst holte ihn. Im Februar 1601 wurde zu Rietberg in des Kölner Erzbischofs Gegenwart die Ehe geschlossen: Abt Ruben trauete sie. Der Bruder des Bräutigams, der auch Vater der Braut war, Graf Enno schickte zur Hochzeit friesisches Gewächs, 20 fette Ochsen 100 Hämmel und 300 Pferde.

Landgraf Moritz aber, der Lehnsherr von Rietberg, berief einen Lehnshof nach Kassel, um über des Grafen nichtige Ehe und die Erledigung des Lehns zu urtheilen, und es entwickelte sich daraus ein weitläufiger Prozeß. Die protestantischen Prediger schrien in der Runde über den Rietberger Ehegräuel: Sabine aber und ihr Gemahl Johann traten auf als katholische Eiferer. Wippermann wurde auch des Grafen Kanzler, und Dieser durch ihn Vertraueter der Pläne Fürstbischofs Dietrich, welcher den stolzen und berühmten Kriegsmann bald als seine rechte Hand betrachtete.

Die Jesuiten hielten es endlich, im Herbste 1603, an der Zeit, ihr letztes Mittel anzuwenden. Was war dies also für ein Mittel? Ach, man schämt sich fast über die Kläglichkeit der menschlichen Dinge, daß selbst ein so kluger, so weitverbreiteter Orden kein anderes durchschlagendes Mittel kannte, als die rohe Gewalt, die herzlose rechtlose Gewaltthat. Die Jesuiten haben, wenn sie ihrem Feind durch leise lange Arbeit den Boden unter den Füßen unterhöhlt hatten, sich fast immer zuletzt der Gewalt bedient, um

ihn zu Boden zu werfen und ihm den Fuß auf den Nacken zu setzen.

Im Paderborner Fürstenthum war es die Hauptstadt, die man mit äußerster Gewalt niederwerfen, all ihrer Freiheit berauben wollte; denn sie war Nerv und Seele des Widerstandes. Also erhielt Wippermann Auftrag, seine Feder zu schärfen und Geldvorrath zu sammeln, während Graf Rietberg in der Stille das Kriegsvolk rüstete.

Neunzehntes Kapitel.

Unheimliche Zeit.

Geheime Rathssitzung: Mai 1603. Des Fürsten Klagen wider die Paderborner. Beschluß zur Anwendung von Gewalt. Friedliches Verhalten gegen Adel und Domkapitel. Ueber Dietrichs Lüneburger Gefahr. Beschwichtigung des Sturms. Vereinzelung der Paderborner. Wiederaufnahme und Einstellung des großen Stadtprozesses: August 1603. Eindruck des frevelhaften Rechtsspieles. Der Westfale und sein Rechtsboden. Viel Unerhörtes. Zeichen am Himmel. Pestartige Krankheiten. Gespenstische Erscheinungen. Kirchenzauber wider Höllenzauber. Zeitalter der Hexen und Wärwölfe. Altgermanische Glaubensreste. Fünf Forderungen des Fürsten. Widerstand. Günther's Verhaftung: Oktbr. 1603. Wichart und das alte Recht. Strafurtheil wider den Domdechanten.

Schon seit dem Frühjahr hing das Schwert der Gewalt über Paderborn, bereit jeden Augenblick niederzufallen. Aufbehalten ist uns noch das Protokoll über einen geheimen Rath, der bei dem Fürsten am 8. Mai 1603 — kurz vor dem Ausbruch der Fehde mit den Landständen — zu Neuhaus statt fand. Alle seine Räthe sind dazu berufen, der Fürst selbst hält Punkt für Punkt Vortrag, die Sache wird von den Anwesenden erörtert, darauf Beschluß gefaßt. Es sind drei Hauptfragen, sie betreffen die Stadt, die Ritterschaft, den Lüneburger: ihre verschiedene Behandlung zeigt klärlich den Stand der Sache.

Dietrich setzt zuvörderst auseinander: wie man in Paderborn seiner Anordnungen spotte: die Bürger nach Belieben zusammen-

rufe, und sogar die freie Rathswahl störe, — wie sich die Fünfundzwanzig aufgeworfen und begehrten, daß Alles nach ihrem Kopf gehe, sonderlich bei Abschaffung des Richters, — wie Wichart und Günther neue Beamten einsetzen, und von freiem Gericht redeten und protestirten, — wie Wichart sich zweimal habe zuschwören lassen, im Rathhaus auf Renneke eingeschlagen und Messer gezuckt, und wie er beständig drohe, die gemeine Bürgerschaft auf die Beine zu bringen, — kurzum, wie sich die Dinge zu allgemeiner Empörung anließen. Die Ansicht des Geheimen Raths ging dahin: Wohl seien schärfere Mittel vorhanden, jedoch solle noch einmal der mildere Weg betreten werden, und wurde beschlossen: sogleich einen starken Ausschuß aus der Gemeinde und allen Bauerschaften nebst dem Rathe vorzufordern, auf sofortige Auflösung der Fünfundzwanzig und auf Einstellung aller Versammlungen zu dringen, Wichart und Günther aber, wenn sie bedroht und bedrängt sich dem Fürsten nicht freiwillig ergeben wollten, gefangen zu nehmen und ihnen den Kriminalprozeß zu machen.

Anders lautete der Rathschlag bezüglich des Adels und Domkapitels. Die Ritterschaft war eben in stürmischer Bewegung. Gerade am Tage vor dieser geheimen Rathsversammlung Dietrichs hatte sie zu Lichtenau getagt und beschlossen, am dritten Tag nach Paderborn zu ziehen und das Domkapitel um Hülfe und Recht wider den Fürsten anzurufen, welcher in dem Agendestreit in die Gerichtsbarkeit der Spiegel und Menggerssen eingebrochen war. Dietrich äußerte sich heftig über so „gefährliche Frevel“. Seine Räthe aber hofften nur von gütlichem Verhandeln etwas: man könne zwar, sagten sie, über die Ausschreiben wider des Fürsten Person Beweis aufnehmen, müsse aber mit der Exekution einhalten bis zur weiteren Erklärung der Ritterschaft.

Wie aber horchten die geheimen Räthe, als nun der Fürst erklärte: „Er wolle ihnen etwas unter den Eiden und Pflichten, womit sie ihm verwandt entdecken. Schon vor einem halben Jahr sei es ihm vorgekommen, daß etliche Herren Kapitularen daran dächten, ihm einen Nachfolger zu geben, und zwar in der Person eines Herzogs von Lüneburg. Nunmehr aber sei er für gewiß berichtet, daß das nicht eine gemeine Sage, sondern daß etliche Herren Kapitularen darüber Hand und Siegel von sich gegeben. Er zwei=

fele, solle er etwas thun oder nicht? Es sei ihm höchlich an dieser Sache gelegen. Was aber solle und was könne geschehen?"

Der Domkämmerer nahm das Wort und sagte: „Im Kapitel wäre nichts davon vorgekommen, er könne es wohl erleiden, daß man die Sache im vollen Kapitel vorbringe und darauf eidliche Antwort fordere. Stillschweigen dürfe man nicht mehr". Herr Rembert war ebenfalls der Meinung: „Wenn etwas daran sei, werde man es solcher Gestalt wohl ausfindig machen". Die andern Räthe stimmten zu.

Wippermann theilte nun Folgendes mit: „Der Herr zu Windenbrück habe ihm berichtet, „zu Köln verstanden zu haben, wie von päbstlicher Heiligkeit dort vornehme Theologen bestellt seien, geistliche Sachen in Acht zu nehmen und, wo etwas gefährlich, nach Rom zu berichten: von selbigen Theologen sei ihm angezeigt, daß Lüneburg der Succession halber sich bemühe. Auch der Osnabrückische Kanzler habe an ihn die Frage gestellt: „Es würde glaubhaft gesagt, ob's also sei?"

Einstimmig wurde beschlossen: der Fürst solle im offenen Kapitel den Herren zu Gemüth ziehen, was er alles für das Stift gethan, damit die Sache vorbringen, und von einem Jeden Antwort heischen.

Allein rascher noch, als der Fürstbischof an die Ausführung dieser Beschlüsse gehen konnte, brach die Fehde im Lande aus. Die Kühnheit und Stärke der Aufständischen, die jauchzende Zustimmung, die sie im Lande und selbst bei dem Domkapitel fanden, machte ihn aufs Aeußerste betroffen. Wie tief und weit war bereits die allgemeine Verschwörung gegen ihn gediehen? Welchen Rückhalt hatte sie an dem Landgrafen von Hessen, den Herzogen von Lüneburg, und andern protestantischen Fürsten? Das klägliche Geschick, das vor etwa zwanzig Jahren den Fürstabt zu Fulda betroffen, war noch unvergessen. Seine eigene Ritterschaft hatte ihn überfallen, eingekerkert, zur Abdankung genöthigt. Also um alles in der Welt willen Friede und Nachgeben, — so riethen die Jesuiten. Sie wollten erst klarer in den Dingen sehen.

Großer Klugheit gelang es, den Sturm zu beschwichtigen. Dietrich war auf einmal der Versöhnlichste aller Fürsten. Ueber ein Vierteljahr lang herrschte Frieden und Ruhe im Lande, und

die Ansicht: es sei möglich, daß die Jesuitenpartei von ferneren Angriffen abstehe. Der Adel freuete sich seines Sieges: Dietrich ließ seine Hämmel ruhig am Desenberg weiden. Um die Paderborner zu begütigen, ließ er wieder einen Gerichtstag über den andern wider ihre Beklagten halten. Von Ersatz der Gerichtskosten war keine Rede mehr. Auch von der Agende wurde es stille. Der aufständischen Bewegung war die Nahrung entzogen, sie beruhigte sich wieder. Vergebens hoffte man in Kassel auf ihre Fortschritte.

Großer Klugheit gelang es auch, die Stadt vereinzelt hinzustellen. Adel und Domherren und Fürsten, einerlei ob protestantisch oder katholisch gesinnt, verknüpfte doch ein gemeinsames Gefühl der Abneigung und des Uebelgönnens gegen die Städte. Das lag einmal in der Zeit. Der Glanz und Zauber des städtischen Lebens war verblüht, man sah dort nur noch üppige goldstolze Patrizier auf der einen, und armes aufrühreriſches Volk auf der andern Seite. Es wurde deshalb Dietrich nicht schwer, seinen Landesadel von der Stadt abzuziehen, indem er dessen Augen auf des Kaisers Gericht lenkte, vor dem er in allem, was des Adels Freiheiten und Gerichtsbarkeit betreffe, zur Rede zu stehen, auch zu billigem Vergleiche geneigt erschien.

Gegen das Domkapitel aber trat Dietrich selbst auf, wie es in der Geheimenrathssitzung am 8. Mai beschlossen war. Am St. Margarethentag den 17. Juli, wo die Domherren besonders zahlreich beisammen, erschien der Fürstbischof plötzlich in ihrer Mitte, hielt eine donnernde Strafrede über des Stiftes Adel und Städte, und forderte die Domherren auf, offen zu bekennen, ob sie mit dem rechtmäßigen Fürsten oder mit den Aufrührern gingen? Die Meisten traten auf seine Seite, auch der Domprobst von Brabeck. Der stolze Dechant von der Horst aber erhob heftigen Widerspruch. Mehrere stimmten ihm bei. Doch Dietrich zwang sie alle, ihm noch im Saale Abbitte zu leisten. Die Verbindung des Domkapitels mit Ritterschaft und Städten war gesprengt, wenigstens gelähmt. Domdechant von der Horst aber beharrte nichtsdestoweniger dabei, die Ritterschaft sei in ihrem Rechte. Ja er reisete selbst noch einmal nach Marburg, um von der Juristen-Fakultät sich ein neues, noch kräftigeres Gutachten geben zu lassen.

In dem Paderborner Prozesse war am 28. Juni von den fürstlichen Kommissarien der Spruch gefällt: Die Beklagten müßten den Kalumnieneid leisten. Allein wiederum wurde Termin auf Termin angesetzt, in jedem nahm man Ausflüchte an. Die Sache endigte damit, daß im letzten Termin am 14. August die Kommissarien — über die endlose Hartnäckigkeit der Verklagten scheinbar erzürnt — aufstanden und mit der Erklärung fortgingen: sie müßten es dem Fürsten hinterbringen.

In der Stadt verbreitete sich eine eigenthümliche dumpfe Stimmung. So lange schon zog dieser Prozeß sich hin, seinetwegen hatte man soviel sich vom Fürsten gefallen lassen, ihm sogar von der Stadt altem Eigengericht geopfert. Immer wieder hatten sich die Bürger auf Recht und Rache an den großen Stadtverbrechern vertröstet, immer waren sie aufs Neue schmählig getäuscht, seit anderthalb Jahren hatte man es noch nicht einmal zum Anfangseid des Prozesses gebracht. Und jetzt hörte der Prozeß ganz auf. Auch dem friedliebendsten Manne erregte es „ein seltsam Nachdenken", daß er sehen mußte, wie mit dem Rechte von dessen obersten Wächter ein frevelhaftes Spiel getrieben wurde. Selbst in revolutionären Zeiten macht dergleichen einen Eindruck, als ob der Boden, auf welchem man mit seinen Mitbürgern zusammen steht, plötzlich unter den Füßen zusammen bräche. Günther sagte überall umher: „Dies mit den Kommissarien sei ein angelegt Ding", und Tausende antworteten: „So ist es, kein Zweifel mehr daran". Die Einsichtigeren wußten längst, daß der Fürst sich wohl hüten werde, durch Verurtheilung der zahlreichen und mächtigen Patrizier sich deren ganze Partei zum Feinde zu machen.

Der gemeine Mann aber war jetzt in seinem innern Hort und Bestande völlig erschüttert. Nun endlich lag die fürchterliche Wahrheit tageshell vor ihm, daß es kein Recht mehr auf Erden gebe. Denn der Westfale hat noch etwas von altsächsischer germanischer Natur: ihm fließt sein sittliches und religiöses, ja beinahe all sein geistiges Bewußtsein zunächst in dem Einen zusammen, was ihm als Recht gilt, und ist ihm das Recht zerbrochen und zerfahren, so weiß er sich nicht zu rathen und zu helfen und meint, die ganze Welt ginge aus den Fugen.

Wieviel Unerhörtes hatte die jüngste Zeit nicht schon geboren! Die dunkle Verschwörung, vor deren Ausgang den Meisten grauete — die Stadtobersten drei Tage und Nächte auf dem Rathhaus belagert — dann fast der gesammte Rath als Verbrecher verhaftet — Gerichtstag auf Gerichtstag, ohne daß es nur zur Verhandlung der Frevel kam, der Fürst offenbar mit den großen Verbrechern verbündet — das Stadt-Regiment in den Händen von Ungelehrten — Adel und Städte und Domkapitel im Aufruhr wider den Landesherrn: — das Alles erschien so ungewöhnlich, so außer der geheiligten Ordnung der Dinge, daß die Menschen sich nichts mehr zurecht legen konnten. Mit Furcht und Zagen gingen die Meisten in jede nächste Woche hinein.

Gar seltsame Zeichen waren geschehen. Die Natur selbst, der feste Untergrund alles menschlichen Wesens, schien in geheimer Unruhe zu sein. Am selben 14. August, als der fürstliche Gerichtshof aufstand und unverrichteter Sache von dannen ging, fuhr des Abends am Himmel ein Feuerball mit großer Gewalt vom Norden nach Süden, und nach dreiviertel Stunden fuhr er zurück von Süden nach Norden, und als unser Chronist andern Morgens das niederschrieb, setzte er erbangend hinzu: „Was es bedeutet, weiß Gott allein". Hatte sich nicht schon vor zwei Jahren um Mitternacht die bebende Erde den Menschen plötzlich unter den Füßen gesenkt und wieder gehoben? Und wieviel Schreckliches erzählte man von den letzten beiden Wintern! Erst im Dezember beide Mal unendlicher Schnee, unter dessen Last die Aeste zusammenbrachen, daß die Bäume da standen „wie abgestreifter Kohl". Und dann im Januar kam beide Mal eine warme Regenfluth, rasch schmolz der Schnee rings auf den Anhöhen, und mit furchtbarer Gewalt stürzten die Gewässer in die Thore hinein. War doch der große Mißliche, der Bauernhauptmann im Dörenhagener Krieg, mitten in der Stadt sammt seinem Weib vom wüthenden Wasser fortgerissen, kaum daß man die Halbtodten noch mit Stangen und Leitern retten konnte! In Lippspringe aber ging ein furchtbarer Wolkenbruch nieder, auf dessen Wogen Menschen- und Viehleichen dahertrieben.

Die Pest aber lauerte stets wie ein Unthier im Verborgenen. Man war kein einziges Jahr sicher, daß sie nicht plötzlich wieder

hervorbrach, und die Kirchhöfe mit Leichen und die Häuser mit Wehklagen erfüllte. Man nannte alle ansteckenden Krankheiten damals Pest. Wenn sie aber so oft und so verheerend auftraten, so lagen die Gründe wohl im Nachwirken der großen geistigen Aufregung, welche die langen kirchlichen und sozialen Kämpfe hervorgebracht, und in den argen Ausschweifungen, denen sich die Menschen bei Gelagen und jeder Art von sinnlichem Genuß so leicht hingaben. Freilich kam auch die Armuth hinzu, welche die niederen Volksklassen angriff, als die alten Erwerbsquellen versiegten, der Mangel jeder öffentlichen Gesundheitspflege, überhaupt das lässige und unsaubere Wesen, welches den Geist strenger Ordnung verdrängte, der früher im Hause wie in der Zunft und Genossenschaft waltete.

Die Menschen jener Zeit aber erkannten die Ursachen nicht. Sie brachten die pestartigen Krankheiten mit andern ungewöhnlichen Erscheinungen in Verbindung, und was all dergleichen auf sich habe, war in Paderborn ein unaufhörlicher Gegenstand der Rede und Betrachtung. Offenbar hing damit das gespenstische Wesen zusammen, das schon im letzten Winter in und über der Stadt anhub. Man sah in den Lüften kämpfende Heerschaaren. Dann ließ sich unheimliches Geschrei hören, Waffengeklirr, und das Krachen des Geschützes. Endlich liefen schwarze Gespenster von Hunden und Rossen und Eseln, und schattenhafte Reiter Nachts über die Straßen. Dies entsetzliche Unwesen trieb sich natürlich am meisten da umher, wo Diejenigen wohnten, die von dem stürmischen Andringen der Verschworenen am meisten zu fürchten hatten, auf der Westernstraße und bei dem Westernthor. Noch mehr des Schreckens! Die Paderbäche schossen zwar in der Stadt noch immer hell und lustig hervor: draußen aber, wo sie sich vereinigten, wurde das Wasser blutroth und floß dahin unter bläulichem feurigen Schwefeldunst. Die Einen meinten, es gesehen zu haben, die Andern sprachen es gläubig und zitternd nach.

Gewiß, in der Natur ging es nicht mehr mit rechten Dingen zu, und deshalb war auch der Menschen Sinnen und Trachten rein umgewendet. Hörte man nicht von Freveln, gerade als hätte die schwarze Hölle sie ausgespien? Sah doch Einer nicht weit von Paderborn in einer Waldschlucht eine ganze Rathsversammlung der

häßlichsten schwarzen Teufel, die sich über das Verderben der Menschenkinder beriethen, und einer davon rief ihm seine innersten Gedanken zu. Im selben Jahr, eben als der große Prozeß wieder beginnen sollte, im Juni 1603 ließ der Fürst wieder einen Unhold hinrichten, er war aus Kämpen bei den Externsteinen und führte ein Roß mit sich, das er zu seiner bösen Lust, wenn er wollte, in ein schönes Mädchen verwandelte, obgleich das Thier doch ein Hengst war. Wer durfte daran noch zweifeln? Das Pferd wurde ja mit ihm verbrannt, er selbst an eine Säule gebunden, öffentlich vor des Fürsten Schloß zu Neuhaus, eine Anzahl Hexen dabei, jede auf ihrem Scheiterhaufen. Und was wußte man nicht Alles von dem alten Grempel, dem westfälischen Landstreicher! Die ganze Bande mit Weib und Kindern — „der ganze Grempel" — war vor Kurzem in München hingerichtet. Eilf Köpfe, Frauen und Knaben dazu gerechnet, waren es, und diese Eilf hatten geständiger Maßen mehr als ein halbtausend Menschen mit der Hand oder durch Zauberei umgebracht. Ihr Grimm auf alles Leben trachtete besonders danach, junge Menschenbrut zu vernichten, während diese Hexen ihre eigenen Kinder schon im Mutterleib dem Teufel übergaben. Dafür hatte der Richter auch die Besonderheit ersonnen, daß der Henker der alten Grempel, ehe sie gezwickt gerädert und verbrannt wurde, erst die Brüste abschnitt und die blutigen Lappen ihren Kindern ins Gesicht schlug. Ja, das unheimlichste Wesen hatte man viele Jahre gleichsam im Hause gehabt. Ein echter Mannwolf war aus dem nahen Atteln allnächtlich mordend umher gestrichen. Das war der alte greise Franke gewesen, dessen Schädel jetzt vom Rade herabgrinzte, wo er auf einer eisernen Stange befestigt war und darunter ein hölzerner Wolf. Dieser Schreckliche hatte auch gestanden, wie er auf Satans Geheiß im wilden Wald ein Mädchen überfallen, genothzüchtigt, getödtet, ihren Kopf im Sack nach Haus getragen und in seinem Garten tief in fruchtbare Erde eingescharrt, nachdem er ins linke Auge ein Böhnchen gepflanzt, so ihm der Schwarze gegeben. Daraus war eine andere Bohne aufgeschossen, und wenn er diese in die linke Hand nahm, war er unsichtbar geworden und hatte sich in Blut und Lüsten ersättigt.

Dietrich ruft in seiner Agende den Pfarrern zu: „Braucht um so eifriger und wachsamer all diese heiligen Gebräuche und Kirchensegen, als am täglichen Verderben zu sehen, wie die Hexenzahl und die Schadenlust aus teuflichem Trug durch dieses ganze Bisthum ach nur zu weit verbreitet ist. Lehren müßt Ihr mit aller Sorge das einfältige und rohe Volk, daß es zur Abwehr der Hexerei und Zaubersprüche und um ihre Kraft zu schwächen die Mittel brauche, welche gegen die Bosheiten und Vorspiegelungen der Teufel die kirchliche Autorität geheiligt und frommer Brauch bestätigt hat, als da sind das Kreuzzeichen, Weihwasser, feierliche Beschwörungen, gesegnete Kerzen, geweihete Kräuter, insbesondere aber die innerste Bekehrung zu Gott, Reue und Buße, dazu Fasten, Allmosen und Gebet, nicht minder Messe und Abendmahl.“ Kirchenzauber wider Höllenzauber! Die Jesuiten machten vortreffliche Geschäfte dabei.

Es ist aber auffallend, wie gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts auf einmal die Wärwolfs-Bücher in Leipzig Löwen und Paris erschienen. Je länger die große reformatorische Bewegung in den Volksmassen nachzittert, je mehr füllen sich die Chroniken mit Geschichten von teufelischen Künsten. Das Zusammenbrechen des alten Kirchenglaubens hatte doch auf das niedere Volk einen schweren und peinvollen Eindruck gemacht. Da das Heiligste — Religion und Glauben — ins Schwanken gerieth, was war denn noch wahr? Oder vielmehr, was konnte nicht Alles wahr sein? Sollte gerade alles Das eitel Dunst und Dichten sein, was die ältesten und klügsten Leute im Dorf sich noch heimlich zuraunten? Mühsam hatte einst das Christenthum die heidnischen Vorstellungen und Ahnungen unterdrückt und überdeckt. Diese hatten sich so vertrauet der Natur, ihrer Herrlichkeit, ihrem bestrickenden Zauber wie ihren furchtbaren Schrecken angeschlossen: jetzt regten sie sich wieder. Die alten Heidengötter, die unter Bann und Flüchen der Priester vor Angst in die tiefen Wälder geflüchtet, schlichen heimlich wieder hervor, Abends im Zwielicht und in mitternächtiger Stunde, und verführten die Menschen zu unerhörten Gelüsten. Ohnehin hatte die junge Naturwissenschaft so viel geheime Kräfte lebendig gemacht, deren Spiel das Volk mit stillem Grauen anblickte. Es begann

das Zeitalter der Hexen und Zauberer, der Wärwolfe Kobolde Schatzgräber.

Nirgends aber war mehr von altem Wust religiöser Vorstellungen, wie die Germanen sie ehemals hegten, hängen geblieben, als im Paderborner Wald- und Haidelande, dem Mittelpunkte einst der hartnäckigen heidnischen Sachsen. Auf ihrem weiten Bezirk in der Stadt hatten die Uekern noch immer nicht die kleinste Kirche erbauet, nur ein Kapellchen stand auf der Thorwölbung. Ueberhaupt, so zahlreich bei der Bekehrung der Sachsen die Benediktiner-Klöster entstanden, so spärlich waren die Pfarrkirchen geblieben, namentlich unter den Bauerschaften auf der Haide. Auch in religiösen Dingen mochte dieses Volk gern der eigenen Denkungsart folgen, und nichts konnte mehr die stille tiefe Erbitterung nähren, als der Zwang, welchen der Fürst in Sachen des Glaubens und der Kirche ausübte. Man ließ, wo man selbst kein klares Recht in Händen hatte, ihn gewähren, aber Alles wartete seiner Zeit.

Am 20. September wollte Dietrich der Bürgerschaft seine endliche Willensmeinung kund geben: sie sollte zu diesem Zweck — außer Bürgermeister und Rath — einen starken Ausschuß aus jeder Bauerschaft unter die Eichen am alten Hopfenhof schicken. Die Stadt fügte sich noch einmal und wählte zahlreiche neue Abgeordnete. Als die Paderborner aber erschienen, empfing man sie mit Drohungen und heftigen Worten. Die fürstlichen Abgeordneten flossen über von alten und neuen Strafen und Exekutionen, und erklärten, der Fürst befehle Folgendes:

1. Sofortige Abschaffung der Fünfundzwanzig und des neuen Volksausschusses, der an ihrer Statt aufgetreten sei.
2. Sofortige Wiedereinsetzung des Stadtsekretärs Bernink und der vier ausgestoßenen Gemeindsherren.
3. Sofortige Entlassung des Wagemeisters Crop, der lebensgefährlich erkrankt sei, gegen Bürgschaft.
4. Unumwundene Erklärung, ob der Raubzug auf Steinheim und Beverungen mit des Raths und der Gemeinde Wissen geschehen, und ob man ihn noch genehm halten wolle?
5. Desgleichen offene Erklärung, was mit den Ausschreiben, durch welche im Namen von Bürgermeister und Rath die andern Städte zusammenberufen seien, und worin die

Worte ständen „es handele sich um solche Sachen, so Leib und Seele angingen", gemeint sei, und ob diese Ausschreiben mit Wissen und Willen des Raths erlassen worden?

Wenn aber die fürstlichen Räthe glaubten, durch so herrisches Auftreten die Paderborner einzuschüchtern, so irrten sie sich. Zu bitter wurde die Kränkung empfunden, daß der Fürst eine freie Bürgerschaft behandelte, gleich als wäre sie höriges unterwürfiges Volk. Ruhig wurde erwidert: „So wichtige Sachen müsse man erst schriftlich haben, und dann reiflich und mit Juristen überlegen". Vergebens eiferten die Räthe: „Das Alles wisse ja jedes Kind, auf der Stelle könne und müsse man sich erklären". Die Bürger blieben bei ihrem Satze stehen und des Fürsten Abgesandte mußten nachgeben, forderten aber binnen acht Tagen Erklärung unter neuen Drohungen.

Der Fürstbischof konnte lange warten, kein Paderborner kam mit der gewünschten Erklärung nach Neuhaus. Ein anderer Gast ging dort dem Bischof trotzig unter die Augen, Günther der Stadtsyndikus. Seine Freunde, Wichart selbst, hatten ihm dringend von dem gefährlichen Gang abgerathen: er aber wollte doch sehen, ob der Bischof es wage, Hand zu legen an einen so vornehmen Stadtbeamten, ließ sich am 4. Oktober in Neuhaus sehen und ging sogar auf die fürstliche Kanzlei. Plötzlich sah er sich von den Hellebardieren umringt, er mußte mit aufs Schloß, und dann wurde er in eine Kammer geführt, und die Wachen stellten sich vor seine Thür. Erst nach zehn Tagen wurde er vor des Bischofs Räthe gefordert: Rebellion, Verschwörung, Eingriff in die Wahlfreiheit der Kurgenossen, Widersetzung gegen die Agende, Ehebruch, Uebertretung des Fastengebots, und andere Punkte aus seinem wilden Leben wurden ihm zum Verbrechen gemacht. Seine Todfeinde, Gogreve Bernink und Westphal, hatten eine lange Liste zusammen gebracht. Wie Flocken stäubte er die Anschuldigungen von sich; glänzend bewies er, daß der Fürst kein Recht habe, ihn anzutasten: allein dieser ließ ihn nicht mehr los.

Die Nachricht, der Stadt Syndikus liege in Neuhaus gefangen, fuhr unter die Paderborner wie ein Donnerschlag in einen Bienenkorb. Wie? Was? Einen freien Bürger, einen Stadtbeamten sogar wagte der Fürst anzutasten? Ohne Bürgermeister

und Rath nur zu fragen? Himmelschreiende Gewalt! Einige liefen wie rasend umher: die ganze Stadt solle ausmarschiren, Neuhaus stürmen, das Schloß niederbrennen. Hätten es ihre Ahnen doch vor dreihundert Jahren dem tyrannischen Bischof ebenso gemacht!

Als man aber von den Punkten hörte, deren Günther angeklagt sei, war Alles äußerst betroffen. Woher wußte der Bischof das Alles? Da war Verrath im Spiel. Wer hatte den Geheimbund und seine Ziele den Domherren oder den Angeklagten verrathen? Offenbar nur von Diesen konnte der Fürst es wissen. Man redete und haderte hin und her. Der Eine wurde dem Andern verdächtig. Immer dichter und dunkler senkten sich schwere Wolken über die sonst so fröhliche alte Paderstadt. Angst und Ungewißheit, eine bange dumpfe Aufregung bemächtigte sich der Gemüther, so daß Viele sich wie nach einer Erleichterung danach sehnten, loszuschlagen.

Wichart aber saß wieder über seinen alten Pergamenten und Satzungen und sann, wie er plötzlich das alte Recht wieder bringe, wie er die geliebte Vaterstadt damit umgürten, gleichwie mit glänzendem Stahlharnisch. Mit einem Schlag sollte sich dem Bischof eine freie Stadt ins Angesicht stellen. Der Thor glaubte ja in seinem Sinn, daß Recht in alle Ewigkeit Recht bleiben müsse, und daß dem wahren Recht der uralten Stadt Paderborn die Zeit so wenig anhaben könne, wie der rothen Erde unveränderter Dauer.

Vier Tage später, als Günther in Neuhaus ergriffen wurde, fiel auch der Schlag gegen das Haupt des Domkapitels. Während des Domdechanten von der Horst Reise nach Marburg waren seine Feinde geschäftig gewesen, besonders Brabeck und seine Partei: denn bekanntlich giebt es nirgends so hassesvolle Feindschaft, als in geistlichen Körperschaften. Durch Dekret vom 8. Oktober schloß ihn der Fürstbischof, dazu bevollmächtigt durch den Nuntius in Köln, förmlich vom Dome aus, entsetzte ihn jeder Pfründe und geistlichen Amtsverrichtung, und legte auf all seine Einkünfte daraus Beschlag. Der Domdechant ergriff dagegen den Rechtsweg. Andere Domherren schreckten geringere Strafen, härtere wurden in Aussicht gestellt. Mahn- und Drohbriefe von Rom thaten das

Uebrige. Das Domkapitel war eingeschüchtert, dem Aufstande Hort und Weihe entzogen. Denn mag der Laie kirchlicher Strafen spotten: peinlich verwunden sie den Geistlichen, weil er von Jugend auf sich in ein besonderes klerikales Gefühl und Bewußtsein hineinlebte.

Ehe aber die protestantischen Nachbarfürsten, die um einer Stadt alten Freiheit und Verfassung willen sich nicht rührten, es merkten, worauf es dem Fürstbischof ankam, mußte der blutige Tanz mit Paderborn, zu welchem er sich jetzt anschickte, schon zu Ende, die Stadt völlig in seiner Gewalt sein.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Konstitution.

Neue Vorladung der Bürgerschaft. Vorladung der Bauerschaften nach außen und jede einzeln: November 1603. Verdacht und Tumult. Wicharts Reden. Verlangen nach der Konstitution. Der Artikel über des Bischofs Klage gegen einen Bürger. Spaltung in Rath und Bürgerschaft. Verrath in der Luft. Schließung der Stadt. Konstituenten und Adhärenten. Abdankung und Wiederantritt des Raths. Wicharts Gefangennahme gefordert. Klagreden und Verhandlungen. Angriff auf sein Haus. Seine Wohnung zur Festung gemacht. Ueberfall des Raths. Blutige Drohungen. Besiegelung der Konstitution. Ruhe und Wachsamkeit. Graf Rietberg. Neuer Agendebefehl. Papierene Satzungen.

Als neue Beleidigung wurde in Paderborn empfunden, daß der Fürstbischof Bürgermeister und Rath nach Neuhaus auf den 4. November vorforderte, damit man sich vor ihm verantworte, namentlich wegen des Ausschreibens an die Städte. Der ängstliche Rath that ihm scheinbar wieder den Willen, wußte sich aber wieder trefflich zu verklausuliren.

Jetzt verlangte Dietrich, am Freitag den 12. November sollten die Bauerschaften aus der Stadt ziehen, jede einzeln und jede an einen besondern Ort: der Fürst habe mit jeder einzeln und gesondert zu verhandeln. Eine höchst auffällige Forderung. Ohne Zweifel war sie mit den Angeklagten und der Jesuitenpartei abgekartet. Der Zusammenhalt der Bürger sollte zerrissen, die Western und

Kämpern sollten für den Fürsten gewonnen, die Uekern um so mehr als die eigentlichen und einzigen Unruhstifter hingestellt werden.

Allein — warum denn außerhalb der Ringmauer? Und wenn draußen, warum denn jede Bauerschaft einzeln? Im Abdinghof war nach altem Herkommen der Ort, wo der Fürst mit der Bürgerschaft zu sprechen hatte. Ueberdies besaß ja jede Bauerschaft ihr eigenes Versammlungshaus. Wie? Wenn ein schändlicher Anschlag dahinter steckte? Waren die Thürme und Wälle von Vertheidigern entblößt, jede Bauerschaft draußen in Verhandlung mit dem fürstlichen Abgeordneten, wenn dann plötzlich Kriegsvolk in die verlassene Stadt hineinstürmte, Thore und Rathhaus besetzte, — dann war ja jede Hoffnung verloren, der Stadt Recht und Ehre zu retten, — dann mochte nur ein Jeder, der Dietrich widerstanden, flüchten so weit er konnte, nicht einmal zu reden mehr vom lutherischen Glauben und seiner Uebung. Schon wollte man sichere Kunde haben, das rauhe Volk des Waldgebirges sei vom Fürsten aufgeboten und stehe in Waffen und auf der Lauer, um sich der Stadt zu bemächtigen. Die Aufregung wuchs von Stunde zu Stunde, Geschrei und Toben erfüllte die Straßen. Tod und Verderben wurde Dem geschworen, der am Freitag nur einen Fuß vor die Pforten der Stadt setze.

Des Fürsten Räthe kamen in die Stadt, und suchten zu beschwichtigen und sein Gebot als ganz unverfänglich darzustellen. „Sie ständen alle für einen Mann“, erklärten die Paderborner, „sie ließen sich nicht auseinanderreißen: was der Bischof mit einer Bauerschaft allein zu reden habe, gehe gleichmäßig auch die andern vier Bauerschaften an“. Wüstes Schimpfen auf den Mickendirk, den Jesuiten-Bischof, und schreckliche Drohungen begleiteten diese Erklärung.

Wichart aber hielt große Volksversammlung, und las und dollmetschte seinen Mitbürgern, was die alten Pergamente von der Stadt Ehre und Hoheit besagten. „Was freie Männer in freier Versammlung in ihren eigenen Sachen zur gemeinen Satzung kürten, das müsse ja doch gültig sein für alle Welt, und Niemand könne dawider, als des Kaisers Majestät allein. Da stehe nun geschrieben von der Stadt eigenem alleinigem Gericht über ihre Bürger, und jedes Wort sei so klar und bündig, daß man keine Ge-

lehrten dazu brauche: auch der gemeine Mann könne das Alles merken und handhaben.“ Dabei fragte er plötzlich einen der Aermlichsten: „Hast Du nicht alles wohl verstanden?“ Der Mann, öffentlich so befragt, antwortete: „Ja wohl, Herr Wichart, alles miteinander.“ Wenn ihn aber später seine Bekannten ob seiner großen Kenntniß der alten Rechte schraubten, so redete er sich aus, daß er in seiner Bestürzung bloß so gesagt habe, um rasch davon abzukommen. Alle aber, die Wichart hörten, gelobten mit Herz und Hand, der Stadt zu helfen zu ihrem Recht.

Am Donnerstag, als des Fürsten Abgeordneten noch verhandelten, damit die Bauerschaften andern Tags auszögen, erschien Wichart an der Spitze eines gewaltigen Haufens vor dem versammelten Rath, und forderte Gehör. Alles lauschte, und er sprach: „Klar und vor aller Welt offenbar ist nun schon lange, daß Seine Fürstlichen Gnaden, der Bischof zu Neuhaus, sich als Herr und Meister der Stadt Paderborn gebahrt. Bürger wirft er ohne Urtel und Recht ins Gefängniß, die Bauerschaften sollen sich draußen auf befohlenen Plätzen stellen. Sind wir denn alle schon seine hörigen Leute? Wo steht sein Recht an uns geschrieben? Wer hat ihn zum Leibherren freier Männer gesetzt? Nicht der Bürger Allergeringster, und wenn's ein Kuhhirt wäre, darf auf Bischofs Begehren fänglich eingezogen werden. Dies herrische Wesen muß ein Ende nehmen, ein für allemal. Wie aber soll das geschehen? Doch nur, indem wir thun, was unsere Väter und Vorväter gethan, wenn ein Fall sie beschwerte, der höchlich der Stadt Ehre und Freiheit und ihrer Aller Leib und Gut anging. Der Rath muß alle Bürger aufs Rathhaus berufen, da muß man die alten Artikel von der Stadt Freiheiten und Eigengericht aufs Neue aufsetzen zu einer festen Satzung und Konstitution, und darüber muß Mann für Mann eine Verbündniß und eidliche Gelobung machen. Da muß ein Artikel wieder lauten, wie folgt: Hat der Bischof mit einigem Bürger zu thun, dem er Rechtsspruches nicht verlassen will, soll er in Person in die Stadt kommen, sein Pferd an den eisernen Ring anbinden, der dazu ans Rathhaus gemacht ist, und auf dem Rathhaus stehen an dem einen Ort der Rathsbank, und Derjenige, den er da anspricht, soll am andern Orte stehen, und

allda soll der Bischof vor Bürgermeister und Rath Recht nehmen und nicht bringen."

Ein solcher Artikel war ganz im Geist und Stil des alten Stadtrechts, unter dessen Satzungen ihn Wichart ohne Zweifel gefunden hatte, und auch die Stadt Höxter hatte ein solches Statut. Der Bürgerschaft gefiel der Artikel ungemein. Im Rath aber wurde den Meisten angst und bange, und sie suchten Ausflüchte, wie sie der großen Bürgerversammlung entgehen könnten. Da aber hatten sie es mit den Wichartschen ganz verdorben. Es hagelte Vorwürfe und Anklagen: „der Rath halte es mit der Stadt Feinden; der Rath sei wohl Derjenige, der den unschuldigen Günther verklagt hätte; der Rath wolle auch wohl den Wichart ans Messer liefern".

In der That hatte der erste Bürgermeister, Herr Heinrich Boen, obgleich er durch Wichart zu seiner Würde erhoben war, auf Diesen einen großen Zorn, welchen zu verbergen er sich gar nicht die Mühe gab. Wahrscheinlich fühlte er sich gekränkt, weil des Volksführers Wort und Ansehen, obgleich Wichart nicht einmal im Rathe saß, viel höher galt, als der erste Bürgermeister, der doch Landesschatzmeister gewesen. Ohne Zweifel dachten noch andere Rathsherren ebenso, und die Vertrauten der katholischen Juristenpartei thaten ihr Bestes, Wichart herab zu setzen.

Die Bürgerschaft aber war noch viel mehr gespalten. Die stolzen Patrizier hätten sich gar gern zusammengethan gegen die Wichartschen, die ihnen der Stadt Regiment entzogen, und hätten sie vielleicht auch überwältigt. Allein zwei Ursachen spalteten und lähmten sie: die Furcht, mit den Angeklagten Schande und Strafe theilen zu müssen, und die Erbitterung über den Fürsten, welcher der Stadt Recht und Freiheit, und über die Jesuiten, welche den evangelischen Glauben untergruben. Die Mehrzahl aber der Begüterten und Einsichtigen lebte in ewiger Unruhe, und legte gleichwohl die Hände in den Schooß. Sie ärgerten sich jeden Tag über des gemeinen Mannes Tumultuiren, sie fürchteten sehr die geheime Verschwörung, aber noch viel mehr freuete sie Wicharts energisches Vorgehen gegen den Bischof und die großen Stadtverbrecher. Man konnte ja ihm und seiner Partei auch noch kein Vergehen wider der Stadt Gesetz und Ordnung vorwerfen. Die Folge war, daß

sie beständig rathschlagten, ängstlich zurückhielten, und, wenn man ihr Abmachen in den Wind schlug, sich grollend und Unglück prophezeiend zurückzogen. Ihr rechtes Spiegelbild war eben „der schlafende Rath".

Leicht spielten daher die Wichartschen den Meister in der Stadt. Denn sie hatten den Vortheil geschlossener Einheit, beherzten Willens, und kühner und klarer Führung. Längst lag im Volksausschuß die eigentliche Herrschaft und Gewalt, und da Wichart diese Fünfundzwanzig völlig in Händen hatte, so wurde er um so ungestümer, je mehr er seine Macht fühlte, und je lässiger und ängstlicher sich Bürgermeister und Rath wider des Bischofs Eingriffe benahmen.

Man nannte die Wichartschen jetzt die Konstituenten. Der Titel gefiel ihnen, weil er bezeichnete, daß sie als freie Männer ihrer Stadt Recht und Ordnung konstituirten. Sie selbst aber nannten jetzt die Gegner Adhärenten oder Bischofsanhänger. Immer mehr theilte sich die Stadt in die Parteien der Konstituenten und Adhärenten.

Als nun der Rath sich gegen das Andringen der Bürger so hartnäckig sperrte, ergriff Sorge und Argwohn die Verschworenen. Wohl fürchteten sie nicht ohne Grund, daß die Angeklagten, welche der Fürst so augenscheinlich und mit offener Verhöhnung alles Rechtsgefühls begünstigte, ihm zu einem großen Gegendienst fertig und bereit ständen. Sie argwöhnten, daß diese Männer sammt den Jesuiten und Juristen, die in den Rath wollten, heimlich mit den Hofherren zu Neuhaus zusammensteckten und verhandelten, um die Stadt bei guter Gelegenheit in des Fürsten Gewalt zu überliefern. Zweifellos war etwas daran. Es witterte in der Luft wie von Verrath und Tücke. Kaum hatten die Ueckeren und ihre Genossen sich diesen Gedanken in den Kopf gesetzt, so war auch kein Halten mehr. Ueberall erblickten sie heimliche Verräther. In allen Waldungen rings um die Stadt, glaubten sie, hielten schon die fürstlichen Fähnlein und die aufgehetzten Bauern. Eilends liefen sie nach den Stadtthoren, warfen sie mit Ungestüm zu, besetzten sie mit starker Macht und stellten Wachen auf die Wälle. Niemand, nicht geistlich nicht weltlich, kam herein oder heraus. Selbst die fürstlichen Räthe, die am Abend nach Neuhaus wollten, wurden zurückgewiesen. Vergebens baten und fleheten die meisten Rathsherrn, von solchem

Beginnen abzustehen. Immer mehr Bürger aus sämmtlichen Bauerschaften gesellten sich zu den Konstituenten und forderten laut die Konstitution. Sie wurde bereits in Versammlungen schriftlich aufgesetzt und bekräftigt. Die Juristen aber suchten nach dem alten Ring am Rathhaus, an welchem der Bischof sein Pferd binden sollte, konnten ihn aber nicht finden.

Unterdessen blieb die Stadt fünf Tage lang geschlossen und besetzt, als stände der Feind vor den Mauern. Am sechsten Tage nahm der Rath seine Zuflucht zu dem Mittel der Ohnmächtigen oder Feigen, protestirte vor Notar und Zeugen, daß er keinen Gehorsam mehr finde, keine Schuld habe an Allem, was da noch komme, und verließ feierlich das Rathhaus.

Dies wirkte: es war der Rath denn doch die rechtmäßige Stadtobrigkeit. Die Aufrührer erklärten, so schlimm sei es nicht gemeint, und öffneten am 15. die Thore.

Die gutmüthigen Rathsleute ließen sich leicht bewegen, wieder ihr Amt zu übernehmen. Kaum aber waren die Rathsbänke wieder besetzt, so erschallte von Neuem das Geschrei, die Konstitution müsse besiegelt werden. Das Volk glaubte nun einmal gleich Wichart steif und fest daran, in der Konstitution liege Hort und Heil. Die Vornehmen lächelten darüber, schürten auch wohl das Feuer noch mehr an, damit endlich der Fürst es auslöschen müsse.

Dietrich setzte dem geängstigten Rathe scharf zu. Am 20. November lief sein schriftlicher Befehl ein: bei hoher Strafe und auf der Stelle solle der Rath Wichart ergreifen, und ihn entweder dem Landesherrn ausliefern oder in der Stadt strenges Gefängniß legen, weil der Fürst ihn im ordentlichen Rechtswege zu verfolgen Willens. Das war ein neuer Donnerschlag: hier der drohende Fürst, dort der unbändige Stadtbeherrscher. Der erste Bürgermeister und sein Anhang verlangten, Wichart solle sich in des Raths Gefängniß ergeben. Man schickte zu ihm: er kam, und als er hörte, um was es sich handelte, fragte er: „Ob er denn durch Urtel und Recht zum Gefängniß verdammt sei?“ Die Rathsherren demüthigten sich, und gingen ihn flehentlich an: „Nur eine Weile möge er aufs Rathhaus in anständige bürgerliche Haft kommen, bei Ehren und Treuen gelobten sie, ihn nimmer zu verlassen, und alles Menschenmögliche aufzuwenden, ihn mit dem Fürsten auszusöhnen.“ Als

er sich heftig weigerte, baten sie weiter: „Wenigstens möge er soviel Mitleid mit ihnen und der Stadt haben, daß er auf eine Zeitlang sich entferne. Sie wollten ihm gern ein ansehnlich Stück Geld aus der Stadt Beutel mitgeben zu seinem Unterhalt, bis man in diesem gefährlichen Handel andere Mittel und Wege finde.“ Wichart aber fragte sie: „Ob er wie ein Schelm der Stadt entlaufen solle? Ins Gefängniß zu gehen, habe er aber noch weniger Eile. Lieber wolle er doch Leib und Leben für die bedrängte Stadt in die Schanze schlagen.“

Voll innerer Empörung aber beklagte er sich bei seinen Freunden und Anhängern. „Die Konstitution sei nun Gottlob ins Werk gerichtet und in Schriften verfaßt, das Einzige fehle noch, daß der Rath sie besiegele. Und nun sei Der wankelmüthig, halte es sogar mit dem Bischof, obwohl die Konstitution den Rathsherren und ihren Kindern so heilvoll sei, wie allen andern Bürgern. Gern wolle er sich aufopfern: was aber werde das der armen Bürgerschaft nützen, die er doch noch zu ihrer alten Freiheit zu helfen verhoffe? Nimmermehr, das bitte und beschwöre er sie alle, sollten sie von der Konstitution sich abschrecken lassen, selbst wenn der Bischof mit ihm selbst auch seinen Willen haben und die Hände in seinem Blute waschen werde.“

Wichart sprach aus seiner Seele Kraft und Ueberzeugung, und die ihn hörten, wurden aufs Tiefste davon ergriffen. Die Einen liefen durch die Straßen in Zorn und Jammer, daß er ihnen solle entrissen und gemordet werden. Die Andern stürmten aufs Rathhaus und warfen den Rathsherren vor: „Sie hätten Alles in Schuld. Hätte der Rath die Konstitution besiegelt und dem Bischof gezeigt, daß die ganze Bürgerschaft sich vereinigt habe, wie hätte Der es denken, geschweige befehlen können, man solle einen Mann wie Wichart gefangen setzen? Jetzt müsse der Rath sorgen, wie er dem Bischof widerstehe, sonst würden sie den Verräthern ein schrecklich Ende bereiten“. Die Rathsherren thaten ihr Meistes und Bestes, die Tobenden zur Ruhe zu sprechen, und baten wiederholt, Wichart möge sich nur auf ganz kurze Zeit aus der Stadt begeben.

Seine geschworenen Feinde, und es waren auch Rathsmitglieder dabei, machten einen andern Anschlag. Sie ließen in allen Bauerschaften durch die Stadtpförtner in jedes Haus sagen: „ein

Jeder solle Hand und Mund halten, er sehe auch was er sehe", und sammelten Leute. Plötzlich machten die Adhärenten einen Angriff auf Wicharts Wohnung, um ihn todt oder lebendig in ihre Gewalt zu bekommen. Die Ueberen aber waren auf der Hut gewesen: sie liefen eilig zusammen, und trieben die Angreifer zurück.

Die Kunde von dem Frevel lief durch die Stadt und empörte jeden rechtlich Denkenden. Keiner wehrte Wicharts Anhängern, als sie aufs Rathhaus kamen und Hakenbüchsen, und von den Wällen leichtes Geschütz holten, und damit nach Wicharts Hause zogen. Sie verrammelten sein und seiner Nachbaren Häuser, trugen Steine auf die Speicher, stellten die Geschütze an den Fenstern auf, und verbaueten die übrigen Oeffnungen in der Mauer. Und diese neue Festung bewachten sie Tag und Nacht, die bewaffneten Schaaren gingen dort ab und zu. Der Rath entsandte Boten, um Wichart zu holen: man brannte die Geschütze los, ihnen anzuzeigen, daß sie nicht näher kämen, als man erlaubte. Die Weiber standen vor den Dachluken, und wenn Einer, der nicht zur Partei gehörte, vorüberging und nur mit einem Blick nach Wicharts Hause sah, so schrien sie: „Du magst wohl nach ihm sehen, aber sobald kriegst Du ihn nicht".

Der Rath war in Verzweiflung. Er entschuldigte sich bei dem Fürsten, daß er dessen Befehle nicht vollziehen könne. Dietrich forderte nun Einlaß für den Stiftshauptmann Georg Bose mit Soldaten, Diese würden den Wichart bald haben, und zwar ohne daß die gutgesinnten Bürger hülfen und ohne viel Blutvergießen. Das schien dem Rath wieder höchst bedenklich. Sollte er fürstliches Kriegsvolk in die Stadt lassen? Hatte der Bischof nicht auch mit einigen Rathsherren schwer zu rechten?

Ungefährdet blieb Wichart in seiner Wohnfestung fast eine Woche lang. Da beschloß er, dem Dinge ein Ende zu machen. Die Verschworenen nahmen kurze Bolzen unter den Mantel, die Werk- und Zimmerleute Aexte und Beile auf die Schulter, und die Aermsten, die weder Mantel noch Waffen besaßen, steckten große Hackemesser in den Busen, „sahen dergestalt aus wie junge Löwen und alte Teufel". So zogen sie in Masse am 26. November zum Rathhaus und traten vor die Rathsbänke. Wichart bat ums Wort und erklärte: „Die Zeiten seien dergestalt, daß vollständige Einheit

der Bürgerschaft hochvonnöthen. Der Rath solle sich endlich kurz und bündig erklären, ob er mit ihnen gehen wolle oder nicht? ob er die Konstitution annehmen und besiegeln wolle oder nicht?"

Die Rathsherren wanden sich hin und her, und stellten auf das Beweglichste vor: „Die Konstitution sei ja noch nicht von allen Bürgern und Rathsverwandten förmlich angenommen. Erst müßten der alte und neue Rath und die vierundzwanzig Gemeindsherren klar und gewiß ihre Zustimmung geben. Der Rath könne und dürfe ja auch ohne der Fünfer Vorwissen und Mitwirken die Konstitution nicht besiegeln. Möge man doch von ihnen nicht begehren, was wider Recht und Obrigkeit gehe!" Doch vergebens war jede Vorstellung. Es wurde erwiedert: „Die große Mehrheit der Bürger habe die Konstitution angenommen, jetzt müsse und könne der Rath nicht anders, als der Stadt Siegel darunter setzen". Immer zorniger wurden die Aufrührer. Sie schrien: „Wollt Ihr bewilligen oder nicht? Macht's kurz — sonst!" Und dabei ließen sie unter den Mänteln die Waffen blicken. Als der Rath auf seiner Weigegerung beharrte, erklärte Wichart: „Sie gingen jetzt aus der Rathsstube heraus und wollten draußen drei Vaterunser beten: so lange Bedenkzeit werde dem Rathe noch gegeben." Andere ließen hören: „Wenn der Rath inzwischen nicht bewilligt habe, dann könne leicht etwas geschehen, wovon man noch nach hundert Jahren reden solle." Und wie sie später selbst erzählten, „seien sie so in Wuth gewesen über diesen erbärmlichen Rath, daß sie die Verräther hätten in Stücken gehauen und aus den Fenstern geworfen, daß kein Weib hätte mehr wissen sollen, welches Stück ihrem Manne gehöre."

Die Frevler gingen hinaus aus der Rathsstube, warfen sich draußen auf die Knie, und beteten laut drei Vaterunser. Was sollte der arme Rath thun? Einige waren gewiß einverstanden mit dem Zwang, den man ihnen anthat und mit welchem sie sich später entschuldigen konnten. Andere bebten heimlich, denn sie erkannten den blutigen Ernst dieser Stunde. Als die Verschworenen mit ihren drei Vaterunsern fertig waren und wieder herein traten, reichte der Rath ihnen die besiegelte Konstitution, und sagte: „Sie seien jetzt alle ein Herz und eine Seele".

Wichart empfing die neue Verfassungsurkunde und küßte sie verehrungsvoll. Alle bedankten sich freundlichst bei den Raths=

herren, und der Volksausschuß schenkte dem Rath zehn Thaler zum Ehrenwein, damals für einen Zechabend schon eine hübsche Summe. Der Rath nahm seines Ansehens wahr und gebot mit vorzüglichem Nachdruck: „Da sie jetzt hätten, was sie wollten, sich fortan still und ruhig zu verhalten und das Rottiren und Zusammenlaufen zu unterlassen, — wo nicht, werde ihnen mit gebührlichem Ernst begegnet werden.“ Gern versprachen es die Verschworenen, und brachten die Haken und Geschütze wieder an ihren Ort.

Sie hielten wirklich Ruhe, jedoch die Augen stets offen. Sie merkten auf Alles, was vorging, damit man sie nicht plötzlich überfalle. Bereits fing zu verlauten an: der stolze hochkatholische Graf von Rietberg, das gefürchtete Kriegshaupt, werbe Soldaten. Die Einen sagten zwar: sie seien gegen Emden in Friesland bestimmt, — Andere: der Graf habe eine kaiserliche Bestallung, wider die Türken in Ungarn zu dienen. Die Klügeren aber prophezeieten von seinem vertraueten Verkehr mit Dietrich und seinem wilden Hasse gegen die Evangelischen nichts Gutes.

Da die Konstituenten aber ihr Werk glücklich durchgesetzt hatten, so schlugen sich alltäglich Bürger aus allen Bauerschaften zu ihnen, und ihre Anzahl nahm rasch zu, und zwar um so mehr, als der Fürstbischof wiederholt die Einführung seiner Agende in die Marktkirche forderte. Sein Kanzleibote brachte den Kirchenvorstehern ein Dekret, bei 2000 Goldgulden Strafe zu gehorchen. Sie erwiederten: Fürstliche Gnaden müsse sie erst vor ihrer rechten Obrigkeit verklagen.

Manche Juristen aber lächelten einander zu, wenn von der Konstitution die Rede. Es war nicht einmal gewiß, ob das ächte große Stadtsiegel darunter gesetzt war, oder nur das kleine, mit welchem man Bürgerbriefe, Quittungen, und dergleichen unbedeutendere Schriften versiegelte. Wichart aber war der neuen Verfassungsurkunde froh, und noch später, wenn man ihn warnte, — er solle sich vorsehen, denn Fürsten hätten scharfe Krallen, — antwortete er: „Ich habe ein Stück im Kasten liegen, mit welchem ich dem Bischof und seinem Anhang Trotz bieten kann“.

Sonderbar, schon damals lag den Volksführern so unendlich viel daran, ihre politischen Grundsätze schwarz auf weiß in Verfassungsform zu bringen. Das Prinzip wühlt ruhlos in ihnen

und tyrannisirt sie, bis sie es scharf und klar vor sich ausgeprägt und in irgend einer Gesetzesart verkündigt wissen. Und noch sonderbarer, je höher die revolutionären Fluthen steigen und nach Thaten, Thaten verlangen, um so eifriger suchen sich Prinzipien mit papierenen Schilden zu decken. Wer könnte daher dem ehrlichen Wichart seinen heldenhaften Glauben verübeln, daß in alle Ewigkeit Recht bleibe, was freie Männer auf ihrem eigenen Gebiete beschlössen?

Einundzwanzigstes Kapitel.

Wichart Bürgermeister.

Lust die Bischofsfestung zu stürmen. Günther frei gegen hohe Bürgschaft. Vortreten der Häupter der Verschwörung. Der Fischotter. Nächtlicher Aufruhr. Günthers Bericht. Dessen Wirkung. Seine Schadloshaltung. Die neuen Stadtobersten: Januar 1604. Eine Wolke über Paderborn. Kirchengang der Herren und Frauen vom Rath. Wicharts Vorsätze. Sein Rechtssinn. Ein Prozessionsspötter. Aufstand in Höxter. Bernhart Fuchs. Protestantische Städtelinie. Wicharts Ansehen. Annäherung des Fürsten. Wicharts Pläne.

Syndikus Günther lag noch immer in des Bischofs Haft zu Neuhaus. Da das von einer Woche in die andere dauerte, so wurde in der Stadt geredet und berathen, wie man ihn mit Gewalt heraus hole. Einige Rathsherren waren schon des Willens und sagten es unverholen: „Mit Geschütz und Waffen müsse man nach Neuhaus ziehen, und das Schloß stürmen oder in den Grund schießen". Andere aber fürchteten, durch Angriff auf des Fürsten eigene Residenz und Festung werde man es mit den Landständen verderben, in der Stadt selbst aber komme es darüber zu Feindseligkeiten. Sie beredeten daher Günthers Schwiegervater und Schwager, die Herren Eberhart Michaelis und Tonnies Scopmann, sie sollten das Aeußerste aufbieten, damit Günther wieder frei werde, indem sie ihnen versprachen, im Nothfall für Bürgschaftsgelder aufzukommen. Also verbürgten sich jene Beiden, die reiche

Leute waren, für keine geringere Summe, als zweitausend Thaler, daß Günther wegen der Klageartikel zu Recht stehen werde. Sie erlangten aber nur soviel, daß er nach vierwöchentlicher Gefangenschaft auf dem Schlosse Erlaubniß bekam, „in Leistung" in einen Gasthof zu gehen. Da konnte er seines Gefallens leben, durfte aber das Haus nicht verlassen, oder die ganze Bürgschaftssumme war verloren. Vergebens berief er sich darauf, Kanzler Richwein hätte ihm früher gesagt, er könne frei gehen und verkehren, wo er wolle, und darüber habe er sich vom Notar eine Schrift aufsetzen lassen, von welcher er beglaubigte Abschrift vorlegte. Vergebens verwandten seine Mitbürger sich mündlich und schriftlich für ihn.

Erst am 30. Dezember durfte er wieder heim. Entweder glaubte der Bischof, er könne sich wirklich eines tollköpfigen Angriffs von den Paderbornern versehen, oder Günther wurde losgegeben, weil die Wahl des neuen Raths vor der Thür und von Jenem zu erwarten, daß er alles aufbieten werde, die Bürgerschaft wider den Fürsten in Helm und Harnisch zu bringen, damit Ursache vorhanden, die Stadt plötzlich zu überfallen.

Aber auch Wichart hielt es nunmehr an der Zeit, sich mit seiner Vaterstadt höchsten Gewalt und Würde zu bekleiden, nachdem er so lange ihr erklärtes Haupt gewesen. Denn er hörte schon in den Lüften den Sturm ziehen: des Bischofs Gewaltthaten machten den Zusammenstoß unausbleiblich. Ihm aber brannte es in der Seele, durch gesammelte Kraft und Klugheit das ins Werk zu setzen, woran er so lange geplant und geschmiedet hatte. Einem schlichten ehrlichen Bürger, dem Gemeindsherrn Johann Kocke, wurde das Versprechen abgenommen, Wichart zum Rathsstand zu bringen, und Alles verhandelt und abgemacht, wer sonst noch Rathsherr, wer Stadtbeamter werden solle, und wer zum Fähndrich und Offizier tauge. Die Häupter der Verschworenen ergriffen jetzt das Stadtregiment. All diese Männer und außer ihnen noch zahlreiche andere Bürger waren des festen Willens, nunmehr, und koste es das Aeußerste, der Stadt Freiheit und evangelischen Glauben so stark und fest zu machen, daß man sie fortan in Ruhe lasse. Schlimmsten Falls waren sie entschlossen, lieber sich unter hessischen Fürstenschutz zu stellen, als noch länger der Pfaffen und Jesuiten Druck und Leidenschaft zu ertragen.

Der Wahltag, der 10. Januar 1601, sollte unruhig genug beginnen. Die Parteien hielten ihre Wachleute auf den Posten, und ihre Waffen bei der Hand. Insbesondere in der Nacht vor dem Wahltag war Alles in Aufregung, und jedes Wein- und Bierhaus voll Gäste. Die Verschworenen fürchteten, der Bischof werde eindringen oder ihnen sonst einen Streich spielen, um ihre Rathswahl zu verderben. Nun besaß der Senior des Domkapitels in der Stadt unter den Mühlen einen Fischteich, in welchem ihm ein Otter arge Verwüstung anrichtete. Der Domherr hatte deshalb eine Büchse geladen und sie am Rand des Teiches so gestellt und gerichtet, daß wenn der Fischräuber wieder kam und an die hingelegte Lockspeise nur zuckte, die Büchse losging und den Otter erschoß. Gerade in jener Nacht zwischen zwei und drei Uhr kommt der Fischotter, mitten in der Stadt kracht der Schuß, und Alles springt auf und zu den Waffen. Die Verschworenen rennen über die Straßen, schreien Mordio und Verrath, der Bischof stehe vor der Stadt, Verräther würden ihm die Thore öffnen. Einige stürzten hin zu den Thoren, Andere weckten Bürgermeister und Rathsherren, und der große Haufe sammelte sich bewaffnet vor dem Rathhaus. Bürgermeister und Rath eilten mit Stadtdienern und Laternen zu Mauer und Thürmen, leuchteten hinaus ins Dunkle, und sahen und hörten nicht das Mindeste. Die Bürger aber schimpften unaufhörlich auf die schändlichen Verräther, die an diesem Tag sollten offenbar werden, und blieben in Waffen und Lärm auf dem Markte. Die angeklagten Patrizier standen bewaffnet hinter ihren Hausthüren, weil sie sich eines Ueberfalls sorgten.

Als es nun Tag wurde, ging der alte Domherr zu seinem Fischteich, und siehe da, da lag der Otter und hatte sich selbst geschossen. Eilig ließ er dem Rathe melden, wie sich Alles mit dem Schusse verhalte, den man in der Nacht gehört. Damit war aber dem versammelten Haufen nicht mehr gedient. Vergebens stellte der Rath vor: es sei ja heller Tag, draußen weit und breit keine Pike und keine Büchse zu sehen. Die Bürger aber wollten von nichts hören, sondern die Verräther heraushaben, Diese hätten des Stadtsyndikus Gefängniß verschuldet, er solle bei seinem Bürgereide vorgefordert, öffentlich vor der ganzen Gemeinde abgehört werden. Günther ließ sich entschuldigen: „er habe in der Gefangenschaft

geloben müssen, über alles zu schweigen, er könne und werde nicht reden, bevor nicht die Stadt ihn und seine Bürgen der Schadloshaltung versichere". Da riefen Wichart und seine vornehmsten Anhänger „Ja, ja", Andere riefen „Nein". Die Neinsagenden wurden überstimmt. Günther erschien, rieth aber, als er die Menge in Waffen sah, diese erst abzulegen. Wichart befahl es, und die Meisten brachten ihr Gewehr nach Hause, kamen aber gleich wieder zum Rathhaus.

Nun fing Günther an zu klagen, „wie er um nichtiger Sachen willen so lange habe in Haft liegen und das Seinige verzehren müssen, fern und verlassen von seinen Mitbürgern, für die allein er so viel gelitten habe, bedroht mit noch Aergerem, alles bloß deshalb, weil er nach bestem Wissen und Vermögen dazu helfe, daß die bedrängte Vaterstadt bei dem reinen göttlichen Wort und bei ihrer uralten Freiheit verbleibe. Deshalb sei er bei dem Fürsten verdächtigt, als wenn er Wunders was gegen ihn praktizire, und mit Listen und Ränken habe man in seiner Haft versucht, ihn von der Bürgerschaft und von der Betreibung des großen Prozesses abwendig zu machen. Wäre er darauf eingegangen, so wäre er nicht nur leichter Weise und ohne alle Bürgschaft losgekommen, sondern hätte auch wohl oben am Tische gesessen. Seine Ankläger aber könne er wohl errathen: es seien Diejenigen, welche die Stadt um das Ihrige gebracht, und unter dem Schein, als stritten sie für das Evangelium, alle Dinge perturbirt hätten. Ein reines Nichts aber seien die Klagartikel, als habe er des Dr. Gogreve Wahl abgewehrt, als verhindere er die Abschaffung der alten Rathsqualifikation, oder daß er in Neuhaus im Gasthaus an einem Samstag habe Fleisch auf seiner Tafel gehabt, oder daß er nächtlich auf den Straßen gelärmt, und dergleichen."

Offenbar verschwieg Günther einige unangenehme Klagartikel, die vom geistlichen Gericht herrührten. Er hätte nicht Alles im Gedächtniß behalten, sagt er in seiner Schrift. Die ganze Szene aber war gut gespielt, um einer Raths- und Beamtenwahl, wie man sie wünschte, sicher zu sein. Als der Stadtsyndikus geendigt hatte, da schrien und fluchten Alle durch einander, der Eine über die angeklagten Herren, der Andere über das Regiment der Pfaffen, der Dritte über des Bischofs Rathgeber, die Jesuiten, und sie sprachen

und eiferten sich in eine Aufregung hinein, daß Vielen die hellen Thränen aus den Augen schossen.

Wichart verlangte, die Stadt müsse ihrem Syndikus, der soviel unschuldig für sie gelitten, Brief und Siegel geben, ihn schadlos zu halten. Der Rath aber bedachte die große Bürgschaftssumme und wies darauf hin, daß seine Zeit um sei, und daß die Gemeindsherren sich bereits anschickten, die neue Obrigkeit zu wählen. Wichart ließ es gut sein und ging nach Hause. Wußte er doch, daß in wenigen Stunden er unter zahlreichem Geleit und Zujauchzen zurückkehre als erwählter Rathsherr, damit ihm sofort vom neuen Rath als regierendem Bürgermeister gehuldigt werde.

Also geschah es. Die Gemeindsherren traten zusammen. Ihre Wahl war rasch und einhellig. Sie erkoren Diejenigen zum Rathsstande, die all die Jahre her am heißesten gekämpft hatten für der Stadt Religion und Rechte, und Diese erwählten Vorius Wichart zum regierenden, Johann Wennebier, einen Schuhmacher, zum beisitzenden Bürgermeister, Johann Lamberts und Johann Stroip zu Kämmerern. Männer ihrer Gesinnung waren die Nächsten im Rang, nämlich die alten Bürgermeister und Kämmerer Heinrich Boen, Heinrich Bellersen, Johann Schilling, und Johann Scheper. Andere Parteiführer, auf welche Verlaß, waren Heinrich Stallmeister, Kordt Blefſken, Walther Kothe, die Brüder Rören, die Brüder Dornemann, Mencke, Scharmann, Berndt, Rußmann, und noch viele Andere.

Keineswegs waren sie sämmtlich aus den mittleren oder unteren Volksklassen. Wichart Günther Stallmeister und Andere waren aus alten Rathsgeschlechtern, Boen Schatzmeister des Hochstifts, auch Blefſken und Schilling traten bei den Adligen auf, die mit dem Landgrafen von Hessen Vertrag schlossen. Und sollte heutzutage Jemand meinen, jedenfalls hätten die Uebrigen, die nicht von vornehmerer Herkunft, nun ein rohes und plumpes oder blödes Benehmen mit in den Rathssaal gebracht, so wäre dieser Schluß aus späterer auf jene frühere Zeit irrig. Unsere Stadtbürger wußten sich damals durchgängig wohl zu benehmen: das brachte das republikanische Gefühl schon mit sich, noch mehr die tägliche Uebung, sich in öffentlichen Dingen zu bethätigen. Gleichwie in den Zeiten des Ritterthums berühmte Lehrmeister des „Sich Gouvernirens“,

wie man sich nämlich stets mit Würde und feinem Anstand betrage, überaus gesucht waren: so richteten auch Eltern und Erzieher ihr Augenmerk darauf, daß die jungen Bürgersöhne frühzeitig in jener schweren Kunst Fuß faßten. Vorbilder aber gingen ihnen täglich unter die Augen in Amt und Gerichtssitzung, bei Festzügen und Truppenmarsch. Das schülerhafte und verlegene Wesen überkam die Deutschen erst nach dem dreißigjährigen Kriege, als unser Volk, früher das stolzeste und fröhlichste auf der Erde, so niedergedrückt und gebrochen war, daß sich vielerlei Untugend ansiedelte, wie sie Leuten eigen ist, die sich auch innerlich unfrei fühlen.

An jenem Kurtage der Stadt Paderborn stand über ihr, während ringsum hellblauer Januarhimmel, zu Mittag eine ungeheure dunkle Wolke. Da nun die Paderborner, gleichwie die alten Römer, immerdar ein frommes und abergläubisches Gemüth hatten, welches auf alle Zeichen in der Natur wohl zu achten pflegte, so sagte ein alter erfahrener Mann, als er hörte, Wichart sei Bürgermeister: „Diese Wolke und diese Rathskur bedeuten nicht viel, ja gar nichts Gutes.“ Die Sieger aber tranken wahrscheinlich an jenem Abend darauf, daß sie nur noch mit der schwarzen Jesuitenwolke fertig zu werden brauchten, dann lache ringsum die schönste lichte Himmelsbläue. Dem Syndikus Günther wurde alsbald von Bürgermeister Rath und Gemeindsherren die Gegenbürgschaft wider allen erlittenen und künftigen Schaden ausgefertigt.

Die Erhebung Wicharts zum Bürgermeister geschah an einem Samstag. Sein erstes Gebot war, es sollten sich andern Vormittags, am Sonntag alle Rathsherren und alle Rathsfrauen zu einem öffentlichen Kirchgang vereinigen und in der Marktkirche zum heiligen Abendmahl gehen. Alle gehorchten. Sie schritten paarweise daher im feierlichen Zuge, die beiden Bürgermeister vor den Männern, ihre Frauen an der Spitze des Weiberzuges. Alle waren voll tiefen Ernstes und Andacht; denn sie wußten wohl, wie sehr sie Gottes Gnade zu ihrem Vorhaben bedurften, und wie es ihnen gar leicht ihr Gut, ihre Freiheit, ja ihr Leben koste. Hatten sie es doch mit einer tödtlich erbitterten Partei zu thun, die aller Ränke voll, und einen mächtigen und tiefen Hinterhalt hatte.

Oberprediger Tünneke aber hatte zum Text genommen: „Du sollst Deinen Nächsten lieben, wie dich selbst,“ und predigte gar

schön und eindringlich, wie ein Bürger für den andern das Beste, was er vermöge, einsetzen, ja sein Leben opfern müsse, damit die Stadt aus der Tyrannei erledigt und zur wahren Freiheit der Kinder Gottes geführt werde.

Wichart war erfüllt von dem Glanz und der Würde seines Amts, aber auch voll der edelsten und heiligsten Vorsätze, wie er Frieden und Ordnung und Gedeihen stiften wolle, und Jedermann sein Recht lassen, auch dem Landesherrn und den Jesuiten. Nur der heißgeliebten Vaterstadt unvergängliches Recht und evangelische Freiheit wollte er sicher stellen, im Uebrigen gönnte er aller Welt das Schönste und das Beste. Denn er war ein herzensfreudiger Mensch, wohl bewußt seiner furchtbaren Aufgabe, aber frisch zum Werk und voll fröhlichen Vertrauens auf Gott, auf seine Mitbürger, auf sich selbst.

Um alles in der Welt mußte er sich erst Vertrauen bei Hoch und Niedrig erwerben, und eine rechte Ueberzeugung verbreiten, daß er kein gewaltthätiger Aufrührer, sondern ein friedfertiger Mann sei, der aber die Kraft und den Willen habe, Jedermann bei seinem Recht zu schützen. Deshalb zügelte er sein heißes Blut, hörte Jeden gern an, und war sanftmüthig von Herzen. Wenn des Landesherrn Name genannt wurde, lüftete er, wie das anderswo Sitte war, den Hut, und wenn Einer vom Domkapitel mit ihm zu verhandeln hatte, konnte Niemand dienstbeflissener sein.

So hatte ein vornehmer Bürger im letzten August die gemeinsten Schimpfworte über eine Prozession mit dem Altarsakrament ausgestoßen, und zwar in Gegenwart einer ganzen Zunft, und insbesondere über Diejenigen, die den Priester mit Windlichtern begleiteten. Da dies dem neuen Bürgermeister angezeigt wurde, hielt er alsbald Gericht darüber, und als die Zeugen auf sein Erfordern jene schändlichen Worte über das Lichttragen wiederholten, sagte Wichart mit tiefem Seufzer: „Gott behüte, das Beil ist viel zu weit geworfen, denn das thun kaiserliche und königliche Majestäten und Fürsten und Grafen in der ganzen Christenheit. Was dünkt Euch, Ihr Herren, wenn wir so etwas ungestraft hingehen ließen, so könnten Fürstliche Gnaden (dabei lüftete er den Hut) und ein ehrwürdig Domkapitel billig über uns zürnen, und wüßte ich auch nicht, wie ich es verantworten könnte. Ist uns deshalb zu bedenken,

wie man diesem Kinde einen Vater findet." Darauf ließ er die Aussage der Zeugen zu Protokoll nehmen, und gebot ihnen Stillschweigen.

In Paderborn wurde Niemand ein Haar gekrümmt, auch den Jesuiten nicht und den angeklagten Patriziern nicht: anders ging es her im nahen Höxter. Diese Stadt, Wächterin des wichtigen Weserübergangs, gehörte zum Ländchen des Fürstabts von Corvey, dem altberühmten kaiserlich freien Reichsstift, und hatte, engverbündet mit den drei Geschlechtern des Adels, den Amelunxen Stockhausen und Kanne, ihrer alten Freiheit wohl gewahrt. Nur wenige Bürger waren nicht eifrig lutherisch. Als nun der Fürstabt, Dietrich von Berninkhausen, anfing, die evangelische wie städtische Freiheit der Bürgerschaft zu verkümmern, kam es zum offenen Widerstande. Haß über die Mißverwaltung der Rathsgeschlechter war ebenfalls im Spiele. Die Rathsherren flüchteten zum Fürstabt nach Corvey, und die Stadt suchte wiederholt Hülfe bei dem Landgrafen von Hessen. Schon im Jahre 1603 war Bischof Dietrich von Fürstenberg vom Kaiser zum Vermittler bestellt, und drohete der Stadt mit dessen Reichsacht. Der Goldschmidt Ludwig Fuchs, ein feuriger und unternehmender Mann, regte den gemeinen Haufen auf und schwang sich an die Spitze des Gemeinwesens. Auch er sprach davon, wie er die Stadt wolle aus der babylonischen Gefangenschaft erledigen und die alte Freiheit wieder bringen, und die Bürger glaubten so fest an ihn, „daß sie meinten, sie hätten den Bären schon gefangen." Auf offenem Markte hielt der Bürgermeister Bankett mit Flötenspiel und Saitenklang. Gleichwie der Paderborner Dietrich, hatte auch der Corveyer Prälat Kriegsvolk geworben und die Stadt blokirt. Aber auch Höxter hatte ein paar hundert Landsknechte oder „Hahnenfedern" eingenommen, — mit hessischer Unterstützung — hieß es, und es gab mit des Fürstabts Soldaten öfter heiße Scharmützel.

Zwischen dem Paderborner und Corveyer Bürgermeister herrschte ein lebhafter Verkehr, den die zwischen liegende Stadt Brakel gern vermittelte. Die Städte Dortmund Hamm Soest Lippstadt Paderborn Brakel Höxter bildeten eine Kette gleichgesinnter und kraftvoller Bürgerschaften, und sie beschickten einander beständig mit Nachrichten, gutem Rath und Hülfe.

Während aber Wichart strenge auf Frieden und Ordnung hielt,

ließ der Höxtersche Bürgermeister die Partei des Abtes, die vorzugsweise aus den vornehmsten Familien bestand, sein Regiment fühlen. Mit bewaffnetem Geleite trat er auf, und wehe Dem, der seinem Worte sich nicht fügte. In einer Nacht stürzten sich des Fürsten Anhänger auf ein Thor, um es zu öffnen und die Soldaten von draußen herein zu lassen. Die Wächter aber schlugen Lärm, Jene wurden abgetrieben, und mußten es büßen. Der Pöbel zerschlug ihnen Fenster und Thüren, stürmte die Häuser, und zehrte allen Vorrath auf. Man trieb es so arg, daß die Verfolgten entwichen und sich in der Nachbarschaft aufhielten.

In Paderborn aber, da Wichart sich so trefflich benahm, und jeder Tag neue Beweise seines schönen Rechtssinns und seiner Klugheit brachte, merkte Alles auf. Es war etwas Merkwürdiges um diesen Mann: die wunderbare Macht, die er über die Gemüther des Volkes ausübte, berührte auch Andere. Die ihn sonst geschmäht hatten, waren freudig überrascht und hofften, jetzt werde Alles gut gehen. Die Landesritterschaft hielt große Stücke auf ihn, und vertrauete, er werde der Stände Sache zum guten Ende führen. Auch Fürstbischof Dietrich begann anders über ihn zu denken, und wie er sich Wichart verbinden möchte.

Natürlich fing auch bei den Heißspornen seiner Partei der Argwohn zu keimen an, und bald mußte er hören, wie Einer gesagt hatte: der neue Bürgermeister wolle wohl auch ein Suppenesser bei Fürst und Domkapitel werden. Eines Tags war ein Rathsverwandter, der öfter auf dem Neuhauser Schlosse zu thun hatte, wieder dort: da kam der Fürstbischof gegangen, und fing von Wichart an zu reden, wie der sich so fein und verständig benehme. „Wenn er so fortfahre, wie er begonnen, würde noch ein Mann aus ihm werden, der den Seinen könnte noch gute Dienste leisten und bald an der fürstlichen Tafel sitzen.“ Offenbar war dies gesagt, daß jener Bürger es Wichart wieder sage. Der kam aber schön an. Als er vor Freude ihm des Fürsten Rede mittheilte, fuhr Wichart zornig auf: „Meinst Du auch, daß ich ein Suppenesser sei? Hast Du mit dem Bischof nichts anderes zu reden, als von mir zu schwatzen? Sag ihm nur, ich begehre nicht, an seiner Tafel zu sitzen. Was liegt mir am Bischof! Ich bin ein Paderbörner.“

Schon wälzte es sich in seinem Innern von Plänen, wie er

rasch die Stadt zur unüberwindlichen Festung mache, dann ihr vollfreies Gericht wieder herstelle, endlich Ritterschaft und Städte fest zu einer neulebendigen Genossenschaft zusammenschließe, die ein Bollwerk bilde für der Landstände evangelischen Glauben und alte Freiheit. Sollte denn das altberühmte Paderborner Stift nicht zu Stande bringen, was dem Corveyer Ländchen, seinem kleinen Spiegelbild, schon vor 38 Jahren gelungen war? Damals hatte Höxter mit den zehn Häuptern der Ritterschaft — das Kapitel des Benediktinerstifts, weil zu Mönchsgehorsam verbunden, zählte nicht mit — sich urkundlich verbunden, sie wollten nicht bloß einander wider jegliche Bedrückung beistehen, alle Streitigkeiten durch Schiedsgerichte schlichten, sondern es solle auch Niemand Fürstabt werden, als mit ihrem guten Wissen und Willen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Bewehrung der Stadt.

Waldnähe. Der Primwinkel. Streit um das Holzrecht. Anzug eines spanischen Heers. Damalige Festungswerke. Vierfacher Gürtel. Alte Thürme. Thorwölbungen. Ansehen der Stadtobersten. Einmal Bürgermeister immer Bürgermeister. Befestignng der Thore. Mängel und Lücken. Niederhauen des Primwinkels: Februar 1604. Neue Bollwerke. Herrichten der Kanonen Geschützgießerei. Waffenvorrath. Stadtsoldaten. Musterrolle. Lagergewöhnung. Neue Offiziere. Bürger keine Landsknechte. Kriegsartikel. Wicharts historischer Irrthum.

Wonniger Wald, Waldesrauschen und frischer Waldesduft — unsere alten Städte hatten diese Naturgüter noch besser in Nähe und Gewöhnung, als es der Fall ist bei den großen Ansammlungen von Bevölkerung, die heutzutage ob ihrer langen Pflasterstraßen und Hauskasernen Städte heißen. Waldung reichte vor zweihundert Jahren noch fast überall in dunkeln Stellen bis nahe vor die Thore. Wieviel kräftige würzige Luft und Kerngesundheit ergoß sich jede Stunde aus Waldesschooß in die Höfe und Fenster! Auch Paderborn hatte reichlich Waldung rings an seinen Höhen und in den Paderauen. Wenn der Herbstwind daher fegte, flog das Laub von Buchen und Eichen in den Stadtgraben und über die Mauern in die Straßen hinein.

Das nächste Waldstück war der Primwinkel, berühmt seiner schönen Eichen wegen. Die Stadt hatte sich stets als Eigenthümerin

dieses Waldes betrachtet, und war seit undenklicher Zeit von ihr nicht nur Eichelmast ausgeübt, sondern auch Hoch- und Niederholz im Primwinkel gehauen. Sie bedurfte des Eichenholzes insbesondere deshalb, um ihre Festungswerke in gutem Stand zu halten. Als nun Bürgermeister und Rath Thore und Thürme verfallen ließen, und mit der Stadt Rechten und Einkünften umgingen wie untreue und herzlose Verwalter, so behauptete der Fürst, die rechten Eigenthümer seien Bischof Domkapitel und Kloster Abdinghof, setzte einen Holzvogt an, und wollte den Bürgern kein Holz mehr verabfolgen lassen. Das war auch eine der Ursachen, weshalb sich der Haß und Streit gegen ihn und die schlechte Stadtobrigkeit verbitterte. Denn es fiel nun dem armen Manne schwer, sich im Winter Freiholz zu schaffen. Bürgermeister und Rath ließen zuletzt in derselben Urkunde vom 12. Juli 1601, in welcher sie der Stadt höchstes Freiheitsrecht preisgaben, auch einen Artikel Eingang finden, der also lautete:

„Und weil sich auch wegen eines Gehölzes, der Primwinkel genannt, Mißhelligkeit zugetragen, ist bewilligt und nachgegeben: daß die Bürger und Insassen aus gedachtem Primwinkel, dessen Eigenthum Ihrer Fürstlichen Gnaden, einem Ehrwürdigen Domkapitel, Kloster Abdinghof, und dem ausgestorbenen Geschlecht Stapelen, dessen Antheil folgends das Domkapitel an sich gebracht, zusteht — das Nieder- und Unterholz zu Weiden und anderer ihrer Nothdurft alter Gewohnheit nach gebrauchen, aber das ausgewachsene Hochholz und junge Eichen ohne Bewilligung der Eigenthumsherren nicht verhauen mögen. Und soll zur Vermehrung, auch Erhaltung und Aufziehung des Hochholzes von den Herren Interessenten und der Stadt ein gemeinsamer Diener bestellt, angenommen und vereidet werden."

Nun kam aus den Niederlanden Kunde, spanische Soldaten, und zwar ein ganzes Heer von vielen tausend Mann, hätten gemeutert, weil König Philipp ihnen den Sold nicht zahle, und würden raubend und sengend Westfalen heimsuchen. Unsägliches hatte das Land von diesen zuchtlosen Banden schon gelitten: wenn nun ein ganzes Heer heranrückte, das keinen Oberherrn hatte, wie leicht war es möglich, daß ihm eine feindliche Richtung auf Paderborn gegeben würde! Wohl mochte es Wichart nahe gehen, die schönen Eichenbestände des Primwinkels niederzuhauen. Doch Noth

leidet kein Gebot. Wollte er der Stadt Religion und Freiheit schützen, so gab es kein besseres Mittel, als Kanonen auf die Wälle und den Bürgern Büchsen in die Hand.

Zuerst aber mußten die Wälle wieder stark und klar werden. Die Waldung im Primwinkel hinderte die Aussicht ins Freie, und gab feindlichem Kriegsvolk Gelegenheit, im Laubdunkel verborgen sich bis nahe an die Stadt zu schleichen. Das feste Eichenholz aber hatte man dringend nöthig, um Thore und Thürme mit Brustwehren zu versehen, draußen vor der Mauer Bollwerke aufzubauen, innerhalb der Mauer aber den bedeckten Gang wieder auszubessern, der oben vor den Schießscharten von einem Thurm zum andern lief.

Unsere Städte trugen im Beginn des siebzehnten Jahrhunderts noch halb mittelalterliche Rüstung, halb waren sie gegen die Geschütze der Neuzeit bewehrt. Wollte Einer außer durchs Thor in die Stadt hinein, so mußte er erst zwei oder drei Pfahlwände durchbrechen, dann den Erdwall hinaufsteigen, dessen Böschung und Höhe mit starken Dornhecken besetzt war, dann auf der andern Seite des Walls den Stadtgraben durchschwimmen, dann noch an der steilen Stadtmauer emporklettern. Der Wall war hoch und abschüssig, und dahinter der Stadtgraben, der zwischen Wall und Mauer sich einsenkte, so tief und groß, daß eine ganze Straße recht gut darin stehen konnte und die Häuserfirsten hätten kaum die Wallhöhe berührt. Die Stadtmauer aber, welche hart am Wasserrande aufstieg, ragte mit ihren Zinnen noch einen guten Theil über dem Wall in die Höhe. Wohin man blickte, traten aus der Mauer Thürme hervor, oben und unten, dicke und schmale, runde und viereckige. Sie schienen die Stacheln des Mauerpanzers zu sein.

Einige dieser Thürme, welche dunkles Epheugrün überzog, hatten noch der Hohenstaufen Zeiten gesehen, andere waren bei Ausbruch des Schmalkaldener Kriegs in der Eile neu erbaut. Wie oft hatte warmes Bürgerblut diese Zinnen überrieselt, geflossen für die Vertheidigung des heimischen Heerdes! Wie viele Stellen am Fuße der inneren Mauer waren durch die Erinnerung geheiligt, daß dort ein edler Mann, umringt von wehklagenden Frauen und Kindern, sein Leben ausgehaucht, während über ihm, wo die Söhne und Brüder kämpften, die Geschosse an die Thürme krachten!

Der vierfache Gürtel von Pfahlwand und Wall und Graben und Mauer war durch gewölbte Thorgänge — Paderborn hatte deren fünf — unterbrochen. Sie boten nichts weniger dar, als einen freundlich offenen Eingang. Es waren hohe lange Wölbungen, in deren Halbdunkel gewöhnlich eine dumpfe stickige Luft, auch wohl einmal Gerüche herrschten, vor denen sich die Mägde die Nasen zuhielten, wenn sie Sommers in Morgensfrühe hinausgingen, die Milch von den Kühen anf der Haide zu holen. Die langgewundene Thorwölbung hatte zwei Abtheilungen und drei Pforten. Die äußerste wurde das Ausfallthor oder auch Außenpforte genannt; die Mitte des Thorganges war durch die Mittelpforte abgesperrt; in der Binnenpforte aber, durch welche man in die Stadt hineintrat, war eine kleine Thür ausgeschnitten, welche das Nothpförtlein hieß und sich viel leichter öffnen ließ, als die großen schweren Thorflügel, welche von dickem Eichenholz gemacht und, ganz mit Eisenblech und ungeheuren Hespen Riegeln und Schlössern beschlagen, sich nur schwerfällig in ihren Angeln bewegten. Gewöhnlich vor der innersten, auch wohl vor der mittleren Pforte befand sich noch ein Fallgatter von starken Eisenstangen, welches bei Feindesangriff niederrasselte.

In ruhigen Zeiten, wenn man dem Landfrieden trauen durfte, strömte an Sonn- und Feiertagen Alles aus Schmutz und Enge der Stadt ins Grüne und Freie. Dann erschienen die fünf langen halbdunkeln Thorgewölbe wie ebenso viele Schläuche, welche Bevölkerung ausspien, die sich, wie des Gefängnisses entledigt, fröhlich in Gottes schöner Natur erging.

Doch auch vor den Thoren verneigten sich Frauen und Mädchen, wenn ein Fähndrich oder einer der Thorhauptleute daher kam. Im Dienst trugen die obersten Offiziere, die man Fähndriche hieß, gleich den unteren Spieße oder Hellebarden in der Hand, die Unteroffiziere nannte man davon Hellebardiere. Erschien aber der regierende Bürgermeister, der Oberbefehlshaber gleichwie Präsident des hohen Gerichts war, so bezeugte ihm jeder Bürger seine schuldige Achtung. Jedermann machte ihm Platz und lüftete ehrerbietig den Hut. Das Amt eines Bürgermeisters, welchem vor allem Schirm und Schutz der Vaterstadt oblag, stand so hoch in der Meinung der Mitbürger, daß es gleichsam einen unvergänglichen Charakter verlieh. Wer

Bürgermeister gewesen, trug diesen Titel sein Leben lang: daher das Sprüchwort „Einmal Bürgermeister immer Bürgermeister.“ Die Anklageakte vom Jahre 1602 ging gegen nicht weniger als sieben Bürgermeister.

Viel hatte auch ein Thorhauptmann zu verantworten. Die schwersten Geschütze, unförmlich dick mit gähnendem Rachen, standen auf der Plattform, die sich über dem Außenthor erhob. Dünne lange Feldschlangen lugten aus den Schießscharten der Stadtmauer und von der Höhe des stattlichen Thurms, der das Binnenthor bekrönte. Bei den Thoren geschah gewöhnlich der Hauptangriff, und von hier aus wurde die Vertheidigung der Stadt geleitet.

Nun sah es in Paderborn, wie schon gesagt, mit der Vertheidigung mißlich aus. Thore und Thürme waren verfallen, die Stadtmauer zeigte Lücken und klaffende Risse, der Geschütze gab es zu wenig und die vorhandenen lagen in Staub und Schmutz umher. Es war das die traurige Erbschaft der früheren schlechten Stadtverwaltung. Wichart hatte seinen Plan gemacht, wie er den Uebelständen rasch abhelfe; denn zum Bauen von neuen Thürmen und Mauern war keine Zeit mehr.

Um Lichtmeß, drei Wochen nach seiner Erwählung, zogen die Stadtschützen auf, und rief die Schelle aus jedem Hause Leute zur Arbeit. Wer Wagen und Pferde hatte, mußte sie stellen: auch die Domherren durften sich dem nicht entziehen. Mit Trommeln und Pfeifen, von den Scharfschützen geleitet, zog Alles in den Primwinkel. Die Aexte krachten, die Eichen rauschten nieder, wurden behauen, verladen, und Wagen auf Wagen fuhr davon und ladete hinter den Thoren das Bauholz ab. Das dauerte so lange, bis Wichart glaubte, Holz genug zum Bau und noch in Vorrath zu haben.

Und sofort gingen die Zimmerleute an die Arbeit. Die Wagen führten Erde herbei, und Frauen und Kinder füllten Körbe an, und trugen sie hinter die eichenen Bollwerke, die mit Erde ausgefüllt wurden und oben eine Holzbettung erhielten, um Geschütze darauf zu pflanzen. Auf solche Weise wurden Thürme und offene Stellen in der Stadtmauer ersetzt. In unglaublich kurzer Zeit kamen die nöthigsten Werke zu Stande.

Da fehlte es aber an gutem Geschütz. Wichart dachte zunächst

die Zahl der vorhandenen Stücke zu verdoppeln, indem er sie für den Gebrauch rasch beweglich machte. Er ließ zu jeder Kanone einen Wagen machen und sie darauf bringen und herrichten, daß man sie leicht nach bedroheten Punkten hinfahren konnte. Alles Geschütz wurde hervorgezogen, gemustert, geladen, und auf die Wälle und Bollwerke gebracht. Selbst „der rothe Hund, ein groß herrlich Stück Geschütz, das noch niemals auf Räder gekommen", mußte hervor und beweglich werden.

Wichart forderte mehr Geschütze. „Wo man sie denn hernehmen wolle?" wurde gefragt. „Bezahlen könne sie die Stadt nicht, sie stöhne ja schon unter ihrer Schuldenlast." Er aber erwiederte: „Laßt mich nur gewähren, ich will schon Rath schaffen, es steckt Geld genug in Paderborn umher." Alsbald zogen Karren durch die Stadt und hielten Haus bei Haus, und ein Jeder mußte geben, was er vermochte, Kupfer Zinn und Eisen, Salpeter und Kohlen. Auf jedes Haus war eine bestimmte Pfundezahl Erz veranschlagt: wer sie nicht lieferte, mußte das Geld dafür zahlen. Da kam ansehnlich Geld und Erz und anderer Vorrath zusammen. Nun wurden eine Geschützgießerei errichtet, neue Kanonen gegossen, und Alles war so fleißig zum Werke, daß der Bürgermeister lachend sagen konnte: „Bald habe er trefflich Geschütz, um dem Bischof aufzuspielen, wenn er in Neuhaus bei der Tafel sitze."

Zugleich ließ er von Haus zu Haus besichtigen, was in einem jeden an Wehr und Waffen vorhanden. Alles wurde aufgeschrieben und jedes Stück wohl bezeichnet. Wer nicht gehörig versehen war, mußte das Geforderte nachschaffen. Denn es wurde für jedes Haus bestimmt und angesagt, was darin an Waffen jede Stunde zur Hand sein müsse. Eine Menge neuer Musketen aber wurden auf der Stadt Kosten angeschafft.

Wie aber stand es mit dem Kriegsvolk selbst? Fremdes einzunehmen, schien bedenklich, weil das wider die kaiserlichen Mandate ging. Wichart bildete also aus den Städtischen selbst eine Truppe, die nicht nur soldatisch eingeübt, sondern auch, was damals noch Aufsehen machte, gleichmäßig bewaffnet und bekleidet wurde. Er glaubte, so gut es bereits Fähnlein von städtischen Schützen gebe, könne er auch neue von anderer Waffe und Uniform errichten. Die Beuteler in der Stadt näheten emsig, und die Schneider saßen

lustig auf ihren Tischen; denn es gab gar viele Arbeit, weil die neuen Stadtsoldaten gelbe Lederkoller erhielten mit langen Patten.

Da ihre Anzahl aber für die weitläufige Festung nicht hinreichte, so wurden all die andern Bürger und Insassen, soweit sie eine Pike schultern konnten, verzeichnet, aufgerufen, in Rotten getheilt. Sobald die Trommel über die Straßen ging, mußte Jeder in Wehr und Waffen sich auf dem Markte stellen. Dort wurde die Musterrolle verlesen, und wenn alle Rotten beisammen, fleißig exerzirt. Dann ging's zu den Thoren und zu der Stadtmauer, und erhielt jeder Mann Ort und Stand zugewiesen, auf welchem er bei dem ersten Lärmzeichen sich mußte treffen lassen. Auf den Hauptplätzen in der Stadtumwallung wurden beständige Wachtposten eingerichtet, wo des Nachts Feuer brannte.

Damit man aber keinen Augenblick vergesse, daß die Stadt ein großes Kriegslager, so zog Morgens und Abends der Zapfenstreich alle Straßen auf und ab. Mitternacht ging die Runde rings die Stadtmauer entlang, und wehe Dem, der nicht in guter Rüstung auf seinem Platze war. Die ungewohnte Strenge des Dienstes machte viel böses Blut, und des Bürgermeisters Feinde ließen es nicht fehlen, Spott und Aergerniß über seine Befehle zu verbreiten.

Was sie aber ebenso beunruhigte, als kränkte, war die Absetzung der Fähndriche Lieutenants Wacht- und Artilleriemeister, die noch aus der früheren lottrigen Verwaltung herstammten. Wichart ließ neue an ihrer Stelle wählen, auf die er sich verlassen konnte. Auch scheuete er sich nicht, wo es noth that, erprobte Rott- und Geschützmeister von außen anzunehmen. Diese Offiziere erhielten neue schöne Hellebarden, und Wichart selbst als Kriegsoberster ließ sich einen blitzenden kostbaren Spieß machen.

Der kühne Bürgermeister ging noch weiter. Städter ließen sich nicht binden und behandeln, wie gemeine Soldaten. Gleichwohl aber mußte seine Kriegsmacht soldatische Zucht, er selbst sie stets und vollständig in der Hand haben. Also dachte er neue Kriegsartikel aus. Seine Bürgerschaft sollte, sobald sie in Waffen stand, dem unaufhörlichen Verhandeln mit Bürgermeister und Rath entzogen sein. Man mußte sie umbilden zu einem geschlossenen und rasch beweglichen Heerhaufen. Insbesondere den Patriziern

darin ließ sich zwar das ewige Hadern und Erörtern nicht verbieten, er dachte sie aber so zu stellen, daß das Kommando sie unwillkürlich mit fortriß. Mit zwei Grundsätzen hoffte er auszukommen: als Kriegsleute sollten die Paderborner unter eidlichem Gehorsam stehen, nicht anders, wie Landsknechte auch, — als Bürger aber unter dem Strafrecht ihrer eigenen Obrigkeit verbleiben.

Als er mit sich im Reinen, wurde ein „Artikelbrief gemeiner Bürgerschaft der Stadt Paderborn“ entworfen und verkündigt. Nach diesem hatten, jedoch nur in Kriegszeiten, die Offiziere dem Bürgermeister und Rath, die Bürger aber ihm und zugleich den Offizieren eidlich zu huldigen. Die Bürger schwuren: ohne Widerrede den Offizieren zu gehorchen, und auf Kommando wie Kriegsleute gegen den Feind zu gehen und auf Kommando vom Feind abzulassen, sei es in Besatzungen oder auf Zügen oder Wachten, bei Tag oder bei Nacht. Sie sollten, so oft es den Offizieren gefalle, sich zur Musterung stellen, und zwar mit Ober- und Untergewehr, mit Kraut und Loth, dergestalt daß sie sofort ausmarschiren könnten. Auf den ersten Lärmen sollte jeder Mann, der nicht krank darniederliege, auf seinen Platz eilen, der ihm angewiesen, auf dem Marsch in strenger Zugordnung bleiben, die Losung wohl in Acht behalten, als Schildwache wachsam stehen bis zur Abführung.

Da es aber, so lauten die Kriegsartikel weiter, wahrscheinlich, daß nach Ermessen des Raths die Bürger ausziehen und draußen in Städte und Dörfer müßten gelegt werden, so sollte Jedermann dort mit seinem Quartier zufrieden sein, sich alles Raubens enthalten, auch, wenn keine Soldaten im Orte, Wachedienst leisten.

So mußten sie ferner schwören: sobald sie unter der Fahne ständen, solle aller Parteihaß schweigen, Keiner in Glaubenssachen disputiren, Jedermann sich Zankens Fluchens und Schwörens enthalten, sowie der Gotteslästerung und Volltrinkens. Kirchen und Klausen sollten geschont, Kindbetterinnen Schwangere Jungfrauen alte Leute Priester und andere geistliche Leute unter besonderem Schutze stehen.

Wer sich gegen diese Kriegsartikel verfehlte, sollte von den Offizieren zwar nicht selbst bestraft, aber sofort dem Rathe zu ernster Strafe angezeigt, und keine Entschuldigung, auch die des Rausches nicht, angenommen werden.

Dieser Artikelbrief lehrt uns, daß Wichart und seine Gesinnungsgenossen mehr vorhatten, als bloß ihre Stadt zu vertheidigen. Was aber waren das für Feldobersten, die da draußen wohl Gehorsam heischen, aber den Ungehorsamen nicht selbst bestrafen durften? Schon dieser eine Widerspruch hätte den Bürgermeister von Paderborn darauf führen sollen, in welch argem historischem Irrthum er sich befand. Er wollte mit Steinen bauen, die bereits viel zu bröcklich waren, als daß sie sich hätten noch fassen und fügen lassen. Längst arbeitete seine Zeit daran, die kleinen mittelalterlichen Selbstherrlichkeiten zu zersetzen und zu zerreiben. Das neue Staatswesen ging auf Verdichten der Staatskräfte an einem Punkte, auf große Soldheere mit eisernem Kommando, auf absolutes Fürstenthum. Jeder Widerstand diente nur dazu, daß die fürstliche Macht sich um so kraftvoller zusammen nahm. Wichart aber achtete nicht darauf, was in Bayern Oestreich Sachsen, in allen größeren Reichslanden geschah: ja er hatte kein Verständniß für die staatliche Umwandlung, die sich ganz in seiner Nähe, dort im protestantischen Hessen, hier im katholischen Erzbisthum Köln vollzogen hatte. Die mitten zwischen hohen Wellen fahren, merken oft am wenigsten, wohin Wind und Strömung treiben.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Spanisches Freibeuterheer.

Anrücken von sechstausend Spaniern: März 1604. Vereidigung auf die Kriegsartikel. Versuch von Widersetzung. Hülferuf der Stände. Die Türkensteuer den Spaniern gegeben. Wicharts Vorsicht. Strenge Stadtabschließung. Erbitterung und Argwohn. Jugendfähnlein. Bewaffnung der Geistlichkeit. Wachdienste der Domherren, Benediktiner, Jesuiten. Ankunft der Spanier: 13. März. Gefecht mit dem Nachtrab. Abzug ins Lippesche. Die Delbrücker. Der Haspelkamp. Gefecht bei der Espenlinde. Fürchterliches Blutbad. Dunkler Anlaß. Westfälische Abkaufssummen. Charakter der Söldnerhaufen. Verwünschung des Bischofs. Scharfe Erklärungen.

Zu Anfang März meldeten Bürgermeister und Rath aus dem nahen Salzkotten: sie hätten einen Spion aufgefangen, der bekannte, die spanischen Meuterer wollten Büren und Paderborn überfallen. Es trieben sich in der Nachbarschaft noch mehr verdächtige Menschen umher, die offenbar als Kundschafter vorausgeschickt waren. In der zweiten Märzwoche erfuhr man, die Spanier rückten zu Roß und zu Fuß, bei sechstausend Mann stark, durch das Bergische über Unna und Werl, gerade auf Paderborn los. Eilends traf Wichart seine Maßregeln.

Die Kriegsartikel wurden feierlich beschworen. Nachdem die Offiziere auf dem Rathhaus in die Hände von Bürgermeister und Rath ihren Eid geleistet, wurden sämmtliche Bürger in Wehr und Waffen auf den Markt beschieden, die Rotten nach Bauerschaften

zusammen gestellt, jeder Bauerschaft die Kriegsartikel vorgelesen. Dann wurde von jedem Mann der leibliche Eid auf die Artikel verlangt. Es war eine Neuerung, doch sie ging durch. Nur in den vornehmeren Bauerschaften gab es Widerstand. Wichart eilte zu ihnen. Hier hieß es: „Daß man auch den Fähndrichen Lieutenants und Waibeln Gehorsam schwören solle, das sei wider allen Brauch und Vertrag, verstoße wider den Bürgereid, nach welchem man bloß Bürgermeister und Rath Gehorsam schuldig, kränke auch des Bürgermeisters eigenes Ansehen. Der regierende Bürgermeister lege offenbar Mißtrauen gegen die Bürger an den Tag. Sie aber wüßten auch, was Ehre und Redlichkeit fordere, hätten an Weib und Kind zu denken, und wollten sich nicht dem Kommando fremder Leute überliefern.

Ernstlich wurde das Wichart vorgestellt. Da aber fuhr er über die Widerspänstigen her, sagte ihnen ins Gesicht ihres Herzens Meinung, und erklärte rund heraus: „Schwören müßten sie, sie so gut wie die Andern. Und dabei rief er mit drohender Stimme: „Ich will doch sehen, wer sich widersetzt. Ein Jeder hebe die Finger auf und spreche mir nach: Was mir vorgelesen und ich wohl verstanden habe, schwöre ich getreulich zu halten, so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium." Und so groß war sein Ansehen, daß Alle mit aufgehobenen Fingern laut ihm den Schwur nachsagten. Viele aber dachten im Herzen: „Das ist ein Eid, der uns abgedrungen, brauchen wir ihn zu halten?"

Die Spanier rückten näher. Städte und Ritterschaft suchten bei dem Landesherrn inständig um Schutz und Rettung an, aber es konnte und wollte „nichts Fruchtbarliches darauf erfolgen". Hatte Dietrich, wie laut gesagt wurde, wirklich selbst die Spanier herbeigezogen? Sollten sie ihm die rebellische Hauptstadt erstürmen, und den Herrn von Büren züchtigen, der schon früher hessische Hülfe angerufen? Oder ging des Bischofs Absicht bloß dahin, das Freibeuterheer solle durch Mord und Brand und Raub seine Landsassen der Art mitnehmen, daß sie ihm zahmer und bequemer würden? Es war bekannt, daß er Gutfreund mit den Spaniern sei. Hatte er ihnen doch nach den Niederlanden Geld und Truppen geschickt! Die Ritterschaft war im höchsten Grade aufgebracht, und es ging die gemeine Rede: man müsse sich einen Andern zum Schutzherrn

suchen, der besser des fürstlichen Amtes wahrnehme. Zuletzt nahm Dietrich, ohne die Stände zu fragen, 12,000 Thaler, welche sie zur Türkensteuer zusammengebracht hatten, und gab sie den Spaniern. Sie versprachen dagegen, sie wollten friedlich durchziehen und nur für eine Nacht im Hochstift Zehrung nehmen.

Wichart aber war auf der Hut. In der Stadt gingen die schrecklichsten Gerüchte. Schon hatte verlautet: der Graf von Rietberg warte nur auf die Spanier, um Städte und Ritterschaft dem Bischof zu Füßen zu legen. Wichart wollte vor allem sich gegen Verrath und Ränke in der eigenen Stadt sichern. Dem Abt Ruben und Wachtendonk, den Licentiaten Berninf und Westphal, den angeklagten Bürgermeistern Koch Rosing und Anderen trauete man das Aergste zu. Furcht und Argwohn, wie sie in Bedrängnissen maßlos um sich greifen, trafen mit alten Erfahrungen zusammen. Des spanischen Generals Mendoza Drohbrief war noch nicht vergessen. Alle Spanier waren katholische Eiferer, und wider die Evangelischen wild und ohne Erbarmen.

Zunächst schnitt Wichart den Verdächtigen allen Verkehr nach außen ab: kein Verräther sollte sich nach Neuhaus zum Grafen Rietberg, oder zu den Spaniern durchschleichen. An die Thore wurden starke Wachen gelegt, ihnen bei Leibesstrafe eingeschärft, keine Jesuiten, überhaupt keinen Geistlichen oder Verdächtigen aus der Stadt zu lassen. Bei jeder Thorwache war beständig ein Rathsverwandter, damit die schärfste Aufsicht geübt werde. Wenn der Wagen eines Geistlichen mit Korn oder Dünger in's Freie wollte, mußte er in der Thorwölbung halten und wurde die Ladung mit Spießen durchstochen, damit kein Spion darin verborgen hinauskomme. Zuletzt wurden von den fünf Thoren drei verrammelt und zugelegt: nur das Westernthor am einen und das Gyrsthor am andern Ende blieb jeden Tag ein paar Stunden offen.

Vergebens wurde vom Fürsten, von Domherren, und andern Vornehmen dagegen Einsprache erhoben.

Als der Kanzler Richwein mit andern fürstlichen Räthen Einlaß begehrte, weil sie mit dem Domkapitel zu verhandeln hätten, wies man sie zurück. Der Prokurator vom Domkapitel kam auf's Rathhaus, konnte aber nichts ausrichten. Da begab sich der Domsyndikus Moller mit einem Domprälaten in die Wohnung des Herrn

Rhaden und ließen den Bürgermeister zu sich bitten. Wichart erwiederte: sein Platz sei auf dem Rathhaus. Sie mußten nun dorthin gehen, und erreichten soviel, daß die fürstlichen Räthe für diesmal freien Ein- und Auslaß erhielten. Welche Höhe jedoch Erbitterung und Argwohn bereits erreicht hatten, zeigte die Drohung: „Ließen der Kanzler und sein Bote sich später in der Stadt noch finden, so werde man sie in Stücken hauen und im Sack wieder herausbringen.“

Vom Rathhaus aber erging Botschaft an den Jesuitenrektor, Pater Roest, ob er erlaube, daß man die Studenten einreihe? Der Rektor erwiederte: „Nicht dazu, sondern der Studien wegen seien ihm die Jünglinge anvertrauet.“ Aber es wurde hingewiesen, daß in der Stadt verkündigt sei, alle Bürgersöhne, die eine Waffe tragen könnten, sollten sich um eine Fahne schaaren, die in der Vorhalle des Domes aufgerichtet sei. Da ließ der Rektor vernehmen: der Gewalt könne er nicht widerstehen.

Also wurden Zweihundert von den älteren Jesuitenzöglingen ausgewählt und mit jungen Bürgersöhnen in eine Rotte gestellt. Den Knaben und Jünglingen gefiel das. Sie sangen und schwenkten ihre Waffen, und zogen mit ihrem Fähnlein jubelnd über den Markt. Man ließ sie auch fleißig im Marschiren und Schießen sich üben. Ein Kaufmann, der vor seine Thüre trat und den Spaß mit-ansehen wollte, wurde durch Ungeschick eines Knaben erschossen. Die Jesuiten aber, welche die Erbitterung des Volkes gegen sie wohl kannten, hatten ihre Zöglinge bestimmt, die Nacht in der Schule zuzubringen, um Angriff abzuwehren und Brand zu löschen. Als die Wachen in der Nacht vorbeizogen, wunderten sie sich nicht wenig, welch einen Haidenlärm die Buben noch vollführten.

Als nun die Spanier in der Nähe waren und der Schrecken vor ihnen herging, so dachte Wichart: nehme er die Verdächtigen unter seine Mannschaften, so habe man am besten ein scharfes Auge auf sie. Wahrscheinlich schmeichelte dem Bürgermeister auch der Gedanke: wer in der Stadt Schutz und Frieden wohne, müsse für ihre Vertheidigung im Nothfall mit seiner Person einstehen. Am 11. März wurde bei Trommelschlag in der ganzen Stadt, und insbesondere auf der Domfreiheit ausgerufen: jeder Geistliche solle in Person und in voller Wehr auf dem Markte erscheinen, und

zwar bei peinlicher Strafe. Die bestürzten Domherren und Mönche beriefen sich auf ihr Alter und ihre geistliche Würde, auf ihre Privilegien, auf kaiserliche und kanonische Rechte, auf ihre alten Verträge und Rezesse mit der Stadt. Alles umsonst: sie mußten herbei. Es war ein offener Rechtsbruch.

Die Domherren wurden mit Pfeifen- und Trommelklang an das Gyrsthor geführt. Hier schickten sie ihre Knechte an's Wachtfeuer, zogen sich selbst aber in ein Nachbarhaus zurück, und becherten da die ganze Nacht. Unter kriegerischem Klange geleitete man sie am andern Morgen auf die Domfreiheit zurück.

Der Abt von Abdinghof, der gefürchtete Ruben, zog mit acht Mönchen auf. Sie hatten ihre Kutten aufgeschürzt, Skapuliere darüber, und Spieße in den Händen. Der Jünglingsschaar zugetheilt marschirten sie, während die Buben Schelmstücke machten, zum Westernthor. Die Bürger lagen in den Fenstern und lachten, und hier und da knallte ein Schuß mit Pulver über die Glatzen hin.

Die Jesuiten sperrten sich am längsten. Von ihren Freunden riethen die Einen ab, die Andern zu. Die Ausrede, sie hätten für sich so viele Schüler geschickt, fand keine Annahme. Sie mußten wenigstens zeigen, daß sie sich dem allgemeinen Gesetze fügten, und so erschienen am zweiten Tage zwei Patres ohne und zwei Koadjutoren mit Gewehr. Auf's Rathhaus zu gehen weigerten sie sich, den Benediktinern wollten sie sich nicht beischaaren lassen, sondern erklärten: sie gehörten zu den Domherren am Gyrsthor. Dahin zogen sie ab, jedoch als vorsichtige Männer nicht ohne zahlreiches Geleit ihrer Schüler. Auf der Wache selbst wußten sie über die ganze Geschichte so hübsch und artig zu scherzen, daß Freund und Feind ihnen zuhörte.

Schon am 13. waren die „Mütenirer“ da: so nannte das Volk die Spanier, sie selbst wollten „Alterirte“ heißen. Sie kamen von Büren, wo sie zwei Tage lang schrecklich gehaust hatten, und marschirten auf Paderborn. Jedenfalls wollten sie sehen, ob sich gegen die Stadt etwas ausrichten lasse. Vielleicht war mit des Bischofs Partei hinter ihren Mauern mehr verabredet, etwa daß sie, wie zu Hörter versucht war, im gegebenen Zeitpunkt sich auf ein Thor werfe, es besetze, und den Feind hereinlasse. Waren doch bereits zwei Hauptangeklagte, der ehemalige Bürgermeister Koch und der

Rathsverwandte Bastian Bastiner, sammt Herbolt Hartmanns, dessen Sohn Heinrich, und Anderen betroffen, wie sie um Mitternacht in höchst verdächtiger Weise, ohne irgend Jemandes Vorwissen, ein Thor öffnen wollten. Sicher hatte Wichart so strenge Maßregeln zur Wehr und Abschließung der Stadt nicht ohne gute Ursache ergriffen: er hätte sich sonst lächerlich gemacht, und dafür hatte man bei der damals herrschenden Oeffentlichkeit aller städtischen und Landesverwaltung noch ein empfindlicheres Gefühl, als heutzutage.

Die Spanier sahen alle Wälle und Thürme besetzt, die Bürger standen mit brennenden Lunten bei den Kanonen. Ruhig zogen sie vorbei in geschlossenen Haufen. Nur aus ihrem Nachtrab näherten sich Soldaten der Stadtmauer. Einer war so verwegen, sich an einem Thor zum Hohne zu entblößen. Plötzlich aber krachte das grobe Geschütz von den Wällen, die Thore öffneten sich, die Bürger fielen aus, und die Spanier machten, daß sie aus der Schußweite kamen. Sie hatten einige Verwundete, verloren aber nur ein Pferd und eine Trommel. Himmelhoch schwuren sie, das ganze Land zu verderben, oder man solle ihnen für den Schimpf und Schaden 1100 Thaler zahlen. Da man sie aber auslachte, marschirten sie ab.

Sie wandten sich in's Lippesche, dort machten sie Halt und nahmen Quartier an der Gränze, zwei Stunden von Paderborn, in Ostschlangen und Kohlstädt. Eine Abtheilung aber zog sofort auf Osterholt und wollte einen Italiäner aufgreifen, Johann Baptista. Dieser, ein ehemaliger Mönch, war nach vielen Abenteuern vom Grafen von der Lippe an seinen Hof gezogen und Probst geworden. Sie mußten also von Kundigen wohl unterrichtet sein. Baptista aber war unsichtbar, und da sie ihn nicht fanden, raubten oder zerschlugen sie alles, was im Hause war.

Nachdem sie vom Grafen von der Lippe 4000 Thaler erpreßt hatten, kehrten sie um und zogen auf Rietberg. Sie hätten aber, sagten sie später, durch die Senner Haide der Sümpfe wegen nicht durchgekonnt, und deshalb das Delbrücker Land betreten, einen fruchtbaren Sandstrich zwischen Sumpf und Haide. Die Delbrücker lebten noch nach Art der alten Germanen, jeder Wehrfester auf seinem Einzelhofe, auf dem er lieber Eichen als Obstbäume pflanzte. Sie waren ein kräftiges Bauernvolk friesischer Art, von hartem Willen

und eisernem Herzen. In ihrem Lande hatten sie einen Kamp, der rings von Sümpfen umgeben nur einen Zugang hatte. Dieser Haspelkamp bildete ihre natürliche Festung. Gellte von einem Hof zum andern der Kriegsruf „Hilrio, Hilrio! tom Haspelkamp hento!“, so griffen alle Männer nach ihren Waffen und eilten mit Frau und Kind, dort sich zu versammeln, auf den Feind auszufallen, und wenn's unglücklich ging, sich dort wieder zu bergen. Seine volle Waffenrüstung hatte damals jeder Bauer, der nicht ein gemeiner Höriger war, noch eben so gut im Hause, wie jeder Bürger in der Stadt.

Als nun die Spanier nicht weit von dem Hauptorte, wo die Kirche steht, am 14. März durchzogen, kamen die Delbrücker, weil es Sonntag war, gerade aus der Kirche und erblickten plötzlich das fremde Kriegsvolk, das ohne Erlaubniß oder des Fürsten Ansage ihr Land betreten hatte. Sofort erschallte das Feldgeschrei „Hilrio, hilrio! tom Haspelkamp hento“. Die Männer rannten nach ihren Häusern, holten die Waffen, und an dem Passe bei der Espenlinde käm es mit dem letzten Zug der Spanier zum Gefecht. Unter den Schüssen der Bauern stürzten zwei Offiziere. Da schwenkte der ganze Heerhaufen und warf sich mit Ungestüm auf die Bauern. Ihre Reihen wurden durchbrochen, ihre Schaaren umzingelt, keine Tapferkeit keine Gegenwehr keine Flucht half mehr. Die wüthenden Spanier stachen schossen schlugen Alles nieder. Denn zum Unglück war es noch so hart gefroren, daß die Reiterei über die Sümpfe wegsetzen und die Flüchtigen niederrennen konnte. Wo sich die Bauern in die Häuser und Höfe retteten, wurden diese angesteckt und mit Vieh und Menschen verbrannt. Nicht weniger als 42 große Höfe gingen in Feuer auf, ohne die übrigen Häuser. Mehr als 400 Delbrücker blieben todt auf dem Platze; gegen 100 waren so zugerichtet, daß sie an ihren Wunden starben; wieviel in den brennenden Häusern zu Grunde gingen, hat man nie erfahren. Nur was sich in den tiefsten Sümpfen verstecken konnte, blieb verschont. Als die Mordwuth der Spanier sich gelegt hatte, mußten die Ueberlebenden sich noch mit einem tüchtigen Stück Geld lösen.

Die Spanier erzählten später, sie seien ganz ruhig vorbeigezogen und plötzlich von den übermüthigen Bauern angegriffen. Auffallend ist aber, daß auch hier, wie bei Paderborn, sich das Ge-

fecht mit dem letzten Zug der Spanier entspann. Vielleicht hatten sie es so angestellt, um die Paderborner weiter in's Feld zu locken, als diese klüglich sich vorwagten. Von den Delbrückern aber sagten die Ueberlebenden: sie wären alle mit einander aus der Kirche gekommen, und da sei plötzlich zum Kampfe aufgerufen. Niemand aber wußte Einen zu nennen, der dies gethan hätte.

Noch viele Menschenalter später war bei den Delbrückern das Andenken an dieses Blutbad nicht verwischt, und es brauchte nur ein Spottvogel ihren Kriegsgesang „Hilrio, hilrio! tom Haspelkamp hento!" anzustimmen, um sie in Grimm und Feuer zu versetzen.

Die Spanier aber zogen zum Grafen nach Rietberg, und was geschah? Ein großer Theil trat unter seine Fahnen.

Man rechnete, daß sie im Paderbornischen 700 Menschen erschlagen, und der Schaden, den ihr Prassen und Plündern angerichtet, war unsäglich. Vor Schrecken kauften die andern westfälischen Landschaften ihre Verheerung ab. Tecklenburg und Ravensberg zahlten je 2000 Thaler, Minden und Soest je 6000, Osnabrück 9000, Münster 11,000, immer noch weniger, als das unglückliche Paderborner Hochstift.

Das ganze Land widerhallte von Verwünschungen des Bischofs. Außer Krieg und Pest fürchtete man damals nichts mehr, als Durchmarsch von Kriegssöldnern. Denn selbst wenn er friedlich war, glich der Durchzug einem verheerenden Strom der Verwüstung. Die Saaten lagen wie von Hagelschauern zerstampft, hübsche Mädchen wurden mitgenommen, Vieh weggetrieben, Brandlegen und Rauben war an der Tagesordnung. In den Söldnerhaufen sammelten sich die lasterhaftesten Gesellen, die ihres Trotzens und Stolzirens, ihrer Ueppigkeit und aller Welt Verhöhnung kein Ziel und Ende wußten, und der abscheulichsten Ausschweifungen als rechter Kraftstücke sich rühmten. Solches Gesindel hatte der Bischof über sein eigen Land gebracht, und zwar das am allermeisten verhaßte, meuterische Spanier. Allgemein wurde es geglaubt, und nur zu viele Thatsachen bestätigten den Verdacht: daß nämlich die Spanier so eilig auf Büren und Paderborn zogen, daß sie in verdächtiger Weise unter der Stadt Mauern vorbeimarschirten, daß sie den Delbrückern ein solches Jammerschicksal bereiteten, daß Graf Rietberg sie offenbar erwartete.

Nun sollten Städte und Dörfer auch die 12,000 Thaler wieder zahlen, die man in der Noth von der Türkensteuer genommen und den Spaniern gegeben hatte. Bischof Domkapitel und Ritterschaft beriefen sich auf ihre Steuerfreiheit. Da aber wehrten sich die Städte, Paderborn an der Spitze, mit vielen heftigen Worten. Sie wiesen nach, daß sie seit der Regierungszeit Bischof Dietrichs bei den Einfällen fremden Kriegsvolkes an 100,000 Thaler zugesetzt, und für Türkensteuer und was mit ihr zusammenhing über 129,000 Thaler gezahlt hatten, eine Gesammtsumme, die allerdings nach jetzigem Geldwerth in die Millionen ging. Die Städte wiesen darauf hin, daß auf einem jüngsten Landtag zu Salzkotten alle drei Landstände einhellig verlangten, man solle kriegerische Einfälle nicht mehr mit Geld abfinden, sondern mit den Waffen zurückschlagen. Damals sei ein Anschlag gemacht, nach welchem die Städte ein paar tausend Schützen, Ritterschaft und Domkapitel und Bischof ein paar hundert Reiter stellen sollten. Sie, die Städte, hätten ihr Kriegsvolk gerüstet gehabt, aber ohne sie zu fragen habe man das Geld von der Türkensteuer genommen: nicht sie trügen die Schuld, wenn das Land unvertheidigt geblieben. Endlich erklärten sie Bischof Dietrich rund heraus: „Wenn er seine landesfürstlichen Pflichten nicht erfüllen könne oder nicht erfüllen wolle, so müßten sie bei benachbarten Fürsten sich einen andern Schutzherrn suchen.“

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der freie Blutbann.

Vergleich mit Delbrück. Der Vertrag von 1601. Zwei gefährliche Artikel. Vorlesung des Privilegs von Kaiser Friedrich III. Verbot der Beschwerde bei dem Fürsten. Ein neuer Galgen. Dülmanns Kriminalprozeß und Hinrichtung: 23. März. Retten an's Rathhaus. Flüchten der Verbrecher. Gefahr der übrigen Angeklagten. Bedenken gegen Wicharts Verfahren. Seine Scheu vor Rechtsverletzung. Rathssitzung wegen der Jesuiten. Wählen der Nichtrathsfähigen. Schreckliche Gerüchte. Aufpasser. Anschlag zum Ueberfallen der Stadt. Patrizier und Volk gegen Wichart erbittert. Fruchtlose Warnungen. Seltsame Naturerscheinung.

Wichart erkannte, daß die Dinge zur gewaltsamen Entscheidung drängten. Er hielt daher auch mit den letzten Schritten nicht mehr zurück. Seit seiner Amtsführung schaffte er in Wochen, was Andere nicht in Monaten und Jahren zu Stande brachten. Wohl wußte er, daß er dem Fürstbischof in's Herz traf, wenn dessen Ansprüche auf die höchste Gerichtsbarkeit über Paderborn zunichte gemacht wurden. Aber auch durch nichts Anderes wurde der Stadt Freiheit so bündig an's Licht gestellt, ihre alte Ehre wieder so blank geputzt, als wenn sie den Blutbann wieder zu eigenen freien Händen nahm.

Sollte denn die Landeshauptstadt, die von uraltersher den Freistuhl auf ihrem Rathhause hatte, nicht mehr gelten, als eine Bauerschaft? Die Delbrücker hatten ihre offene Halle zum Hagedorn, wo die zwanzig Schöffen den Spieß in Händen sich nieder=

setzten, öffentlich Angesichts der umstehenden Hofbesitzer vom fürstlichen Gogräven und ihren zwei Landsknechten alle, auch die peinlichen Sachen untersuchen ließen, und darauf öffentlich aus dem Born ihres Wissens und Herkommens das Weisthum schöpften d. h. ihren Spruch, was in sothanem Falle Rechtens sei. Das Endurteil wurde freilich in des Fürsten Kanzlei abgefaßt, dann im Hagedorn verkündigt, dort aber auch sofort vollzogen. Die Hälfte der Strafgelder gehörte den Bauern, die andere dem Fürsten. Auch war es bei den Delbrückern noch alter Brauch, wenn des Fürsten Droste zum großen Jahresgerichte kam, ihm bis zur Landesgrenze entgegen zu gehen und dort ihn zu fragen, ob er das Recht bringen oder bei ihnen nehmen wolle. Erst wenn er das Letzte begehrte, geleiteten sie ihn zum Hagedorn. Wichart aber wollte vorbeugen, daß die Paderborner nicht mit der Zeit zu Delbrücker Landrecht und noch tiefer herabsänken.

Allein war denn nicht in dem Vertrag, welchen vor drittehalb Jahren, am 12. Juli 1601, Bürgermeister und Rath mit dem Fürsten und Domkapitel abschlossen, neues Recht geschaffen? Da stand ganz klar zu lesen:

„Soviel das peinliche Halsgericht belangt, dasselbige soll in Sachen und Fällen, da Einer am Leben und zum Tod gestraft und verdammt werden soll, im Namen des Landesfürsten durch Ihrer Fürstlichen Gnaden Beamten und Gogräven mit und neben der Stadt bekleidet, besessen, und dafür, wie sich vermög der Rechte und peinlichen Halsgerichtsordnung gebürt, bis zu der endlichen Exekution prozedirt und verfahren, und doch jederzeit zuvörderst dem alten Brauch nach die Register und Bekenntnisse in die fürstliche Kanzlei eingeschickt, um peinliche Tagsatzung und Verfahrung, welche dann gefährlich nicht aufzuhalten, angesucht, und daß hinfürder die Endurtel schriftlich verfaßt und durch den Gerichtsschreiber abgelesen werden.

Wo aber Einer nicht am Leben, sondern am Leib mit Abschneidung der Finger, Abschneidung der Ohren, Ausstreichung mit Ruthen, und Verweisung der Stadt zu strafen sei, solche Leibstrafe soll die Stadt allein zu thun berechtigt sein."

Dieser Artikel verändert wesentlich das alte Herkommen, nach welchem die Stadt freie Gerichtsbarkeit hatte, und den Fürsten unter

Aktenvorlage bloß zur förmlichen Fällung des Urtheils einlud. Denn jetzt war der fürstliche Beamte von Anfang an Mitrichter, und es lag in den Händen der fürstlichen Kanzlei, das ganze Verfahren zu prüfen, und nach Umständen zu modeln und aufzuhalten. Ein anderer Artikel gab dem Landesherrn vollends die Freiheit, jede Sache vor sein Gericht zu ziehen und die freien Bürger als seine Gerichtsunterthanen zu behandeln. Dieser andere Artikel lautete:

„Wofern bei dem Rath dem klagenden Bürger, Einwohner und Ausgesessenen, wie sich gebührt nicht verholfen, sondern ihm das Recht kundlich und durch Urkunde beweislich verweigert oder gefährlich verzogen wird, alsdann soll Derselbe Macht und Gewalt haben, bei landesfürstlicher Obrigkeit oder Ihrer fürstlichen Gnaden Hofgericht um rechtliche Hülfe nachzusuchen und zu klagen. Wenn aber die Bürger, In= und Ausgesessene, durch eröffnete End=, Beiurtel und Bescheide sich beschwert finden und darin appelliren wollten, so soll ihnen dasselbige von dem Untergericht an den Rath und folgends stufenweis an den Landesfürsten oder Ihrer fürstlichen Gnaden Hofgericht zu thun verstattet und daran nicht behindert werden. Sonst auch da Einer außerhalb Prozesses mit Aufschlägen und Befehlen gravirt und beschwert wird, soll Demselben deswegen bei Ihrer fürstlichen Gnaden Kanzlei oder Hofgericht nach seiner Wahl zu suppliziren freistehen. Und sollen die Bürger auf gebührliche Citation und Ladung folgen und an der Kanzlei zu Neuhaus sich abhören lassen."

Diese Artikel waren beurkundet und besiegelt, wie konnte man sie umgehen? Man setzte sich einfach darüber hinweg, weil die Artikel nicht der gesammten Bürgerschaft vorgelegt waren, noch weniger von ihnen gut geheißen. Wer konnte, hieß es, der Bürgerschaft Kaiser Friedrich III. Privilegium nehmen, wenn nicht der Kaiser selbst oder ihr eigener Verzicht? Die aber die alte Freiheit verkürzt und jenen Vertrag mit dem Bischof abgeschlossen, das waren eben jene Bürgermeister und Rathsverwandte, die schon damals wegen ihrer Diebstähle an der Stadt Gut und Einkünften selbst peinliches Gericht bedrohete.

Wichart ließ die Bürger insgemein vor das Rathhaus zusammen berufen. Dort wurde ihnen vom Balkon, der durch ein eisernes Gitter umzogen war, das Privilegium von Kaiser Friedrich III. vorge=

lesen. Da hörten sie, wie des Reichsoberhauptes Majestät selbst sie gefreiet habe, daß sie vor keines Herren Gericht und auch vor keinem andern Freistuhl zu stehen brauchten, es sei denn der Stadt eigen Gericht binnen der Stadt Mauern. Bei hoher Strafe, so wurde von Bürgermeister und Rath verkündigt, solle kein Bürger sich mehr unterstehen, bei dem Landesfürsten zu klagen oder zu suppliziren. „Da wurde das arme unverständige Volk," heißt es in einem Berichte, „dermaßen beherzt gemacht, daß es sich Niemand mehr unterthänig zu sein vermeinte."

Damit man aber durch die That bekunde, wie die Stadt in Besitz und Uebung ihres eigenen freien Blutbanns sei, ließ Wichart einen Galgen mit drei Balken bauen, und von jedem Balken hingen drei Ketten herunter. Auch wurde der Galgen oben mit Schiefer gedeckt, damit er um so länger dauere. Auf ihn konnten jetzt die Paderborner mit dem alten Rechtssprüchwort hinweisen, „dieser Galgen ist für uns und unsere Kinder", was besagen wollte, wer das höchste Gericht übe, habe seinen eigenen Galgen.

Damit nun auch dem Galgen nicht seine Zierde fehle, sammelte man gegen einen Sagenschneider, Johann Dülmann, der mit seinem Weib Diebstahls wegen im Gefängniß lag, fleißig alle Anzeigen, und als man sie im Gericht für stark genug befand, um darauf hin zur peinlichen Frage zu schreiten, wurde ungesäumt die Folter angewendet. Die Verbrecher bekannten mehrere nächtliche Diebstähle, namentlich wie sie Kornhäuser aufgebrochen, und mit Wagen und Karren die Frucht aus dem Felde entführt hätten. Nachfragen bei den Bestohlenen bestätigten die Geständnisse. Um ganz sicher zu gehen, übersandte man die Akten an die Juristenfakultät zu Marburg, und diese fällte den Spruch: „Wenn Johann Dülmann und sein Weib in der letzten öffentlichen Kriminalsitzung bei ihren Geständnissen verharren, so ist der Mann zu hängen und das Weib auf Gnade des Landes zu verweisen". Nun hielten sich Bürgermeister und Rath streng an den uralten Brauch. Sie übersandten das Geständniß der Verbrecher den fürstlichen Räthen. Erst bestimmten Diese schriftlich den Tag des letzten Gerichts, darauf aber erhoben sie Einspruch gegen das Verfahren, weil sie zur Erörterung, ob hinlänglich rechtlicher Grund zur peinlichen Frage vorhanden gewesen, nicht zugezogen seien. Bürgermeister und Rath aber er=

klärten: „Bei ihren Eiden könnten sie sothane vorhabende Abschwächung der uralten Gerechtigkeit der Stadt keineswegs gestatten.“ Sie luden die fürstlichen Beamten von Neuhaus zu dem Termin vor, protestirten an diesem, als jene ausblieben, noch einmal, ließen das öffentliche peinliche Gericht in Gegenwart des Gogräven, der fürstlicher und städtischer Beamter zugleich war, hegen, und sofort, da die armen Sünder nicht mehr leugnen konnten, am 23. März „zur Erhaltung ihrer uralten Gerechtigkeit“ den Mann an den neuen Galgen hängen, und sein Weib die Schandsteine aus der Stadt tragen.

Im Uebrigen hatte Wichart bald nach Antritt seines Amtes an den Tag gelegt, daß er Recht und Ordnung strenge handhaben werde. Seit der Fürst die Drosten und Amtmänner nicht mehr nach ihrer Tüchtigkeit anstellte, sondern je nachdem sie sich bei den Jesuiten beliebt machten, seit die Verbrecher im Katholischwerden eine sichere letzte Rettung erblickten, seit Ketzerei als der größte aller Frevel erschien, seitdem lag die Rechtspflege im Argen, und laut erscholl der Stände Klagen auf den Landtagen. Wichart wollte dem sinkenden Recht wieder einen starken Arm leihen: leider mischte sich bei ihm das lebendigste Rechtsgefühl mit Stolz Härte und Eigensinn.

Zu allgemeinem Schrecken ließ der Bürgermeister Ketten an's Rathhaus machen und Diejenigen daran schließen, die sich der Widersetzlichkeit gegen Anordnungen der Obrigkeit oder andern Frevels schuldig machten. Ein armes Weib stand dort ein paar Tage lang in Regen und Kälte. Von einer Schwangeren erzählte man, sie sei an der Kette auf der Straße zur Fehlgeburt gekommen. Ein Mann aus Herbram, einem benachbarten Dorfe, lag Tage lang an der Kette, bis er sich durch Geld und Hafer löste. Dabei gingen die Geldstrafen, welche der Magistrat diktirte, gleich in's Große, bis auf fünfzig und hundert Mark und noch darüber.

Nun wurde auch gegen den gefangenen Wagemeister, Dethart Crop, der falsche Gewichte geführt, vorgegangen, unangesehen daß er Schwager des mächtigen Kanzlers Dr. Wippermann. Er wurde wiederholt verhört und ihm scharf zugesetzt, damit er sich in seinen Aussagen verwickele und man ausreichend rechtlichen Grund erhalte, ihn auf die Folter zu bringen. Andere aber sagten, es geschehe nur, weil der Wagemeister mit den angeklagten Rathsherren so gut

Freund gewesen, und weil man hoffe, durch ihn hinter ihre Geheimnisse zu kommen. Herr Dethart aber wußte sich lange Zeit zu wehren, indem er fleißig von Rechtsverständigen bedient wurde. Endlich war der Beweisrodel fertig und wurde an unparteiische Gelehrte zur Prüfung geschickt, ob man ihm jetzt sein Geständniß peinlich abzwingen dürfe? Da aber wurde ihm heimlich ein Seil zugesteckt, mit welchem er sich trotz schwerer Krankheit aus dem Thurm in den Stadtgraben hinunter ließ und entkam. Auch seine Frau entwich, aus Furcht vor den Drohungen, aus der Stadt.

Bald folgten der abgesetzte Bürgermeister Heinrich Koch und Bastian Bastiner, welche einst heimlich hatten ein Thor öffnen wollen. Wegen des nächtlichen Fischens in der Pader, in des Bischofs Fischwasser nämlich, konnte man ihnen am ersten etwas anhaben. Sie entwichen, ehe der Stadtbote kam, sie zu holen.

All die angeklagten Bürgermeister Kämmerer und Rathsherren bebten heimlich vor Furcht. Am neuen Galgen hing ihnen bereits ein Beispiel strenger Justiz vor Augen. Bald mußte auch an sie die Reihe kommen. Denn jetzt war ja das peinliche Gericht ganz in Händen von Bürgermeister und Rath, und sie hatten an dem Fürsten keinen Beschützer mehr, welcher dem Lauf des Rechts Einhalt thun konnte. Sie erinnerten sich, daß der Bürgermeister früher so etwas gesagt, als wolle er dem Prozeß Beine machen.

Die Bedenken gegen das gerichtliche Vorgehen von Bürgermeister und Rath waren mit Händen zu greifen. Die Urkunde vom 12. Juli 1601 war doch einmal von der rechtmäßigen Obrigkeit der Stadt abgeschlossen und konnte, wenn sie auch nicht förmlich verkündigt war, doch dem regierenden Bürgermeister nicht geheim bleiben. Den Bürgern und Einwohnern aber jede Beschwerde, jedes Gesuch an den Landesherrn verbieten, das hieß vollends die thatsächliche wie die rechtliche Stellung verkennen, in welche die Stadt im stillen Laufe der Zeit hineingerathen war. Jedoch Wichart und seine Gesinnungsgenossen glaubten in ihrem vollen Rechte zu sein. Sie scheueten sich auch nicht, des Bischofs Weinschenke im Sterneberger Hof ein Ende zu machen, weil sie meinten, in ihrer Stadt hätten sie ein Recht dazu. Bei alledem wagten sie gegen ihre gefährlichsten Feinde nicht einen Schritt, der über den Rechtsboden hinausging.

Wäre Wichart von Jesuiten umgeben gewesen, und diese hätten mit ihm gleiches Ziel gehabt, was würden sie ihm wohl gerathen haben? Sicher das Eine oder das Andere. Entweder sich mit der einflußreichen Menge der angeklagten Patrizier wieder gut Freund zu stellen, ihrem Prozeß vorläufig Ruhe, ja Aussicht auf ein glimpflich Abkommen zu geben, — oder sie mit ihren Rathgebern auf irgend eine Weise zu nöthigen, die Stadt zu räumen. Wichart that weder das Eine noch das Andere.

Es war, wie Günther berichtet, „in allen Sachen vermerkt worden, daß alle gefährlichen Anschläge, sowohl die Religion als weltliches Regiment betreffend, von den Jesuiten bis daher angerichtet und zu Werk gesetzt, und deshalb nun viele Jahr im ganzen Stift und bei allen Stiftsständen unterschiedliche Turbationen, Dissensionen, Neuerungen und Unruhe erweckt, und solches oftmal von sämmtlichen Stiftsständen auf gehaltenen Landtagen geklagt, auch deren Abschaffung zur Erhaltung Friedens Ruhe und Einigkeit herzlich gewünscht.“ Die Jesuitenfrage wurde nun „im sitzenden Rathe“ vorgebracht und die Frage gestellt: wie man sich der Jesuiten erwehren könne? Da aber stieß gleich das Bedenken auf: stehen sie denn unter städtischer Gerichtsbarkeit? Als Geistliche gehörten sie dem Bischof an, als Professoren dem Domkapitel, weil ihr Gymnasium aus dem Salentiner und dieses aus der alten Domschule hervorgegangen; ihr Grundbesitz aber gehörte dem Jesuitengeneral in Rom. Wie wollte man ihnen von der Stadt wegen beikommen? Es wollte sich kein anderer Rath finden, als auf einem Umweg die Zahl ihrer Schüler zu vermindern. Denn die Gymnasiasten wohnten bei den Bürgern, die Bürger aber waren dem Rath unterworfen. Es wurde also vorgeschlagen: „Man solle ein Verbot ergehen lassen, Jesuitenschüler in Wohnung und Kost zu nehmen. Ohnehin seien diese jungen Leute nicht mehr auszustehen, denn sie brächten den Mägden und Kindern jesuitische Gebete und Ceremonien bei, und müßten alles, was sich in Bürgerhäusern begebe, wöchentlich aufzeichnen und ihren Patres in der Beichte vorbringen. Durch die Jesuiten würde Alles zum Fürsten getragen: sie seien die ewigen Ohrenbläser.“ Man beschloß, bei nächster Gelegenheit jenes Verbot bei 50 Thaler Strafe zu erlassen. Obwohl dies nun in tiefster Heimlichkeit verhandelt wurde, brachten es die katholisch gesinnten

Rathsherren doch aus, und es wurde darüber Bürgermeister und Rath heftig zugesetzt, weil ja auch viele Bürger die Nahrung verlieren würden, die sie von den Kostgängern hatten. Das Verbot aber wurde gleichwohl verkündigt, und die Anzahl Jesuitenschüler ging rasch nieder. Fürstbischof Dietrich aber hoffte in seinem Grimme, die Paderborner doch noch eher zu Paaren zu treiben, ehe sie ihm die Jesuitenschule lahm legten.

Der Orden blieb also in voller Wirksamkeit in der Stadt, und die ganze große Partei der angeklagten Patrizier, wie der Geistlichen und Katholischen behielt ihre feine Oberleitung. Im Schooße dieser Partei entwickelten jetzt Dr. Gogreve und die Licentiaten Vernink und Westphal und des Letzteren Schwiegervater Heinrich Behrend unermüdliche Thätigkeit. Denn sie sahen nunmehr jede Aussicht, in den Rath und zu höherem Einfluß zu kommen, abgeschnitten. Schon wollte man wissen, Katholische sollten gar nicht mehr zum Rathstand gelangen. Wüthend waren sie über die ruhige Kraft, mit welcher das neue Stadtregiment auf seinem Wege beharrte, und sie griffen zu allen Hebeln, es zu brechen. Da erschollen endlos Klagen über die unerträgliche Tyrannei, und schreckliche Gerüchte und Prophezeiungen erfüllten das Innerste der Häuser mit dunkeln Ahnungen von Blut und Gewaltthat. Man wußte für gewiß, eine lange Reihe von Patriziern sei aufgeschrieben, die alle sollten ermordet werden. Wer auf diesem „Blutregister" stehe, könne jede Nacht die Hauseinbrecher und Mordgesellen erwarten. Diese hätten sich sogar ganz besondere lange Messer schmieden lassen, um ihre Opfer rascher abzuthun. Die Angeklagten aber des großen Prozesses werde man — das sei einmal ohne Zweifel — an den neuen Galgen hängen, einen neben dem andern wie Krammetsvögel.

Wer auch über dies unsinnige Gerede, das Angst und Tücke ausheckte, lächelte, war wenigstens davon überzeugt, daß eine geheime Bande dazu bestellt sei, die Bürger auszuforschen und zu verrathen. Jeder dieser Spione, so wurde glaubwürdig gesagt, erhalte täglich sechs Groschen Lohn. Allerdings war soviel wahr, daß der Bürgermeister alle geheimen Zusammenkünfte verboten hatte, daß er es gleich wußte, wann und wo seine Feinde sich besprechen wollten, und daß er ihnen wie ein Wetter dazwischen fuhr.

Nichts war nun natürlicher, als daß die geängstigten Patrizier, über deren Häuptern der Kriminalprozeß schwebte, auf Mittel und Wege dachten, wie sie sich retten könnten. Aber wie? Doch nur durch den Fürsten. Dann mußte der Fürst aber erst wieder Herr in der Stadt werden, und dies war nur möglich durch List oder Gewalt. Bei solcher Stimmung fanden Diejenigen leichtes Gehör, die zwischen Paderborn und Neuhaus hin und her gingen und heimlich planten und Ränke schmiedeten, — denn dieStadtthore standen nach Abzug der Spanier wieder auf, — und endlich einen Anschlag zur Reife brachten, wie der Fürst durch plötzlichen Ueberfall sich der Stadt bemächtigen sollte, während ihm ein Aufruhr in ihren Mauern Luft schaffe und ein Thor öffne. Die Geflüchteten — Dethart Crop, Heinrich Koch, Bastian Bastiner — sammt den vorbenannten drei Juristen und Einige der angeklagten Bürgermeister und Rathsherren waren die Rädelsführer. Die Verschworenen fingen nun an, planmäßig die Bürgerschaft aufzuwiegeln, und um ihr Vorhaben sicherer durchzuführen, stellten sie insgeheim eine Anzahl Gesellen auf, welche Dietrich Stamb, einen Kriegsmann, als ihren Führer ansahen.

Auch die meisten andern Patrizier überschlich mehr und mehr die Furcht für ihre und der Stadt Wohlfahrt. Dem Einen war das Wichartsche Regiment in den Tod verhaßt, die Andern wünschten, um jeden Preis möchten die Händel mit dem Fürstbischof ein Ende nehmen, denn sie wußten wohl, daß Dietrich die Eingriffe in seine Landeshoheit rächen werde, so bald und so stark er nur immer könne.

Wicharts strenges Auftreten entfremdete ihm aber auch einen großen Theil des geringen Volks. Was der Gebildete vom Standpunkte des Rechts oder der Zweckmäßigkeit betrachtet, nimmt das Volk von der Gefühlsseite, und wie die Kinder ist es stets nur dem Eindruck der Gegenwart offen. Des Bürgermeisters Härte erschien als Hochmuth und Grausamkeit, und gerade Die, welche ihn früher in den Himmel erhoben, haßten ihn jetzt um so grimmiger, als sie meinten, er sei auch ein vornehmer Tyrann geworden. Die Angeklagten aber und ihre Helfer warben und warben unter Tagelöhnern Knechten und armem abhängigen Volk, und Geld und Versprechungen thaten das ihrige.

Mit Bekümmerniß bemerkten die Wendung in den Gemüthern treue Freunde. Sie stellten Wichart vor: „Warum er denn gleich zu

Anfang brauche so in's Geschirr zu gehen? Er solle sich lieber erst des Fürsten und Domkapitels Dank verdienen, jedenfalls die vornehmen Bürger schonen. Und nun erbittere er auch ohne alle Noth die Gemeinde. Ob er nicht wisse, daß die abgesetzten Bürger und Rathsherren ihm scharf auf den Dienst paßten?" Er aber lachte und spottete: „Seid Ihr solche bange Hasen, dann geht doch nach Haus und zieht Panzer an, oder lauft auf die Domfreiheit, da seid Ihr gefeiet vor allem Angriff. Ich weiß, was ich zu thun habe, Alles ist bedacht und diesem Hund ein Knüppel schon bereitet. Was frage ich nach Bischof und Dompfaffen! Die mögen das Stift und den Dom besorgen: mir aber ist von Gott diese Stadt zu regieren anbefohlen. Ich fürchte den Teufel nicht, und fürchte seinen Anhang nicht, Gott und das Recht hab ich auf meiner Seite!"

Von Wichart abgewiesen sahen und hörten nun die Fürsichtigen und Furchtsamen überall schreckliche Vorgeschichten. Am 1. Apriltag stand eine Menge Menschen bei seinem väterlichen Hause an der Börnepader. Denn — ein Wunder! — das Wasser, welches unter dem Hause hervorströmte, war bedeckt mit rothen und blauen und andern farbigen Streifen, die immer größer wurden, sich verbreiteten, und dann verschwanden. Dann aber kam es gleich wieder wie Perlen aus des Wassers Grunde herauf, und wenn's oben war, dehnte es sich blutig und gelb und grün, und wurde zu allerlei Farben, bis es verging und Neues kam. Das hörte zwei Tage und zwei Nächte nicht auf. Da das Paderwasser von den Anhöhen um Paderborn bis auf den Platz, wo es in so großer Fülle hervorbricht, durch natürliche unterirdische Kanäle geführt wird, so lag die Erklärung eigentlich nahe genug. Die Leute aber dachten nicht daran, und zerbrachen sich den Kopf darüber, was die blutige Färbung wohl bedeute?

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Eintritt unter hessische Schutzhoheit.

Vertrauen auf die Mitstände. Städte. Ritterschaft. Domkapitel. Wichart und Moller. Aufforderung zur Wahl eines andern Fürsten. Versuch eines Landtags ohne Paderborner. Wichart auf dem Landtag im Abdinghof. Warnungen und Selbsttäuschung. Nichteinnahme von fremdem Kriegsvolk. Näherrücken der Spanier. Vorgeschichten und heimliche Anschläge. Wicharts Wachsamkeit am Charfreitag. Große Berathung auf dem Rathhause. Alter Brauch und verschiedene Gutachten. Wicharts Ansehen. Rüstungen des Landgrafen. Vorkehrungen für die Belagerung. Abreise Günthers nach Kassel: 22. April. Seine Vollmacht.

Was Wichart so stolz und beherzt zum Sprechen, so hochgemuth zum Handeln machte, das war nicht bloß das innerliche strömende Kraftgefühl, das freudige Bewußtsein seines Rechts, die Begeisterung für das große Werk, das er sich vorgesetzt, — es beseelte ihn auch die Zuversicht, seine Mitlandstände würden und müßten sich endlich zum entscheidenden Schritt aufraffen.

Denn von den Städten hielten nur Warburg und einige unbedeutendere sich zurück: die andern alle, an ihrer Spitze die volkreichsten — Brakel Salzkotten Steinheim Lügde — hielten gleichen Schritt mit Paderborn. Von der Ritterschaft aber waren die Häupter von fast all den alten Familien noch aufrechte Protestanten, und Niemand ihnen verhaßter, als Bischof Dietrich mit seinen Jesuiten und Spaniern. Sie erschienen sammt und sonders entschlossen, lieber,

als Mickendirks Gebot und Agende anzunehmen, sich unter des Landgrafen von Hessen Schutz und Schirm zu stellen, mit andern Worten — denn dazu mußte, wie die Dinge lagen, solche Besitzhoheit führen — hessisch zu werden. Durch nichts aber konnte damals die innere Empörung gegen einen Fürsten, der vollständige Bruch mit ihm schärferen Ausdruck gewinnen, als wenn sein ständischer Adel sich entschloß, das eigene Land, die Heimath und Wurzel all seines eigenthümlichen Rechts und Bestandes, den Besitzungen eines andern Landesherrn anzufügen.

Zunächst nahm man die alten Pläne wieder auf, dem Verhaßten einen Koadjutor und Nachfolger zu geben. Das Domkapitel war ja aus dem Landesadel hervorgegangen, und würde sich, hoffte man, dem Andrängen der gesammten Städte und Ritterschaft auf die Länge nicht entziehen.

Allein unter den Domherren gab es drei Parteien. Die Einen waren Jesuitenanhänger, Fürstenbergs Bruder mit seinen Verwandten. Die Andern, der Domprobst von Brabeck an der Spitze, hatten sich an den Lüneburger Herzog verkauft. Das Haupt aber der stärksten Partei war der Domdechant Arnold von der Horst, und Dieser wäre selbst gern Bischof und Fürst geworden. So konnte man zu keinem Beschlusse kommen. Benehmen und Worte der meisten Domherren bestärkten Wichart in seinem Vorgehen. Sie machten alle ihre Rechnung darauf, daß es zum blutigen Strauß mit Dietrich komme und Dieser unterliege. Niemand konnte ihn grimmiger hassen, als Arnold von der Horst, der Domdechant.

Der Vertraute all seiner Pläne, Domsyndikus Moller, war unter Wicharts Rathgebern nicht der Geringste. Was sie mit einander karteten, ist nicht bekannt geworden. Nur soviel scheint sicher, daß Moller und der Dechant ihm des Domkapitels Schutz und Theilnahme verhießen.

Die Domherren waren von Paderborn nach ihrem anderthalb Stunden entfernten Schlosse zu Lippspringe gegangen, und ließen ihre kostbarste Habe dorthin bringen; denn die Zustände in der Stadt und die Nähe der Spanier wurden immer unheimlicher. Eines Tags wurde der Bote des Domkapitels, der in der Stadt verblieben, nach Lippspringe berufen und kam auf's Rathhaus, um Auslaß zu bitten; denn die Thore waren bereits geschlossen. Da sagte ihm

16*

Wichart in seinem Aerger: „Geh und sage deinen Herren, sie sollten Frieden der Stadt und dem Stift einen andern Herrn und Bischof schaffen, sonst bliebe in Paderborn kein Stein auf dem andern. Das befehle ich Dir bei deinem Bürgereid ihnen zu sagen: wo nicht, brauchst du nimmer wieder ins Thor zu kommen, und wird Weib und Kind Dir nachgeschickt."

Fürstbischof Dietrich schrieb einen Landtag nach Dringenberg aus. Er berief dazu Domkapitel Ritterschaft und alle Städte, nur die Paderborner nicht. Diese aber schickten „zur Erhaltung ihrer uralten Gerechtigkeit" einen Protest wider des Fürsten Willkühr. Dietrichs Räthe erklärten: der Landesherr habe guten Grund, Paderborn nicht mit einzuladen, die Stände würden es bald hören. Allein Domkapitel Ritterschaft und Städte waren eingedenk, wie sie im Jahre 1590 wider denselben Bischof sich vereinigt und beschlossen hatten: ihrer Aller Privilegien und Rechte „stät und fest zu halten, dabei ihr äußerstes Vermögen aufzusetzen, und sich nicht von einander abzuzweigen oder zu trennen, sondern mit Rath und That beizuwohnen." Einhellig erklärten sie daher: „Paderborn sei die Landeshauptstadt und führe die erste Stimme unter den Städten: ohne daß Paderborn anwesend sei, würden sie weder eine Proposition anhören, noch vielweniger darüber verhandeln." Damit standen sie auf und zogen ab.

Jetzt berief der Fürstbischof einen Landtag auf den Abdinghof mitten in Paderborn. Da haderten die Stände über die Spanier und das Elend im Lande, und der Bischof beschwerte sich über die Eingriffe in seine landesherrliche Hoheit. Uebrigens gab es unter den versammelten Ständen kein kleines Aufsehen, als Wichart erschien, drei Hellebardiere vor, drei Hellebardiere hinter sich. Wahrscheinlich glaubte er das dem Ansehen des Oberbefehlshabers schuldig, unter dessen Schutz in der unter Waffen stehenden Stadt die Stände tagten. Besser hätte er den Prunk unterlassen; denn es fühlte sich der Stolz manches Adelsherrn verletzt, der ihm sonst wohl gewogen war. Der Landtag aber brachte keine Versöhnung, und man trennte sich mit noch größerer Feindseligkeit.

Als nun von protestantischen Städten und andern Glaubensgenossen Warnung auf Warnung einlief, — die Paderborner sollten sich vorsehen, die Rietbergsche Werbung gelte nur ihnen, der Kreis-

oberste Graf Simon von der Lippe wisse nichts davon, — so schüttelten zwar immer noch Viele ungläubig die Köpfe und sagten: „Wie kann der Bischof uns überfallen? Sind wir denn in Rebellion gegen ihn? Hat er uns denn schon im ordentlichen Rechtswege verklagt? Hat er denn nicht in seiner Wahlkapitulation einen leiblichen Eid geschworen, ohne der Stände Bewilligung kein Kriegsvolk zu sammeln? Ei was, wir lassen uns nicht bange machen.“ So redeten auch alle Diejenigen, die sich wider das neue Stadtregiment verschworen hatten. Wichart und seine Freunde aber dachten auf andern Rath. Drei Wege lagen vor ihnen: entweder fremdes Kriegsvolk einnehmen, oder unter hessische Schutzhoheit treten, oder förmlich zur letzten Vermittelung, und falls sie nicht helfe, zur Waffenhülfe Domkapitel Ritterschaft und Städte aufrufen.

Eigenes versuchtes Kriegsvolk war offenbar am meisten zu wünschen. Dadurch wäre man auch am sichersten vor Aufruhr und Meuterei in der Stadt selbst gewesen. Denn Bürger können auch unter Waffen stehend nicht davon lassen, ihrer Stadtobrigkeit Befehle zu erörtern, und in schwierigen Lagen wird die Menge schließlich immer nur das leisten, was ihr nach eigenem Verstande gerade das Räthlichste dünkt. Soldatisch Volk aber gehorcht dem Kommando. Diesen großen Vortheil sah Wichart wohl ein: Paderborn hatte auch noch Kredit genug, und ringsum gab es kriegsgeübte Gesellen genug, die gern in den Dienst einer reichen Stadt eintraten. Da war aber durch kaiserliches Mandat den Städten streng verboten, fremdes Kriegsvolk einzunehmen. Durften gerade Diejenigen, die immer auf das Recht, auf die alte kaiserliche Freiheit ihrer Stadt pochten, wider klares Reichsrecht handeln? Zwar zog auch der Graf von Rietberg ohne Wissen und Erlaubniß des Kreisobersten Kriegsvölker zusammen, aber wenn Dieser gegen die Reichsabschiede handelte, war es auch für die Stadt rathsam, auf bloßes Gerücht und Geschrei hin ebenso zu handeln? Am Ende steckte hinter dem Ganzen nur eine Falle. Wenn sie ohne Angriffe, ohne Vorwissen kaiserlicher Majestät fremde Obersten und Soldaten annahmen, dann war eines schönen Morgens das Rietbergsche Volk verschwunden, und was folgte dann? Der Bischof klagte bei dem Reiche, der Kaiser verhängte gegen Paderborn die Acht, und der die Reichsacht zu vollstrecken hatte, war am Ende wieder der Graf von Rietberg.

Hessische Hülfe anzurufen, das erschien als das Aeußerste. Noch scheuete der eigenthümliche Paderborner Stolz davor zurück. Denn was konnte leicht von der hessischen Schutzherrschaft kommen? Daß die größte Ehre in die Brüche ging, nämlich die Selbstständigkeit des Paderborner Landes und das hohe Bewußtsein seiner Landeshauptstadt.

Es blieb also nur das letzte Mittel übrig, und auch die Kühnsten griffen um so lieber dazu, als es selbst ihnen noch immer schwer wurde, sich vorzustellen, ihr Landesfürst werde sie wirklich, da sie ja keineswegs in offener Rebellion befindlich, mit Geschütz und Kriegsvolk anfallen. Sie meinten noch immer, auf gutem Rechtsboden zu stehen. Mindestens werde der Fürstbischof ihnen die Klageartikel erst schwarz auf weiß zuschicken, dann Verhör und Schiedsgericht darüber vornehmen, und führe auch dies zu nichts, erst dann könne der Bischof Gewalt ankündigen. So war es ja altes Recht und Herkommen, und von ihm verbrieft und beschworen. Dieser Glaube war von allen falschen Vorstellungen, mit denen man sich noch beschwichtigte, die gefährlichste.

Wichart und die mit ihm gleich dachten setzten wenigstens so viel durch, daß die Anrufung des Domkapitels mit einem entschiedenen Hinweis erfolgte, daß nöthigen Falls die Stadt sich selbst helfen würde. Es wurden nun der zweite Bürgermeister Wennebier nebst den beiden vorigen Bürgermeistern Boen und Bellersen, die vier Kämmerer des vorigen und des laufenden Jahres, Lamberts Stroip Schilling und Blefken, der Syndikus Günther und andere Abgeordneten der Gemeindsherren und des Volksausschusses aufgestellt, die nach Lippspringe zogen, wohin zu dem Ende das ganze Domkapitel zusammenberufen war.

Die Abgeordneten beantragten: „Ein paar Domherren sollten zum Bischof nach Neuhaus, ein paar Andere zum Grafen nach Rietberg gehen, und klaren Wein verlangen, was die Anwerbung der Söldner bedeute? — zugleich aber erklären: Es dürfe nicht wider Bischof Bernwards Privileg und die Union der Stände gehandelt, also gegen die Landeshauptstadt nicht gleich mit Exekution verfahren werden, widrigenfalls die Stadt, nachdem vom Landesherrn ohnehin so viele Jahre hindurch zur Abwehr des fremden, im Stifte sengenden und plündernden Kriegsvolkes nichts gethan

sei, ihre Defensive selbst zur Hand nehmen und einen andern Fürsten um Schutz und Schirm anrufen werde." Dabei überreichten die Paderborner dem Domkapitel eine notarielle Urkunde, worin Bürgermeister und Rath erklärten: „Wenn es dazu komme, solle durchaus in Nichts gegen das Domkapitel als Erbherrn gefrevelt sein." Zugleich verlangten sie im Namen ihrer Stadt: „Wolle der Bischof ohne Verhör und Beschluß der Landstände gleich thatsächlich vorgehen, so müßten Domkapitel Ritterschaft und Städte ihr mit bewaffneter Hülfe beispringen und die unrechte Gewalt abwenden."

Hierauf ließ das Domkapitel durch seinen Syndikus Moller erwiedern: „Es habe bereits ein Schreiben an Fürstliche Gnaden abgeschickt: wenn das nicht helfe, so wolle es sämmtliche Ritterschaft und Städte auf Freitag nach Ostern, den 23. April, nach Nieheim berufen, um in dieser hochwichtigen Sache Beschluß zu fassen."

Die Paderborner Bürgerschaft war wieder guten Muths und meinte, vor der einmüthigen Erhebung seiner Landstände werde der Bischof schon zurückweichen. — Wenn er aber nicht darauf wartete? Wenigstens das Hin- und Herlaufen der Soldaten in und aus dem Rietbergschen wurde immer verdächtiger. Offenbar wurden sie in die Dörfer nach Paderborn hin gelegt, leise bezog bald hier bald dort ein Fähnlein ein der Stadt näheres Quartier. Auch begannen schon bischöfliche Beamte, die Bauern auf den Dörfern zu mustern. In Paderborn, dem rechten Boden für westfälische Vorgeschichten, sah und hörte man immer stärker bei dem Westernthor und bei dem nahen Hochgericht auf der sog. Kermisse „ein grausam Gepölder" von Rossen und Knechten und Kriegswagen, das rasselte und trabte und wollte gar nicht aufhören. An den Giebeln einiger Häuser aber erschienen brennende Laternen. Vielleicht waren es doch keine Vorgeschichten, sondern nur das Lautwerden heimlicher Anschläge. Kriegsvolk ließ sich ja bei Nacht und Nebel nach Neuhaus schaffen, und von da wurde vielleicht versucht, ob es durch Verräther in die Stadt gelassen werde. Was die Laternen an den Hausgiebeln bedeuteten, sollte noch offenbar werden.

Wichart hielt die äußerste Wachsamkeit für geboten. In der Charwoche ließ er wiederholt bewaffnete Haufen über die Straßen marschiren. Am Charfreitag strömte nach alter Gewohnheit, wie

noch heute, Alles in den Dom zur Nachmittagspredigt. Zur selben Zeit aber ging die Trommel: bei höchster Strafe mußten alle Waffenpflichtigen auf ihren Plätzen unter Gewehr stehen, und nicht eher wurden sie entlassen, als bis die Predigt aus war.

Andern Tags, am Samstag vor Ostern, riefen die Stadtboten den alten und den neuen Rath, die vierundzwanzig Gemeindsherren und die Fünfundzwanzig vom Volksausschuß, auf's Rathhaus. Eine Versammlung von 97 Männern, zerklüftet durch wilde Parteiung, stürmisch erregt durch Angst und Rachgier und jede Leidenschaft, sollte über Dinge Beschluß fassen, die nur im tiefsten Geheimniß gerathen konnten. Wie griff man nun in jener Zeit dergleichen an?

Zuerst wurde von Rathswegen vorgestellt: „Man habe nun sichere Kundschaft, die Rietbergschen Kriegsvölker würden Paderborn überfallen, der Bischof wolle seinen Muth an der armen Stadt kühlen, seine Hände im Blut ihrer Bürger waschen, und warum es ihm hauptsächlich zu thun, ihre evangelische Religion ausrotten. Der Rath begehre von den Vertretern gemeiner Bürgerschaft, Mittel und Wege vorzuschlagen, wie dem Uebel zu begegnen, auf daß die Stadt bei ihrer Gerechtigkeit und Religion bleibe.“

Die Aufgeforderten erwiederten nach altem Brauch: „Ein ehrbarer Rath möge zunächst seine Bedenken eröffnen, alsdann wollten sie sich vernehmen lassen.“

Der erste Bürgermeister aber entgegnete: „Diesmal sei die Sache dergestalt, daß zuerst die gemeine Bürgerschaft durch ihre Vertreter sich erklären müsse. Gemeindsherren und Volksausschuß sollten daher sich gesondert berathen, jeder Theil dann sein Gutachten vorbringen.“ Wahrscheinlich hoffte Wichart, sie sollten die Sache dem Rath anheimstellen. Also traten die Vier- und die Fünfundzwanzig ab, hielten ihre Berathung, und als die Gemeindsherren wieder vor die Rathsbänke traten, erklärte ihr Sprecher:

„Herkommen sei es bei Streit und Zwiespalt mit dem Bischof, daß das Domkapitel als Erbherrn ersucht würde, mit Zuziehung anderer Stiftsstände die Sache zu vermitteln.“

Wichart machte ein sonderbar Gesicht, als er wieder diese zahme Meinung hörte. „Dieser Vorschlag“, sagte er, „ist viel zu gering, da der Handel so schwer. Ruft die Fünfundzwanzig herein!“

Der Volksausschuß kam und gab dieselbe Erklärung ab, wie die Gemeindsherren, jedoch mit dem Zusatz:

„Wenn die Pfaffen nicht wollten, brauche man sie nicht lange anzuflehen, da sie das Spiel mittreiben helfen: es gäbe andere Leute genug, die eine bessere hülfreiche Hand reichen könnten."

„Dieser Vorschlag ist dem Ziel etwas näher geschossen, als der vorige," sagte Wichart, „jedoch noch nicht die rechte Meinung." Und nun setzte er auseinander: „Nur ein Mittel gäbe es, und ohne dies Mittel sei die Stadt verloren. Es sei aber solcher Gestalt und Natur, daß es im tiefsten Geheimniß bleiben müsse. Man möge drei oder höchstens vier Mann wählen und ihnen volle Gewalt übergeben, die Sache in ihrer Aller Namen zu verhandeln, ihnen aber auch durch Handschlag Schadloshaltung versprechen."

Das schien denn doch vielen Rathsherren und Anderen zu viel verlangt. „Wie könnten sie in so bedenklichen Sachen eine solche Vollmacht ausstellen? Da könnten ja diese paar Leute Alle in Schaden Hohn und Spott bringen. Man solle ihnen das Mittel nur sagen, sie wollten es auf ihren Eid nehmen und verschweigen, und wäre das Mittel gut für die arme Stadt, wollten sie Alles in der Welt gerne thun."

Jetzt aber erhob sich Wichart. Mit erschütternder Gewalt, mit flehender Seele legte er dar: „wie ihr höchstes Gut, das reine Evangelium, zerrissen, ihre theure Vaterstadt zertreten werde, wenn man sich jener einzigen Hülfe durch vorzeitige Veröffentlichung beraube. Er meine doch, ihr volles Vertrauen verdient zu haben, und er würde nicht so sprechen, wenn die blanke Noth nicht dränge." Alle Widerrede verstummte. Nur noch das Eine wurde gefordert und gern zugestanden: es dürfe nichts gegen Gott, und gegen die Rechte und Privilegien des Landesherrn und der Stände geschehen.

Wichart selbst machte nun die vier Männer namhaft: er selbst, Günther, Johann Scheper, und Heinrich Boen. Alle stimmten bei und gaben diesen Vier jegliche Macht und Gewalt, in ihrem und der ganzen Stadt Namen zu handeln.

Die Vier „haben sich darauf, damit in diesen gefährlichen Sachen so wenig gegen das Reich als gegen den Bischof excedirt, gleichwohl auf den Nothfall rechtmäßige Defensive an Hand ge-

nommen werden möchte, endlich dahin verglichen", es solle erstens schon jetzt der Schutz und Schirm des Landgrafen Moritz von Hessen angerufen, und zweitens, im Fall die Stadt wirklich berennt und belagert werde, von ihr auswärtig Kriegsvolk an- und eingenommen werden.

Ohne Zweifel war der Landgraf längst mit sich im Reinen darüber, daß es im Paderbornschen bald zum bewaffneten Zusammenstoß komme und daß dann die Stände seine Hülfe anrufen würden. Auf diesen Fall hatte er tüchtig gerüstet und stand auf dem Sprunge, mit seinen Truppen aufzubrechen. Das wußten die Häupter der Bewegung in Paderborn, aber sie warteten und zögerten, noch immer hoffend, daß vom Nieheimer Landtag Gutes und Großes erfolge. Auf eine und andere Woche Belagerung kam es ihnen nicht an: sie wußten sich stark genug dazu.

Wichart und seine Vertrauten hatten auch eine ganz heimliche Vorkehrung getroffen, wie sie selbst während der Belagerung nicht allein Abgeordnete aussenden und mit ihnen im Verkehr bleiben, sondern wie sie auch Kriegsvolk einlassen könnten.

Auch ließen sie zwei Sammetanzüge machen, um damit, wie es Brauch war, die Feldobersten zu beschenken, welche die Stadt in Sold nehmen würde. Nicht aber Paderborn, sondern der Bischof sollte zuerst angreifen. Erst dann wollten sie — der Sorge um des Kaisers Acht entledigt — Kriegsvolk einnehmen, und dann, so hofften sie, würde das herbei eilende Hessenheer zugleich mit einem frischbeherzten Ausfall aus der Stadt des Bischofs ganze Macht zerstäuben bis auf den letzten Hauch, und dann — ja dann mußte ja Paderborns uralte Freiheit emporleuchten, zum herrlichen und unwiderstehlichen Beispiel für Höxter Herford Braunschweig Soest Köln und all die andern Städte, die sich damals in Niedersachsen mit Mühe der fürstlichen Unterdrückung erwehrten.

So zögerten sie noch die drei Tage, in welchen das heilige Osterfest ruhig in Paderborn gefeiert wurde. Am Mittwoch nach Ostern aber kam plötzlich Kunde, die Spanier seien in die umliegenden Ortschaften eingerückt, und die Bauern auf des Fürsten Dörfern würden eilig gemustert. Da mußte Günther schnell abreisen, und es war nicht Zeit mehr, all die Schreiben für ihn auszufertigen. Man setzte der Stadt Siegel unter drei leere Bogen,

und übergab sie ihm, ließ jedoch zu größerer Sicherheit die drei Urkunden, welche er unterwegs zierlich darauf schreiben sollte, durch den Notar Amelung in das Stadtprotokoll eintragen. Auf den ersten Bogen sollte Günther den Entwurf seiner Vollmacht für den Landgrafen setzen, den zweiten zur Aufnahme eines Darlehens gegen der Stadt Rentenbriefe gebrauchen, und den dritten Bogen zum Soldvertrage mit den Feldobersten, welche sich anheischig machten, in aller Eile Truppen zu werben und auf Paderborn zu ziehen. Von dem Gelde aber sollte er unter die Soldaten vertheilen, damit sie um so rascher und freudiger marschirten. Begleitet von dem Stadtausreiter und dem Stadtboten, welcher „Vaterunser" hieß und die Sammetanzüge für die Obersten trug, damit diese sogleich „in der Stadt Kleidern" mit deren Wappen und Farben darauf antreten könnten, reisete Günther am besagten Mittwoch, den 21. April, eilends nach Kassel und übergab andern Tags schon dem hessischen Fürsten seine Vollmacht.

Diese lautete: „Unter der Regierung des ehrwürdigen Fürsten und Herrn Dietrich, Bischofs des Stifts Paderborn, sei dasselbe fast alle Jahre von ausländischem Kriegsvolk, sowohl holländischem als spanischem, mit Mord Raub und Brand heimgesucht und um etliche unzählige Tausend Thaler gebrandschatzt. Der Fürstbischof aber habe weder eine Hand zur Vertheidigung gerührt, noch einen Heller zu den Kontributionen gegeben. Von solch fremdem Volk sei nicht bloß des Stiftes Untergang, sondern besonders auch der Stadt Paderborn Ueberfall zu besorgen. Dazu sei nun notorisch, daß der Graf von Rietberg, unter dem Schein, als sollten sie auf Emden geführt werden, bei zweitausend Mann zu Roß und zu Fuß angeworben habe, der Intention, wegen der streitigen Agende des Stiftes Ständen, oder einem Stand zuvor, feindlich zuzusetzen und zu überschnellern. Sothan Kriegsvolk sei auch bereits in die bei Paderborn fast umliegenden Dörfer verlogirt, dazu des Fürsten Bauern eilends gemustert. Sie aber wollten sich nicht, wider alles klare Recht und Herkommen der Paderborner Stände, ohne Warnung Klage und Verhör, plötzlich von ausländischem Volk überfallen und plündern lassen, und nachdem sie erst sich an das Domkapitel gewendet, dieses aber vergebens oftmals an den Fürstbischof geschrieben, jetzt aber höchste Gefahr im Verzuge sei: so hätten sie den ehrenfesten hoch-

gelehrten Herrn, der Stadt Syndikus, Wolfgang Günther, abgefertigt und bevollmächtigt, bei dem Landgrafen um gnädigen Schutz und Schirm, oder auch Entsetzung der Stadt anzurufen, deshalb auf ein Jährliches zu kontrahiren, und Jegliches nach seinem besten Verstand und Willen ins Werk zu richten, was sie Alles ratifiziren und genehm halten würden unter ausdrücklicher Verpfändung ihrer Habe und Güter, — in Allem jedoch hochgedachten Bischofs Gerichtsbarkeit und landesfürstliche Obrigkeit vorbehalten."

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Verrätherei und Sieg.

Romanische und deutsche Staatskunst. Plan der bischöflichen Partei. Beschluß der Landstände. Aufbruch von Rietbergs Kriegsvolk. Dietrichs angeblicher Fehdebrief. Kriegslist von Wicharts Gegnern. Aufruhr: 23. April. Der Rath in Bedrängniß. Wicharts Reden. Gefahr des Bürgerkampfes. Deputation an den Fürsten. Seine Antwort. Absichten der Rietbergschen. Bestürmen des Westernthores. Getümmel auf den Straßen. Vertheidigung der Stadt. Laternen an den Giebeln. Rietbergs schwere Niederlage. Neue Schutzmittel.

Nichts ist dem Deutschen bei politischen Unternehmungen hinderlicher, als sein umständliches, offenherziges, ewig bedenkliches Wesen, das ihm angeboren scheint. Noch weniger überwindet er eine gewisse edle Scheu, etwas wider Recht und Ehre zu thun. Da ist bei dem Romanen lauter Helligkeit des Geistes, Handeln Schlag auf Schlag, spottend aller sittlichen Bedenken. Dieser hat seinen Vortheil schon erfaßt, wenn Jener noch sinnet, ob ein Mensch wohl so schlecht und treulos sein könne. Schon deshalb wird romanische Staatskunst leicht Herr über deutsche, — um wie viel mehr ein Orden, in welchem alle Intelligenz und Tücke der Romanen wie vereinigt erschien!

So sagten die Paderborner: „Nein, das ist ja gar nicht möglich: während der Landtag mit ihm verhandelt, kann der Bischof uns nicht angreifen. Er will uns mit seinem Kriegsvolk nur Schrecken

einjagen. Er hat uns ja noch nicht einmal offen Feindschaft angesagt, wie könnte er uns plötzlich überfallen?" Gerade auf diese dumme Zuversicht rechneten des Bischofs Vertraute. In ihrem Plane stand in erster Linie das Einwiegen der Bürgerschaft in Sicherheit, sodann Entfernung ihrer Häupter, sodann Zwiespalt und Lähmung in ihrem Schooße, dann rascher Ueberfall unterstützt durch Verrätherei in der Stadt. Der Plan war eines Meisters würdig.

Günther war am Donnerstag den 22. nach Kassel. Am folgenden Tag ritten der alte Bürgermeister Heinrich Boen, der alte Kämmerer Johann Stroip, Johann Scheper, und andere Herren vom Rath nach Nieheim zur Ständeversammlung. Sie hatten den Auftrag: „Wolle sich der Bischof nicht darauf einlassen, die Stadt erst im Wege Rechtens zu belangen, sondern gleich thätlich gegen sie vorgehen, so sollten sie den Ständen erklären: der Fall von Bischof Bernwards Privileg und der öfter und noch vor vierzehn Jahren geschlossenen Union liege vor, Kapitel und Ritterschaft müßten der Stadt mit gesammter Hand zu Hülfe eilen".

Andern Tags, den Freitag, traten die Paderborner vor die Stände mit lauter Klage wider des Fürsten spanische Werbungen. Die Brakeler und der größte Theil der Ritterschaft stimmten bei. Allein es waren auch von des Fürstbischofs Domherren da, und Diese sagten: „Die Stadt habe durch Trotz und Aufruhr den Fürsten herausgefordert, sie solle ihm entgegenkommen, dann werde man ihr von Herzen gern helfen." Der Beschluß aber der Stände ging dahin: „An Herrn Dietrich, Bischof des Stifts Paderborn, wegen der Stadt Paderborn Etliche ihres Mittels abzuordnen, und kraft den Abgeordneten zugestellter schriftlicher Instruktion gedachten Herrn Bischof dahin fleißig ermahnen zu lassen, damit das vergatterte Kriegsvolk und vorhabendes Intent abgeschafft, inzwischen die Stadt Paderborn vermöge der Rezesse zu Verhör und Rede gesetzt, die sämmtlichen Stiftstände dazu verschrieben, und durch Dieselben die gedachte Stadt, wofern sie strafwürdig erfunden würde, zu unterthänigem schuldigem Gehorsam angewiesen werde."

Während am selben Tag, als die Stände acht Stunden entfernt verhandelten, die Paderborner ihre Gedanken dorthin, nach Nieheim, wendeten und sich keines Dings weniger versahen, als Aufruhrs

von innen und Ueberfalls von außen, war von des Bischofs Partei gerade dieser Tag zum großen Schlag ersehen.

Graf Rietbergs Leibsoldaten ritten eilends auf die Dörfer, wo seine Kompagnien lagen: „die Mannschaften sollten sich aufmachen, und vorsichtig und gedeckt dem Haderbusch, einem Wald in Paderborns Umgegend, zuziehen, dort solle am Abend Musterung sein". Der Graf selbst lag fieberkrank auf seinem Schloß zu Rietberg. Sobald aber dort Kriegsvölker eintrafen, trieb und drängte er, daß alle, ohne sich erst zum Essen und Triken zu setzen, nach Paderborn fortmarschirten.

Am selben Freitag ging ein Rathsverwandter aus Paderborn nach Neuhaus. Er sollte dort seinen Advokaten, den Licentiaten Heinrich Westphal, treffen, mit welchem er bei des Fürsten Kanzlei nöthig zu sprechen hatte. Westphal war aber nicht da, und während der Rathsherr sich nach seinen Akten und Urkunden umsah, die er in dessen Händen gelassen, begegnete ihm ein fürstlicher Rath, fragte ihn nach seinen Geschäften und „wie es in der Stadt stehe? Ob man des Rebellirens noch nicht müde? Sein Herr, der Fürstbischof, werde es aber bald ändern. Ihn dauerten nur so viele unschuldige Bürger." Bestürzt fragte der Paderborner: „Was ist das? Ich hoffe doch nicht, daß Fürstliche Gnaden ohne Brief und Absage die Stadt überfallen? Das wäre wider Bischof Bernwards Privileg." Da rief Jener: „Wollt Ihr denn dem Fürsten auch vorschreiben, wie oft er den Fehdebrief schicken soll?" — „Ich sitze selbst im Rath," sagte dieser, „aber ich kann es bei Gott und allen Heiligen beschwören, davon hat nicht das Geringste verlautet." — „So helf Euch Gott! Seht, da ist der Bote, der hat des Fürsten letzten Brief Wichart selbst in die Hand gegeben. Fragt Den, was er geantwortet." Damit ging der fürstliche Rath seines Weges, der Paderborner aber stürzte auf den Boten zu, und Dieser antwortete allerdings: „Er habe vor ungefähr drei Wochen dem Bürgermeister Wichart auf dem Rathhaus einen Brief übergeben, aber die Antwort erhalten: „Hörst du, komme mit diesen Briefen nicht mehr in die Stadt, oder man soll dich im Sack wieder nach Neuhaus schicken!"

Nun kam der arme Rathsherr, ganz bestürzt und verstört, wieder nach der Stadt und vertrauete, was er Schlimmes gehört, einigen vornehmen Bürgern, und Diese hatten nichts Eiligeres zu

thun, als von Einem zum Andern zu gehen und zu klagen und zu hetzen, und bald stand hier ein Haufen Bürger und dort wieder einer, und alle steckten die Köpfe zusammen. Das fiel Keinem ein, zu fragen, wie es denn möglich sein, daß des Fürsten öffentlicher Absagebrief drei Wochen lang könnte verschwiegen bleiben, während vor und nach dem Scharmützel mit den Spaniern zwischen Neuhaus und der Stadt lebhafter Verkehr gewesen? Diejenigen, welche die Sache so abgekartet, wußten auch wohl, daß ein Landesherr, wie Dietrich von Fürstenberg, sich schwerlich noch an die alte Form der Absage gebunden hätte: hatte ja doch der ewige Landfrieden längst allen Fehdebrauch abgeschafft. Sie aber klagten und jammerten „über die arme Stadt, die jetzt der Bischof jeden Augenblick überfallen könne, da er ja das offenbare Recht in Händen habe. Was man dann thun solle, von Gott und aller Welt verlassen? Schändlich sei es und über alles Maß, daß der Bürgermeister einen solchen Absagebrief vor seinen eigenen Bürgern verschwiegen habe". Wieder andere redeten „von dem fremden Kriegsvolk, das Bürgermeister und Rath geworben, das werde bald da sein, und mit ihm die Menge der Hessen, dann bekomme jeder Bürger sein Haus voll und übervoll, dann sei nicht sein Gut, nicht seiner Frau und Tochter Ehre, ja nicht sein eigen Leben sicher. Ob man noch denke an das Prassen und Stolziren der Hessen vor ein paar Jahren?"

Gerade stand der größte Haufen auf der Domfreiheit zusammen, da kam der Bürgermeister mit einigen Stadtdienern daher. Es fiel ihm auf, wie die Bürger ihm nicht sonderlich Ehrerbietung bezeugten. Als er in den Schilderen, die enge Straße, welche zum Rathhause führt, eintrat, begegnete ihm eine andere Schaar, die er anredete: „Was das für eine Ordnung sei? Wer etwas zu fordern oder zu sagen habe, solle auf's Rathhaus kommen." Hier wurde ihm schon heftig geantwortet, und ein Wort gab das andere. Nun gingen sie Alle mit einander zum Rathhaus, und als die Rädelsführer sahen, daß hier eine noch größere Menge den Markt anfüllte, gaben sie den Rath, man solle sich eilends in Waffen werfen, ehe die Konstituenten kämen, denn Diese würden wild genug auftreten. Und kaum war das Wort gesprochen, da kamen bereits aus allen Ecken die angeklagten Herren, die für sich allein schon eine starke Mannschaft bildeten, mit ihren Knechten und Anhängern

in Waffen heran, und während der Rath sich oben im Hause versammelte, besetzten sie gleich die Treppe zum Rathhause, den Weinkeller, und andere Gassen und Häuser, so daß sie sich decken konnten. Von der Gegenpartei, den Konstituenten, erschienen zuerst die Fähndriche und andere Offiziere, und fragten verwundert, wie man sich das unterstehen könne, und begehrten auf's Rathhaus. Aber nur die zwei Fähndriche wurden durchgelassen, den Andern sagte man: „Sie sollten ihre Hellebarden nur hinstellen, ihr Regiment sei aus."

Als nun die Konstituenten in bewaffneten Zügen herankamen, fanden sie Bürgermeister und Rath ringsum abgeschnitten, und konnten nicht zu ihnen durchdringen. Einer trat vor und rief mit heller Stimme: „Ihr Bürger kommt her zu mir und schlagt einen Ring! Ich will Euch berichten, daß sich die Sache mit unserm Bürgermeister ganz anders verhält." Man schrie ihm aber zu, überhäufte ihn mit Schmähungen, und ließ ihn nicht zu Worte kommen.

Jetzt ließ der Bürgermeister bei Eid und Pflicht gebieten: „Man solle in Ordnung auf's Rathhaus kommen und die Sache vortragen." Die Aufrührer antworteten: „Der Bürger seien zu viele da,— er solle lieber herunterkommen auf den Markt!" Hier hätten sie ihn unzweifelhaft in ihre Mitte genommen, und wer weiß, was ihm geschehen wäre. Es zeigten sich die schweren Folgen früherer Bedenklichkeit. Wichart hätte sich entweder der Rädelsführer versichern müssen, daß sie ihm nicht in der gefährlichsten Zeit die Stadt in Aufruhr brachten, oder es mußten ihm Söldner genug zur Hand sein, die beständig scharfe Wacht hielten. Nur ein Fähnlein geschulter Soldaten, mit dem Hauptquartier auf dem Rathhaus, mit Wachtgängen auf den Straßen, das hätte den Aufruhr im Beginnen zerstreuet, oder jetzt, wo Alles auf dem Spiele stand, Wichart und den Seinigen Luft gemacht.

Noch einmal, noch ernstlicher erging des Bürgermeisters Befehl, vor ihm zu erscheinen. Man entschuldigte sich wieder mit der großen Menge. Da erschien Wichart am Fenster und rief, daß es über den Markt schallte: „Bin ich nicht Euer Bürgermeister? Habe ich nicht bei Euren Eiden Euch geboten, herauf zu kommen? Wollt Ihr eidvergessene Leute sein?" Die Gegner antworteten nicht, und rührten sich nicht. Da rief er den Konstituenten zu, die drüben

standen: „Da Diese ihres Eides nicht so viel achten, so kommt Ihr herauf!“ — „Wir können nicht,“ scholl's zurück, „sie lassen uns nicht durch, die Treppe ist zu stark besetzt!“ Da Wichart das hörte, gerieth er in einen Zorn, daß er drohend die Hand erhob und schrie: „Dann schießt und stecht in die meineidigen Hunde, daß es Platz giebt! Wie? Habt Ihr kein Herz im Leibe? Mögt Ihr kein Blut sehen?“

Die Parteien standen sich gegenüber und suchten einander mit wüthenden Blicken das Weiße im Auge. Oben auf dem Rathhaus lud man eilig die Musketen und Feldschlangen und zündete Lunten an. Nur ein böses Wort brauchte noch zu fallen, nur eine Hand sich zum Schlag zu erheben, und in tollem Grimm wäre man auf einander gestürzt und hätte den heißen Haß im wilden Ringen gekühlt, bis er im Blute gesättigt war. Denn die Parteien erschienen fast gleich stark. Doch die Besinnung behielt die Oberhand.

Wichart selbst begann in seiner Weise herzlich den Aufrührern zuzusprechen: „Man solle doch nicht so schlecht handeln wider die eigene Obrigkeit. Habe er einige Worte im Zorn geredet, so möge man es mit seinem heißen Blute entschuldigen. Gern wolle er zu Willen sein, und in ein paar Tagen mit dem Bischof unterhandeln. Sich selbst wolle er ja für die Stadt opfern, und wenn's sein müsse, sein Leben dahin geben, dazu hätte er's im Busen.“

Die Aufständischen sahen ein, daß sie nichts weiter mehr erreichen würden, und verlangten, man solle auf der Stelle zum Fürsten senden, und schickten ihre Rechtsgelehrten, den Bernink und seine Genossen, auf's Rathhaus. Wichart war es zufrieden, und man kam überein: es sollten noch am selben Abend eine Anzahl Bürger, etwa fünfundzwanzig, nach Neuhaus gehen, um dem Fürsten vorzustellen, „er möge doch, was er wider die Stadt habe, im Wege Rechtens schlichten lassen; werde Jemand schuldig gefunden, daß er wider ihn gefrevelt, so solle er sich der Strafe nicht entziehen.“ Wichart, auf dessen Ansehen alles Dies gemünzt war, durfte selbst die Fünfundzwanzig ernennen; denn seinen Feinden kam es darauf an, Diejenigen, auf welche er am meisten vertrauete, gerade jetzt aus der Stadt zu schaffen.

Während dies auf dem Rathhaus vor sich ging, dunkelte der Abend, und stellten sich auf dem Markte die Thorwachen auf, welche

für die Nacht von Wällen und Thürmen zu spähen hatten, ob sich draußen etwas Verdächtiges rege. Da nun die Aufständischen wieder zu Macht und Ansehen gekommen, so warfen sich von den Rädelsführern Einige zu Anführern der Nachtwachen auf: man fand nichts Arges darin, und ließ sie zu den Thoren abziehen. Insbesondere war es Dietrich Stamb, der die Wache nach dem Westernthore führte.

Die Fünfundzwanzig machten sich noch am späten Abend zum fürstlichen Schlosse auf, wurden in Neuhaus vorgelassen, und trugen vor, weshalb man sie gesendet. Dietrich antwortete: „Ihre Bitte sei billig, komme aber zu spät. Er habe sich ein anderes Mittel vorgenommen, das er nicht mehr ändern könne. Mit Gottes Hülfe solle aber morgen Schlag acht Uhr auf ihrem Markte weiterer Bescheid erfolgen." Damit zogen die Abgeordneten wieder nach der Stadt zurück, und es lag ihnen schwer im Sinne, was das bedeute, daß der Fürst gesagt, er wolle morgen früh auf dem Markte zu Paderborn sich weiter vernehmen lassen. Dietrich aber sagte dies, entweder um die schon halb verwirrten Gemüther noch tiefer niederzudrücken, oder in Stolz und Hochfahrt, weil er meinte, die Stadt schon sicher in Händen zu haben.

Denn noch in derselben Nacht erschien Rietberg in Neuhaus, um dem Fürsten zu melden, daß alles bereit. Der Graf hatte seine Völker im Haderbusch getroffen, ihre Fähnlein gerichtet, und Plan und Angriff bekannt gemacht. „Er werde mit seiner Leibcompagnie vorausziehen, die Andern alle sollten eilends nachkommen, und sich am Westernthore sammeln. Er werde die Außenpforte mit einer Petarde sprengen, dann sollten sie alle hereindringen — die beiden andern Pforten würden offen stehen — und sich rasch über die Straßen vertheilen. An welchen Häusern brennende Laternen ausgehängt und ein Galgen angemalt sei, diese sollten sie vorbeigehen, die andern aber stürmen und niedermachen, was ihnen vor die Klinge komme." Darauf hin hatte der Graf seine Truppen vereidigt. Nun besprach er sich noch des Näheren mit dem Bischof, und dieser sagte ihm bei dem Abschied: „Soviel als möglich, solle er sich des Würgens und Todtschlagens enthalten."

Graf Rietberg zog nun eilends um Mitternacht mit Leitern und anderm Sturmgeräth die kleine Stunde Wegs bis nach Pader-

dorn, kam unbeschrien an's Westernthor, und schraubte selbst die Petarde an. Er mußte aber noch warten, weil seine andern Völker über Zeit ausblieben. Auf ihn aber wartete man drinnen in der Stadt. Die angeklagten Herren und Andere, die in das Geheimniß eingeweiht, waren, als der Tumult sich verlief, nicht wie die übrigen Bürger nach Hause gegangen, sondern in den Weinstuben und vor dem Rathhaus verblieben. Da sie nun heimlich sich besprachen, „ob sie auch wohl zu lang ausblieben?", hörte das der Fähndrich Hermann Dornemann, der sich zur Ruhe in der kleinen Rathsstube niedergelegt. Er schöpfte sofort Verdacht, und ging zum Westernthor, das jenseits des Marktes ihm zunächst lag. Da fand er zu seinem Erstaunen keine Wache vor, aber Dietrich Stamb, Johann Drolshagen, Jost Kopperschmidt und Andere in verdächtiger Weise bei den Pforten beschäftigt. Es mochte zwei Uhr Morgens sein.

Plötzlich erscholl ein furchtbarer Knall mit Geknatter. Rietberg hatte seine Petarde losgebrannt, ihre Wirkung war reißend, sie zerschmetterte die Außenpforte und sprengte einen Theil der Mauer weg. Schon hörte man den eingedrungenen Feind mit Aexten und Brechstangen an der Mittelpforte arbeiten. An der Binnenpforte aber riefen und pochten ein paar Bürger, die in der Thorwölbung auf Wache gelegen. Sie wollten sich durch's Nothpförtlein in die Stadt retten, fanden es aber verschlossen, und schrien jämmerlich um Rettung. Denn Wichart, der vielleicht von einem verrätherischen Anschlag eine Spur bekommen, war in dieser Nacht auf dem Rathhaus geblieben, und hatte sich sämmtliche Schlüssel von den fünf Thoren bringen lassen: sie lagen vor ihm auf dem Tische bei brennenden Kerzen. Nun machte sich Dietrich Stamb mit seinen Genossen zu thun, daß sie die Schlüssel zum Westernthore holten. Sie bekamen aber nur den zum Nothpförtlein, und kaum war dies eröffnet, und der letzte Bürger heraus, so krachte schon die Mittelpforte nieder. Fähndrich Dornemann aber ließ rasch das Eisengatter fallen, welches die letzte, die Binnenpforte, schützte, und schaffte mit den zulaufenden Bürgern in Hast und Eile, sie auch von der Stadtseite mit Holz Steinen und Mist derart zu decken, daß selbst kein Geschütz sie mehr zu zertrümmern vermochte.

Unterdessen war auf den fürchterlichen Knall der Petarde die

Bevölkerung vom Lager gesprungen. Die Bürger eilten auf ihre Plätze an der Mauer, Frauen und Kinder schrien, und es war ein schreckliches Getümmel und Durcheinander auf den Straßen. Hier rief man: „Laternen aus den Häusern!", und wo man sie heraus hing, schrien wieder Andere: „Seht, das ist auch ein Verräther!" Keiner trauete dem besten Freunde mehr. Selbst Wichart wurde auf der Westernstraße, als er die Bürger zum Thor und wider den Feind trieb, schimpflich angefallen, und man hielt ihm die Büchsen auf den Leib. Es war ein allgemeiner Haß und Zorn und Wirrwarr, so daß die Stadt rein verloren war, wäre der Feind eingedrungen.

Wichart aber feuerte die Bürger an und rief: „Lieber wolle er sich doch mit Weib und Kind verbrennen, als diesem Bischof lebendig in die Hände fallen." Es gelang ihm und den andern Obersten, wieder Ordnung zu schaffen, und als es nun allmählig hell wurde, und man den Feind sehen konnte, — denn es war inzwischen das gesammte Rietbergische Volk angekommen und setzte der Stadt heftig zu, — da machte man auf die Spanier in der Thorwölbung und die da draußen einen so beherzten, so allgemeinen und grimmigen Angriff mit Kanoniren, Schießen, und Steine- und Balkenschleudern, daß im Nu der Feinde eine Menge zu Boden lag, und die Andern vor Entsetzen anfingen zu weichen. Denn die besten Schützen standen auf der Mauer und schossen in einem fort, weil hinter ihnen Andere standen, die fortwährend ladeten. Einer von Rietbergs Fähndrichen fiel, ein anderer warf seine Fahne fort und ging mit seinen vierzig Mann laufen. Vergebens zog Rietberg seinen Degen und schlug auf die Flüchtenden los. Er selbst war in größter Lebensgefahr, weil die Schützen ihn an Pferd und Mantel kannten. Seine Reiterei riß ihn endlich mit sich fort, und die Niederlage war allgemein. Hätten die Paderborner rasch genug ausfallen können, „man hätte wahrlich etwas Sonderliches ausgerichtet!" Auf vielen Wagen führte man die Todten und Verwundeten nach Neuhaus. Graf Johann war schon in einem Wagen unterwegs nach seiner Festung Rietberg, seine schweren Kanonen von dort herbei zu schaffen. Die Bürger aber eilten, erst das Westernthor und dann die vier andern Thore noch besser zu verrammeln

und wider alle Geschosse zu beschützen. An Günther wurde ein Eilbote nach Kassel abgefertigt, daß er eiligst mit Kriegsvolk komme. Auch über die Westernstraße zogen sie Ketten, baueten Barrikaden, und fuhren Geschütze auf, um sich gegen Verrath im Innern wie gegen den etwa eindringenden Feind auf Tod und Leben zu vertheidigen. Die Stadt war wieder wohlbefestigt. Hätte nur im Schooße der Bürgerschaft selbst nicht so viel Haß und Angst und Verrath gewüthet!

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Einnahme der Stadt.

Erwägungen Dietrichs und Rietbergs. Menge der Wichart Feindseligen. Billiges Anerbieten des Fürsten. Aengstliche Vorspiegelungen. Kriegsvolk auf allen Höhen. Neue Gesandtschaft nach Neuhaus. Sehr günstige Antwort vom Fürsten. Fälschung über Fälschung. Nächtliches Gelage der Verräther. Vertrauensseligkeit der Bürger. Wichart von Spähern umringt. Letzte Raths-Versammlung. Oeffnung des Westernthores: 26. April. Wichart ergriffen. Rietbergs Einzug. Wichart am Pranger. Fesselung seiner Anhänger. Rietberg bei den Jesuiten.

Fürstbischof Dietrich und Graf Rietberg hatten jetzt gelernt, daß die Stadt sich schwer erobern lasse. Wichart hatte den Verrath im Innern und den Angriff von außen bewältigt. Eine lange blutige und kostspielige Belagerung stand in Aussicht. Und würde sie nicht auf gut hessisch gestört worden sein? Sie gaben den Gedanken an neues Stürmen und Beschießen auf, und erwogen lieber die große Menge und Geschicklichkeit Derer, die binnen der Stadtmauer für sie arbeiteten.

Zählten doch allein schon die Angeklagten des großen Prozesses 73 Patrizierhäupter, für welche der Sturz des gegenwärtigen Stadtregiments Leben und Rettung, Glück und Ehre bedeutete. Zu Diesen kamen die katholischen Juristen, welche in den Rath wollten und mit giftigem Hasse Wichart und seine Anhänger verfolgten. Auch die andern Katholischen, die Hausleute der Domherren, und

die vielen furchtsamen und redlichen Gemüther zählten mit, die mit aufgehobenen Händen den Himmel um Ruhe und Frieden anfleheten, mit Allem zufrieden, wenn nur der Stadt Recht und alte Ehre nicht gar zuviel einbüßte. Diese Alle hatten wieder eine Menge Dienstboten und Häuslinge, Tagelöhner und kleine Handwerker, die von ihnen abhingen. Endlich führten die zu Wicharts Sturz Verschworenen genaue Listen über die gemeinen Bürger, die sie insgeheim angeworben hatten, daß sie im gelegenen Zeitpunkt sich auf Wichart und seine Anhänger würfen. Ließ sich dieser ganze große Theil der Bevölkerung auf's Neue und noch feindseliger gegen die Wichartschen drängen, so konnte es nicht fehlen, die Fluth und Stärke dieser Bewegung mußte ihnen endlich über den Kopf zusammenschlagen und die Stadt dem Fürsten öffnen. Allein es mußte bald geschehen, ehe der Hesse kam, und auf eine Art und Weise, daß er keinen Grund hatte, heran zu marschiren. Und dabei wollte Dietrich doch auch die lang ersehnte Rache an den Frevlern, er wollte die Jesuitenfeinde austilgen, die Freiheiten der übermüthigen Stadt zerstören. Wie konnte das geschehen? Nicht anders, als durch eine wenig fürstliche Tücke und Täuschung. Man entschloß sich dazu.

Ein Trompeter wurde abgefertigt, welcher den Bürgern Waffenstillstand entbot und Einlaß begehrte, um des Fürsten gnädige Resolution kund zu thun. Das Begehren war nicht zu verweigern. Der Trompeter ritt zum Markte und richtete seine Botschaft aus. „Der Landesherr biete in aller Güte seine Gnade an, die Stadt solle auf bestimmte Bedingungen ihn einlassen. Die Abgeordneten vom vorigen Abend möchten wieder nach Neuhaus kommen und mit dem Fürsten sich verständigen. Bleibe aber die Stadt auch jetzt noch halsstarrig, so werde er Land und Leute, Gut und Blut daran setzen, sie mit Gewalt zu bezwingen und zu erstürmen, dann aber all ihre Bürger für schlechte Rebellen erachten und in seinem Zorn keines Menschen schonen.“

Sofort geriethen die Gegner Wicharts in ungestüme Bewegung. In allen Häusern, auf allen Straßen und Plätzen hörte man sie werben und reden: „Der Fürst fordere ja nur, was Recht sei: ob man denn in alle Ewigkeit dem eigenen Landesherrn den Einlaß verweigern wolle? Jetzt komme man noch mit geringer Demüthi-

gung davon, könne für kaum nennenswerthe Einbuße den goldenen Frieden haben, ohne das Prassen der Hessen und den Uebermuth und die Wildheit fremden Kriegsvolks erdulden zu müssen, Gott wisse auf wie lange und mit welch furchtbaren Nöthen und Opfern. Und wenn die Bürgerschaft noch so lange Zeit und noch so tapfer ihre Wälle vertheidige, das Ende werde doch die Last tragen. Denn das sehe und begreife Jedermann, der mächtige Fürst opfere lieber Land und Leute, ehe er vor der Hauptstadt zurückweiche, er könne ja gar nicht anders, und der stolze Rietberger lasse eher sein Leben vor den Mauern, als daß er den Schimpf dieser Nacht nicht in Bürgerblut abwasche. Und wenn dann des Kaisers Acht, wie gegen Aachen und andere Reichsstädte, folge, — ausbleiben werde sie gewiß nicht, — was man dann noch wolle oder vermöge? Ausgeschlossen vom Reich, verlassen von Gott und aller Welt?"

So redeten die Schlauen und die Angstvollen, und dabei wiesen sie hin auf das grobe Geschütz, das der Graf fort und fort herbeiführe, um die Stadt in Trümmer und Asche zu legen, und auf den Mordgrimm der blutigen Spanier. Wie würden Diese wüthen, wenn sie Paderborn endlich mit ihren Waffen stürmten! Ob nicht im Delbrücker Lande die Kinder noch schreiend nach Vater und Mutter suchten? Man wisse ja nicht, wo die Mütenirer alle geblieben, wieviel der Graf schon bei der Fahne habe, und wieviel ihm noch zuzögen."

Und siehe, um dies Wort gleich zu bewahrheiten, am selben Samstag erschien auf allen Höhen um die Stadt Kriegsvolk. Man sah von den Mauern und Thürmen die dunkeln Haufen deutlich halten und ziehen am Hänge, am Haxterberg, vor dem Botholze, wo die Straße nach Borchen und Haaren, und auf der Warte, wo sie nach Salzkotten führt. Fernröhre waren damals noch nicht gebräuchlich: sonst hätte man leicht entdeckt, daß es bewaffnete Bauern waren, welche der Fürstbischof in Masse aufgeboten hatte, um Paderborn erst von ferne zu schrecken, später bei Sturm und Belagerung mitzuhelfen.

Wichart aber und die andern Obersten durften — im frischen Andenken des Auflaufs und Tumults am Abend vorher — nicht den Schein auf sich laden, als sperrten sie sich hartnäckig gütlichem Anbieten, und wollten das Verderben der Stadt. Sie ließen also

die Fünfundzwanzig wieder nach Neuhaus ziehen, um des Fürsten Willensmeinung des Näheren zu erfahren. Diese kamen und thaten, wie es bei solchen Gelegenheiten Brauch war, Fußfall vor dem Bischof und baten: „Der huldvolle Fürst wolle die Stadt Paderborn wieder zu Gnaden aufnehmen und bei ihren Privilegien Rechten und Gerechtigkeiten verbleiben lassen, und gnädigst verzeihen, was etwa in Unverstand und Hitze gefehlt sei." Die Antwort lautete nicht ab- und nicht zusagend. Als sie aber wieder heim wollten, da wurden die beiden Kämmerer Johann Lambert und Johann Schilling und andere Konstituenten unter einem Vorwande auf dem Schlosse zurückgehalten und auch die Nacht über nicht freigelassen.

Die Andern aber, die sämmtlich Wicharts offene oder heimliche Feinde, — es waren darunter von den Angeklagten des großen Prozesses die beiden Schwertfeger Otterstädt Johann Rosing Florian Gruben und Andere — kamen nach Paderborn zurück mit fröhlichen Gesichtern und besten Nachrichten. „Der Fürst," erzählten sie, „sei lauter Gunst und Gnade, ihm sei es nur um Frieden und Versöhnung zu thun. Die Stadt würde bei allen ihren Privilegien und Freiheiten verbleiben, und, wie sich von selbst verstehe, bei ihrer Religion. Niemand solle ein Haar gekrümmt werden. Diejenigen, gegen welche der Fürst Ansprüche zu haben glaube, wolle er in der Stadt selbst mit ordentlichem Recht belangen: das seien aber nur drei oder vier Unruhige, so habe der Fürst sich festiglich verpflichtet, und auch die wolle er auf Fürbitte der Landstände und gebührliche Submission zu Gnaden auf- und annehmen. Ueber alles werde der Fürst zuvor der Stadt eine Versicherung geben, die der Rath aufsetzen solle und die der Bischof mit seinem Siegel und seiner eigenen Unterschrift versehen werde." Zu größerer Bekräftigung zeigten sie bereits eine Schrift vor, in welcher das Alles zu lesen stand, und diese Schrift trug wirklich des Fürsten Geheimsiegel.

Solch ein Anerbieten ließ sich unmöglich abweisen, und als der Rath seine Zustimmung erklärt hatte, eilten die Anzettler, während sie Andere geschickt von ihrer Begleitung zurück zu halten wußten, noch am selben Samstag Abend wieder nach Neuhaus, zu verkünden, die Stadt nehme des Fürsten Bedingungen an.

Wichart zögerte noch bis zum folgenden Nachmittag, miß-

traulich und noch immer hoffend, daß er von Günther und den Hessen Neues höre. Seine besten Helfer und Vertrauten waren von ihm getrennt: die Einen in Nieheim, die Andern in Neuhaus, Günther in Kassel. Endlich setzte man auf dem Rathhause die Urkunde auf, die all die guten Artikel enthielt, welche Dietrich der Stadt gewähren wollte. Bürgermeister und Rath besiegelten das Dokument, und übergaben es jenen Unterhändlern, es nach Neuhaus zu bringen, damit auch der Fürst es besiegele.

Als Diese nun mit der Urkunde in die fürstliche Kanzlei traten, standen da der Hofmarschall Heinrich von Westphalen, der Drost Hunold von Plettenberg, und andere Offiziere. Aergerlich wurden sie von den Herren angefahren: „Ob das heiße, der Stadt Pforten zu öffnen, wie es ausgemacht gewesen? Sie und Niemand sonst wären die Urheber von Rietbergs Niederlage.“ Unter vielen Entschuldigungen legten sie die Kapitulation in der Kanzlei nieder, und empfingen statt deren einen andern versiegelten Brief, welcher die wahren Artikel enthielt. Diese aber besagten: die Stadt ergebe sich andern Morgens auf Gnade und Ungnade, und verpflichte sich, die Bürgermeister Fähndriche Hellebardiere und andere Häupter der Empörung lebendig in des Bischöfs Hände zu liefern. Wenn Dietrich hiemit sein erstes Akkordserbieten zurücknahm, wollte er sich wahrscheinlich damit ausreden, daß es nicht gleich und vollständig angenommen sei.

Als nun die Anstifter des schmachvollen Betrugs mit der Urkunde, welche ihrer Vaterstadt die Freiheit und so vielen Mitbürgern Glück und Leben kosten sollte, aus der fürstlichen Kanzlei traten, fiel ihnen schwer auf das Gewissen, welch ein gefährliches Spiel sie trieben, und was sie eben von des Fürsten Herren hatten anhören müssen. Da riefen die Hintersten der Wache zu, die Vorderen aufzuhalten, und alle traten in einen Kreis, beriethen sich, und nahmen einander einen leiblichen Eid ab, daß keiner etwas von dem, was zu Neuhaus vorgegangen, offenbaren wolle. Auch beschlossen sie, beisammen zu bleiben und erst am andern Morgen mit des Fürsten Urkunde in die Stadt zu kommen. Denn hätte man dort erfahren, was darin stand, so wäre sicher ein allgemeiner Aufruhr ausgebrochen und hätte das ganze Werk des Verraths zunichte gemacht. Als sie deshalb Abends vor die Stadt kamen,

gingen sie in Hans Kockens Weinhaus, das vor dem Riemekes (jetzt Neuhäuser) Thor lag, setzten dort den Kaspar Kerkhof, der des Hofmarschalls Worte auf der Kanzlei deutlich gehört und dem sie am wenigsten traueten, oben an den Tisch, und zechten weidlich die ganze Nacht durch. Die Zeche bezahlte Herr Kurd Reineke.

In der Stadt war man am Nachmittag dieses Sonntags, als die Urkunde, welche der Stadt Rechte Religion und Freiheit verbürgte, nach Neuhaus abgegangen, ganz vertrauensseelig, und dachte nur daran, sich auf den Einzug des Fürsten zu rüsten und vor den gierigen Augen der Spanier Kostbarkeiten zu verstecken. Einige Bürger wollten auch das schöne kleine Geschütz und die neuen Musketen verbergen: doch meinten Andere, das sei nicht nöthig, der Fürst komme ja ganz friedlich und werde schon Ordnung unter seinen Leuten halten. Einige der Vornehmen aber, welche die Verrätherei mit angesponnen, hatten Wicharts Haus mit heimlichen Spähern umstellt. Denn sie fürchteten, er könne Wind bekommen, wie es sich eigentlich mit der Kapitulation verhalte, und werde, ehe er sich dem Fürsten lebendig lasse ausliefern, sein Wort wahr machen und in den Flammen des eigenen Hauses untergehen.

Jene aber, die vor dem Riemekesthor ihr wildes Gelage hielten, kamen um Mitternacht in die Stadt, lärmten und tranken auch hier an verschiedenen Orten, und pochten in der Frühe, als es noch dunkel war, mit großem Ungestüm den zweiten Bürgermeister Wennebier heraus: „Er solle Wichart und den Rath zusammen berufen, denn sie wären da mit des Fürsten Brief und Siegel." Während nun die Herren sich auf dem Rathhaus versammelten, ging von Haus zu Haus die freudige Botschaft, die Abgesandten seien von Neuhaus mit der vom Fürsten genehmigten Kapitulation wieder da, Alles sei in bester Ordnung, der Hofmarschall Westphalen werde mit dem Grafen in der Frühe einziehen. Da ging man fröhlich daran, das Westernthor frei zu machen, und weil es ganz zugelegt und verrammelt war, so gab das nicht wenig Mühe und Arbeit.

Zum Rathhaus aber strömten auch die angeklagten Herren und ihre Partei mit großem Gedränge. Als der Bürgermeister die Sitzung eröffnet hatte, begannen die Abgeordneten, die in Neuhaus gewesen, von ihrer Sendung zu berichten, wie der Fürst und seine Räthe erbittert wären, und was sie forderten, und wie sie Recht

hätten. Und so entspann sich ein heftiger und langer Wortwechsel, und als die Verräther heimlich benachrichtigt waren, das Thor sei offen und der Graf von Rietberg stehe fertig zum Einzug, übergaben sie dem Bürgermeister des Fürsten versiegelten Brief.

Wichart öffnete und ließ ihn vorlesen. Zu seinem Entsetzen enthüllte sich das verrätherische Spiel. Er griff nach dem Papier und wollte es zerreißen. Da aber drängten die Verschworenen auf ihn ein und schrien: „Jetzt sei es mit ihm vorbei, lebendig solle er überliefert werden." Schon klangen Rietbergs Trompeten die Westernstraße herauf. Wichart aber wendete sich zu Wennebier und sagte: „Kommt her, Bürgermeister, wir wollen uns in den Rathsstuhl setzen. Den will ich sehen, der an seinen Bürgermeister Hand anlegt." Damit setzte er sich auf seinen Ehrenplatz in der Rathsbank. Aber im Saale war ein wilder Tumult und Schreien und Lärmen. Schon sprang Berthold Cleve auf Wichart ein und schlug ihm in's Gesicht, und die beiden Schwertfeger, Dietrich Stamb, Florian Grube, David Scof und die Andern, die dazu geworben und bestellt waren, fielen über ihn her, rissen ihn hervor, und schleppten ihn, während seine Anhänger flüchteten, an eine Säule im Saale. Dort wanden sie ihm eine Holzkette um den Fuß und fesselten ihn an die Säule. Als er nun da stand und über die Schandthat und über die Flucht seiner Genossen jammerte, so schob ihm, da Wichart ein starkleibiger Mann, unser gutmüthiger Chronist Klöckener von hinten einen Stuhl mit Kissen unter. Andere aber rissen beides wieder weg und warfen es unter die Rathsbänke. Da sagte Wichart zu Klöckener: „Nun thust Du besser an mir, als alle, so mich in dies Elend gebracht und nun allein lassen. Gott wolle es ihnen vergeben."

Ohne Befehl von Bürgermeister und Rath war das Westernthor aufgethan. Täuschung des Volks und rascher Andrang der zu Wichart's Untergang Verschworenen hatten auch hier zum Ziele geführt. Auf dem Rathhause aber hatten sich die Verräther, als sie über den Bürgermeister herfielen, auch gleich der Stadtschlüssel bemächtigt. Ihr ganzes Verfahren greift bis in's Kleinste so klar in einander, wird überall von so verschmitzter Kühnheit gelenkt, daß man unwillkürlich dahinter einen klugen Kopf vermuthet, der das Ganze durchdacht hatte.

Graf Johann ritt ein mit Pauken und Trompeten, er selbst an der Spitze eines Fähnleins Reiterei, sein General Georg Liankama führte drei Fähnlein Musketiere, dann folgten die übrigen Truppen. Mit dem Grafen ritten der Hofmarschall von Westphalen, der Drost von Plettenberg, der frühere Bürgermeister Heinrich Koch, einer der Hauptangeklagten, der mit ihm entwichene Bastian Bastiner, und der Wagemeister Dethart Crop. Diese waren auch bei dem nächtlichen Anschlag in der Samstagnacht vor dem Westernthor gewesen. Der Einzug aber geschah gleichwie in ein feindliches Kriegslager. Man besorgte noch immer, in einen Hinterhalt zu fallen oder auf einen Angriff zu stoßen. Die Reiter und Musketiere hielten ihre Karabiner und Büchsen fertig zum Gefecht. Vor ihnen gingen Kundschafter, welche in die Nebenstraßen einbogen, sie durchforschten, und ihre Einmündungen besetzten. Die Zündlöcher der Geschütze, welche man auf der Westernstraße fand, wurden sogleich verstopft. Als der Zug auf dem Marktplatz anlangte, ließ der Graf eilends alle Zugänge besetzen.

Nun hielt er vor dem Rathhause. Es war 7 Uhr Morgens am Montag den 26. April. Vom Rathhaus kamen ein paar der vornehmsten Bürger mit den Stadtschlüsseln und überreichten sie dem Hofmarschall als Beauftragten seines Herrn, indem sie demüthig und inständigst baten, es möchten doch die Artikel und Klauseln der Kapitulation gehalten werden. Jetzt schickte der Graf einen Profossen ab, den Bürgermeister zu holen. Da kamen seine Feinde, die ihn überfallen und gefesselt hatten, mit ihm und seinem Bruder daher, und der Graf befahl, er solle an die Ketten vor dem Rathhause. Und während Jene beschäftigt waren, ihn daran anzuschließen, verhöhnten Graf Rietberg Westphalen und Plettenberg lachend den Gefesselten. Da man aber keine Kette finden konnte, deren Fußschelle für Wichart weit genug, so wurde er, und jetzt legte auch der Wagemeister Crop Hand an ihn, unter Geschrei und Stoßen zum nahen Pranger geschleppt und an diesem mit einer Kette um den Leib befestigt, ehe noch irgend ein rechtmäßig Urteil ergangen, das solche Schmach über den Bürgermeister verhängte.

Auch all die Andern wurden ergriffen und herbeigeführt, die in den letzten Monaten ein städtisches Amt bekleidet hatten: der zweite Bürgermeister Wennebier, die Kämmerer Lambert und

Schilling, Salomon Orgelmacher, Johann Rust, Walther Koithe, die beiden Rhoren, die beiden Dornemann, Menke Scharmann, Borius Borsfeld, Johann Iserenkramer, Borius Freihof, Heinrich Disse, Berndt Bußmann, Georg Schürmann, und andere Bürger mehr, so viele man ihrer habhaft werden konnte. Denn nicht Wenige waren eilig geflüchtet, oder hielten sich verborgen, bis sie in der Nacht über die Stadtmauer entkamen. Die Ergriffenen aber wurden vor dem Rathhaus an die Ketten geschlossen, oder da ihrer zu Viele waren, in die Weinstuben gefangen gelegt.

Graf Johann befahl nun, alle Kirchen zu öffnen, damit Gott der schuldige Dank für das Niederwerfen der Empörung dargebracht werde. Er selbst begab sich mit dem Drosten und seinen Offizieren zu den Jesuiten, hörte die Messe und dankte Gott, der ihn im Kugelregen der Samstagnacht, als seine Leute rechts und links um ihn fielen, gerettet. Dann gratulirte er den Jesuiten, daß sie jetzt aller Gefahr entronnen, und tafelte bei ihnen, und der Rektor mußte neben ihm sitzen. Bei der Tafel verhieß er, er wolle schon den Dombechant von der Horst mit dem Fürsten versöhnen, denn jetzt müsse endlich Eintracht herrschen zwischen den Kirchenhäuptern. Zum Abschied schenkte er den Jesuiten ein Faß Wein, und ließ alles Eichenholz, das noch aus dem Primwinkel bei den Thoren und Mauern lag, ihnen zu beliebigem Gebrauche herbeifahren.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Wicharts Hinrichtung.

Vollständige Stadtentwaffnung. Suche nach Verdächtigen. Wicharts Leiden am Pranger. Seine Folterung. Wachtendonks Bekehrungsversuche. Domdechant und Domsyndikus. Gerichtsverhandlung auf dem Markte: 30. April. Besprechung mit Anwälten. Wicharts Selbstvertheidigung. Dietrichs Eingreifen in's Gericht. Wachtendonks Predigt. Gang zur Richtstätte. Treue im evangelischen Glauben. Zuruf an Dietrich. Viertheilung. Der Henkerkarren bei Wicharts Hause. Dülmann am Galgen blutend. Reden und Schriften über Wicharts angeblichen Glaubenswechsel.

Am folgenden Tag nach Einnahme der Stadt gingen Ausrufer durch die Straßen: bei Todesstrafe solle Jedermann alles und jegliches, was er an Waffen besitze, abliefern. Wagen fuhren von Haus zu Haus und sammelten die Waffen. Unglaublich viel an stattlicher Rüstung wurde da auf's Rathhaus zusammengeschleppt. Diese Entwaffnung nahm mehrere Tage in Anspruch. Als darauf Bürger mit Soldaten in Streit geriethen, und sich verlauten ließen: „Man solle sich in Acht nehmen, ganz wehrlos seien die Paderborner doch noch nicht," — da wurde bei Trommelschlag verkündigt: es werde Haussuchung gehalten, und bei wem sich noch irgend ein Waffenstück finden lasse, werde sofort gehenkt auf öffentlichem Markte. Da kamen erst die kostbarsten Büchsen und Pistolen, die schönsten Degen und Hellebarden zum Vorschein, so daß alle Welt sich wunderte, wie in einer einzigen Stadt so viele

Waffen sein könnten. Graf Rietberg lachte. Nur die nöthigsten Kanonen ließ er auf den Wällen: alles andere Geschütz, alle andern Waffen, und der reichliche Vorrath, den man an Pulver und Kugeln Salpeter und Schwefel und an mehreren Centnern Glockenspeise, die zum Kanonengießen gesammelt, vorfand, alles mit einander wurde in langen Wagenzügen nach Rietberg geführt, und ging der Stadt für immer verloren. Selbst die ledernen Feuereimer betrachtete der Graf als gute Beute.

Noch eifriger als nach Waffen wurde gesucht und gegriffen nach Bürgern, die sich jemals dem Verlangen des Fürstbischofs oder der nicht rathsfähigen Juristen widersetzt hatten. Die öffentlichen Gebäude lagen voll Gefangener. Immer mehr Bürger wurden unsichtbar und entflohen heimlich über die Mauer. Denn welches Loos ihnen drohe, konnten sie an ihren Mitbürgern sehen, die „wie Hunde zusammengekuppelt" Tag und Nacht an den Ketten vor dem Rathhause lagen.

Das jammervollste Schicksal traf den Bürgermeister. Wichart stand vom frühen Morgen an den ganzen Tag, die ganze Nacht, und selbst einen Theil des folgenden Tags am Pranger, mit der Kette um den Leib. Da kamen seine Feinde, und die er früher bestraft hatte, mit den spanischen Soldaten, und verhöhnten ihn und spieen ihm ins Angesicht. Die Pfaffenweiber trieben es am ärgsten. Auch das Weib war dabei, welches an der Kette von Wehen überfallen war. Die Sonne schien an jenem Tage sehr heiß: die Soldaten aber rissen ihm den Hut ab und steckten diesen hoch auf einem Spieße über den Pranger, so daß in der Hitze Wichart baarhaupt stehen mußte. Vergebens bat der Gequälte, um Gottes Willen möge man ihm doch einen Trunk Wassers bringen. Er erhielt weder Speis noch Trank. Wollte er zusammensinken, so störte man ihn wieder auf, so daß er immer stehen und wachen mußte, auch die Nacht hindurch. Der Haß seiner Peiniger wollte sich an ihm sättigen.

Erst am zweiten Tag wurde er vom Pranger erlöst, auf die Stadtwage gebracht, und sogleich auf die Folter. Was dem größten Verbrecher nicht widerfuhr, daß er ohne rechtliche Prüfung der Gründe und ohne Urtelsfällung auf die Folter kam, das erlaubte man sich gegen den so lange gefürchteten Bürgermeister. Er war in die Hände seiner Feinde überantwortet. Derselbe Berninck, den

er wegen Protokollfälschung seines Amts als Stadtsekretär entsetzt hatte, war ihm jetzt als Vertheidiger zugeordnet. Gräuel wurden von der Art seiner Folterung erzählt. Man habe ihm Einschnitte in die Brust gemacht und glühendes Oel hinein gegossen. Man habe ihn an beiden Füßen aufgehängt, und soviel Branntwein in die Nasenlöcher gegossen, daß er fast zwei Stunden für todt dagelegen. Dann sei ihm Kaneel in den Mund gesteckt, und als er davon wieder zu sich gekommen, hätten Einige gesagt: „Der Schelm ist noch nicht todt," und Andere: „Wäre er auch schon todt, so wollten wir ihn vom Rathhaus herabwerfen und sagen, er wäre zum Fenster heraus gesprungen und todt geblieben." Vom Rathhaus wurde er endlich zum Nasenthurme geführt und in das gemeine Gefängniß geworfen.

War die körperliche Folter vorbei, so traten die Jesuiten Wachtendonk und Gröninger zu ihm. Der Erste, der berühmte Ketzerbekehrer, wollte an ihm sein Meisterstück machen. Wichart hatte Luthers Bibelübersetzung im Kerker, Wachtendonk aber brachte noch die Bände von Luthers Werken hinzu. „Ich komme," so begann der Jesuit, „aus keiner andern Meinung hierher, denn allein Euch im katholischen und allein seligmachenden Glauben gründlich zu unterrichten, und ich habe die feste Zuversicht, Ihr werdet wegen natürlicher Gaben des Verstandes alsbald der erklärten und verstandenen heilsamen Wahrheit unbeschwert beispringen und dem katholischen Glauben Statt und Platz geben, wie dann auch mich Etliche aus Euern Bekannten vertröstet und gesagt, daß Ihr ein Haupt hättet, welches bei einmal gefaßter und verstandener Meinung pflege beständig zu bleiben und keinen Menschen anzusehen." Wichart erklärte: „er sei lutherisch und dabei wolle er bleiben." Darauf der Pater: „Weil Ihr Euch alsbald ungenöthigt auf den Luther berufen thut, so will ich Euch wohl bald entdecken und rathen, in welchen Punkten es Euch mangelt, daß Ihr nicht mit uns Katholischen einig seid, nämlich an dem Nachtmahl, an der Messe, an Anrufung der Heiligen, und an dem Fegfeuer." Ueber diese Stücke nun entspann sich ein Gespräch, und der Jesuit bewies aus Luthers Schriften, wie nahe Dieser dem Wesen nach mit der katholischen Lehre zusammengehe. Es ist wohl möglich, daß Wichart zuletzt

sagte: wenn das der ganze Unterschied zwischen der katholischen und lutherischen Lehre sei, dann wäre auch er noch katholisch.

Jedenfalls war Wichart noch nicht gebrochen. Zornig schalt er in seinem Kerker über die Treulosen, die ihn angeeifert hätten und nun so schmählich verlassen. Das konnte sich, da die Bürger seiner Partei alle gefangen oder geflüchtet waren, nur auf Gesinnungsgenossen im Domkapitel und in der Ritterschaft beziehen, vor allem auf den Domdechant Arnold von der Horst und den Domsyndikus Moller. Der Dechant war der Erste gewesen, der dem Bischof wegen des Siegs über seine Feinde gratuliren ließ. Der Syndikus hielt es für gerathen, nach Bielefeld zu gehen, und ließ sich vor einem Jahr in Paderborn nicht wieder blicken. Wichart, von aller Welt verlassen, dachte seine Sache selbst zu führen. Er war zu stolz und gerade, um zu läugnen, was er gethan, aber sein Recht dazu wollte er öffentlich darlegen noch auf seinem Todesgange. Er wartete auf das öffentliche letzte Gericht, das keinem Verbrecher versagt werden konnte, ehe man über ihn den Stab brach.

Am Sonntag den 30. April wurde der Bürgermeister auf den Markt geführt vor seine Richter. Soldaten und Jesuiten begleiteten ihn. Als Richter saßen da Drei seiner erklärten Feinde: Hunold von Plettenberg Drost von Boke und Neuhaus, Kurd Thorwesten des Bischofs Schatzmeister, und der Gogräfe Gerhart Dieckmann, Derselbe der einst als Geschäftsführer der Haxthausen zu deren Schaden den Jesuiten billig das Barfüßerkloster verschafft hatte. Es war ein Gerichtshof, welchen nicht Recht und Herkommen, sondern fürstliche Willkühr bestimmt hatte. Der ganze Marktplast wimmelte von Menschen. Auch von draußen waren sie herbeigeströmt.

Wichart berieth sich mit Bernink und Andern, die man ihm zu Rathgebern erlaubte, und sie sagten ihm: er solle wohl zusehen, daß er nicht mehr aussage, als nöthig, damit er nicht seines eignen Leibes Mörder werde. Er antwortete: „Lieben Freunde, was soll ich viel sagen? Es ist verkerbt. Das Alles, was ich außer und auf der Tortur bekannt habe, ist mir so unmöglich zu verleugnen, als wenn ich das Haus — und dabei zeigte er auf die Stadtwage — auf meine Hand nehme und auf den Brunnen da setzen wollte. Wenn Ihr, Herr Licentiat, in den Rechten kein Mittel wißt, dann ist's verloren. Weil ich aber weiß, daß es an mein Leben geht,

so möge mir wenigstens ein gnädiger Tod erbeten werden." Das sagten ihm die Juristen zu, und die Jesuiten machten es ebenso.

Darauf trat er in den Halbkreis „den Ring", der sich wie Herkommen war vor den Richtern gebildet hatte. Das hochnothpeinliche Halsgericht wurde eröffnet, und der Schreiber las dem Angeklagten all die Artikel vor, durch welche er Aufruhr Rebellion und Majestätsverbrechen sollte begangen haben, insbesondere auch Schelt- und Schmachworte ausgestoßen gegen den Landesherrn. Wichart erbat sich drei Tage Bedenkzeit und berief sich dafür auf kaiserliches Recht und Halsgerichtsordnung. Es wurde ihm abgeschlagen. Da begann er sich selbst zu vertheidigen: Punkt für Punkt widerlegte er die Anklagen.

„Wer denn sagen könne, daß man bei Dülmanns Hinrichtung nicht streng sich an das alte Herkommen gehalten? Der Rezeß aber von 1601 sei von der Bürgerschaft nicht gekannt und nicht anerkannt. Zum Krieg habe er sich gerüstet, die hessische Schutzhoheit angerufen, beides nur für den Fall, daß die Stadt wider Recht angegriffen werde. Ob denn das von Rebellion zeuge, wenn man nach all seinen Kräften daran arbeite, mit Seiner Fürstlichen Gnaden auf dem herkömmlichen Wege durch die Landstände friedlich auseinanderzukommen? Aller Welt sei bekannt, was in Bischof Bernwards Privileg und den andern guten Privilegien und Rezessen der Stadt enthalten sei, und Seine Fürstlichen Gnaden selbst hätten sie bei Huldigung und Wahlkapitulation zu halten gelobt. Er aber habe als Bürgermeister nicht als ein treuloser und meineidiger Mann an seiner Stadt Rechten und Freiheiten handeln können. Wohl sei dem Klerus Gewalt angethan, als er ihn wider die Spanier bewaffnete, — aber gegen Räuber und Mörder müsse, wenn Noth an Mann gehe, ein Jeglicher die Stadt vertheidigen helfen, die ihn beherberge, das sei göttliches und natürliches Recht: in allem Uebrigen habe er der Geistlichkeit stets ihre Ehre bezeugt. Daß er mit leiblichen Eiden sich mit Andern zusammengeschworen, sei wahr. Ob es denn zu etwas Unrechtem geschehen sei? Ob denn Paderborner Bürger nicht dieselbe Freiheit hätten, wie der ärmste Mann auf jedem Dorfe? Habe er aber in Noth und Drang ein Schimpfwort wider Fürstliche Gnaden ausgesprochen, so bitte er

wegen seines heißen Blutes um Verzeihung; solch ein Wörtlein aber sei kein todeswürdiges Verbrechen."

So etwa vertheidigte sich der Bürgermeister, und zerriß und zerstückte mit laut schallender Stimme einen Klagegrund nach dem andern. Wie ein Adler, der schon halb zu Tode getroffen, schlug er mit den Fängen noch um sich; denn er kämpfte nicht bloß für Leben und Ehre, er wehrte sich auch für seiner Stadt Rechte und Freiheiten. War er ein Verbrecher, so waren sie eine Fälschung gewesen. Die Richter aber durften ihm nicht nachgeben, sie mußten — denn es hörten ja zu Viele zu — seine Kapitalverbrechen erhärten.

So folgte sich leidenschaftlich Rede und Gegenrede auf offenem Markte Stunde auf Stunde, bis es dem Fürstbischof zu lang wurde. Dietrich wartete nämlich schon draußen bei der Richtstätte. Er schickte seinen Trompeter zu den Richtern, ob sie noch nicht fertig würden? Allein das juristische Gefecht ließ sich noch nicht abbrechen, und als es schon über drei Stunden gedauert hatte, schickte Dietrich seinen Mundschenk: „Jetzt befehle er, den Bürgermeister heraus zu bringen." Da wurde ihm rasch der Stab gebrochen und er als Aufrührer Rebell und Majestätsverbrecher zum Tod durch Viertheilen bei lebendigem Leibe verurtheilt. Die Jesuiten baten um gnädigeren Tod, natürlich umsonst. Jetzt trat Pater Wachtendonk vor und hielt „eine fast zierliche kurze und andächtige Oration vor ganzem Umstand mit heller Stimme" von Unheil und Strafe der Rebellion, und von des Bürgermeisters Bekehrung und Bekenntniß und frommer Vorbereitung zum seligen Absterben, und dann fragte er ihn, ob dem nicht also sei und ob er nicht dem katholischen Glauben die Ehre geben wolle, oder dergleichen, worauf Wichart antwortete: „Ja, ja."

Darauf wurde er dem Nachrichter überliefert und zu Tode geführt. Und als er bei den Ketten am Rathhaus vorbei kam, an denen noch immer viele Bürger gefesselt standen, sagte Einer: „O Herr Bürgermeister, wer hätte das gedacht!" Er erwiederte: „Ich gehe, das Meine zu leiden: Gott möge auch Euch helfen." Die Stadtthore waren geschlossen. Niemand durfte ihn begleiten, als Soldaten und Jesuiten. Die Letztern waren in großer Anzahl.

Sie hielten ihm fortwährend Tröstungen aus dem alten und neuen Testamente vor, und wollten bemerkt haben: daß er die Marktkirche mit einem finstern Gesicht angesehen und dabei bedauert habe, daß er im letzten Jahr nicht anders verfahren sei.

Als er auf die Richtstätte kam, die mit Reitern und Fußvolk besetzt und umstellt war, fiel er auf die Knie und betete mit lauter Stimme das Vaterunser und auch den englischen Gruß, und rief alle Heiligen an, ihm zu helfen in seiner Todesnoth. Als ihn aber die Jesuiten fragten: „Herr Bürgermeister, Ihr wollt ja auf den römischen katholischen Glauben sterben? Wollt Ihr nicht?“, da antwortete er: „Ich habe einen Glauben und eine Versicherung und ein Theil, davon ich Euch gesagt, der nicht soll von mir genommen werden in Ewigkeit. Ihr wisset es, daß ich mit Euch und dem römischen Glauben nicht halte. Daß ich nun leiden muß, geschieht des evangelischen Glaubens und der Stadt Freiheit halber. Gott wolle sich der Stadt und des Stifts erbarmen!“ Und als sie noch immer auf ihn einredeten, wies er sie entschieden zurück und fing selbst an, seine Kleider auszuziehen. Da sah er in einem nahen Garten Dietrich stehen, der, vergessen seiner fürstlichen wie priesterlichen Würde, begehrlich des blutigen Schauspiels wartete. Voll Verachtung rief er ihm zu: „Nun komm, Bischof Dietrich, und trink Dich satt meines Blutes, nach dem Dich lange gedürstet hat.“

Darauf legte er sich selbst auf den Tisch und ließ sich binden, und als der Schein des Henkermessers sein Auge traf, schrie er mit lauter Stimme: „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!“ Der Scharfrichter aber zog ihm eilends, wie es Brauch war, ein blutiges Kreuz über Bauch und Brust, zerschnitt ihm das Zeugungsglied, schlitzte den Leib auf, riß das Herz heraus und warf es dem Gemarterten ins Gesicht. Wichart litt und starb, ohne nur zu seufzen.

Sein Haupt wurde abgeschlagen, der Rumpf in vier Stücke gehauen, und alles auf einen Karren geworfen. Damit zog der Henker zum Westernthor, und steckte hier das Haupt auf einer hohen Stange auf. Dann fuhr der Karren mit den blutigen Stücken in die Stadt nach Wicharts Hause, und zu ewigem Schimpf und Jammer seiner Wittwe und sieben Söhne an dem Hause vorbei. Dann erst ging es nach den Thoren, und vor jedem Thore hing der Henker ein

Stück auf. Dort hingen sie achtzehn Jahre lang; denn diese Schande der Paderborner abzunehmen, wurde jedem Scharfrichter streng verboten. Wicharts Feinde aber lachten und sagten: „Jetzt hänge der ganze Bürgermeister am Primwinkelholz". Er hatte ja die Eichen aus dem Primwinkel benutzt, um das Holzwerk an den Thoren auszubessern.

Auf der Richtstätte aber stand der Galgen und daran hing noch Johann Dülmann, welcher am 23. März hingerichtet war. Bekanntlich ging die Sage, der unschuldig Gemordete blute wieder, wenn der Mörder in die Nähe komme. Und siehe da, an dem Tage, als Wichart auf die Richtstätte geführt wurde, fing Dülmanns Leiche aus Nase und Mund und Augen zu bluten an, ja das frische Blut lief an Händen und Füßen herunter. Viele Leute gingen hinaus, das schreckliche Wunder an der Leiche zu sehen, die da oben schon in der sechsten Woche am Galgen hing, und doch noch bluten konnte. Graf Rietberg selbst sah sich das Schauspiel an. Der Fürstbischof aber schickte Notar und Zeugen, über den wunderbaren Vorfall ein Protokoll aufzunehmen. Jetzt mußte es ja dem Einfältigsten klar sein, welch ein Mörder und Verbrecher Wichart gewesen, als er ohne des Fürsten Erlaubniß das peinliche Gericht über den armen Sagenschneider hielt.

„Diese Sache", schrieb ein Jesuit noch zwölf Jahre später, „sei Allen zum Zeugniß, daß sie nicht wider die legitime Obrigkeit und die Fürsten das Volk in Bewegung setzen, daß sie nicht fremdes Blut begehren, daß sie ihren Schmerz und ihre freche Rachgier zügeln, daß sie bedenken sollten, Menschen verkehren unter Menschen." Man ließ Dülmann noch anderthalb Tage hängen, dann wurde er abgenommen und ehrlich begraben. Daß aber Jemand eine Leiter an den Galgen angesetzt und die halbverwesete Leiche untersucht habe, ob das frische Blut nicht etwa angestrichen sei, ist uns nicht berichtet worden.

Wir haben hier Wicharts Ende geschildert, wie es nach Prüfung der Berichte, nach seinem Charakter, nach der damaligen eigenthümlichen Mischung von protestantischen Grundsätzen und katholischen Gebeten und Gebräuchen am meisten glaubwürdig erschien.

Seine Zeitgenossen haben sich viel damit beschäftigt, insbesondere über sein angeblich Katholischwerden im Kerker wurde Jahre lang bei Hoch und Niedrig, bei Protestanten und Katholiken geredet und gestritten. Es erschienen darüber mehrere Schriften. Zuerst gab der Jesuit Heinrich Gröninger, der Bildhauer, von welchem auch die steinernen Apostelstatuen im Paderborner Dom herrühren, ein „Büchlein von der Bekehrung Borius Wicharts“ heraus. Auf dieses Büchlein beruft sich unser Chronist Klöckener, indem er sagt: Wachtendonk habe den Bürgermeister im Kerker förmlich zum katholischen Glauben bekehrt, und nachdem er am Schluß des peinlichen Halsgerichts auf dem Markte von Wicharts „Bekenntniß Beichte und Absolution und endlich von seiner christlichen Vorbereitung zum seligen Absterben gar zierlich und ausführlich gehandelt, habe er ihn zum Beschluß mit öffentlichen hellen Worten gefragt: „Ob diesem nicht so, und ob er katholisch leben und sterben wolle?“ Darauf Wichart mit heller Stimme geantwortet „Ja, ja!“, und dann sei er zum Tode geführt. Als die an der Kette ihm mit betrübter Stimme gesagt, sie hätten das nicht gehofft, habe er geantwortet: „Ich gehe für das Meine genugzuthun, Gott mag Euch auch helfen!“

Sollte ein Mann von so tiefer Reue über seine Thaten wohl so heldenhaft für ihr Recht mit seinen Richtern gekämpft haben?

Es heißt dann weiter: „Als Wichart gegen die Markkirche gekommen, habe er die mit einem störrigen Gesicht angesehen und gesagt: „Ach ich habe dir zu viel vertrauet. Hätte ich vorm Jahr gewußt, was ich nun weiß, ich wollte ein anderer Mann sein und gewißlich diesen elenden Gang nicht gegangen haben.“ Auf der Richtstätte habe er nach dem englischen Gruß auch laut gebetet: „Heilige Maria Mutter Gottes, sammt allen Heiligen Gottes bittet für mich armen Sünder jetzt und in der Stunde meines Todes, Amen.“ Und als er auf den Tisch gebunden sei, habe ihn nochmal einer der Jesuiten gefragt, ob er katholisch sterben wolle, und er beständig geantwortet: „Ja!“

Günther dagegen berichtete dem Landgrafen von Wicharts standhafter evangelischer Treue auch im Tode. Er habe, als er auf seinem Gang zur Hinrichtung an den Bürgern in den Ketten

vorübergeführt worden, fleißig für sie Fürbitte gethan, weil sie unschuldig, und auf der Richtstätte habe er den Jesuiten, der ihn zum papistischen Glauben alnoch bereden sollen, gestracks abgewiesen. Günther aber konnte von den Flüchtigen, die nach Kassel kamen, den Hergang wohl wissen, und hätte nicht leicht gewagt, dem Landgraf, dem er seine Schrift widmete, offenbare Lügen aufzutischen. Schwerlich möchten auch Wicharts Anhänger, hätte er gegen ihren Glauben öffentlich gezeugt, ihm nach seinem Tode solche Verehrung bewahrt haben, wie sie in ihren Schriften sich kundgiebt.

Zwei Jahre nach seiner Hinrichtung erschien in holländischer Sprache, um die Generalstaaten um so mehr zur Hülfeleistung zu bewegen, eine Darstellung der Paderborner Schicksale von Gangolphus Hergundus, ein Name, der ohne Zweifel aus Versetzung der Silben von Wolfgang Günther gebildet ist. Mehreres stimmt in dem holländischen Buch wörtlich mit seinem Berichte an den Landgrafen überein. Jene holländische Druckschrift machte großes Aufsehen, und jetzt hielt Pater Wachtendonk es für gerathen, mit einem Buch „Wahrhaftige Bekehrung vom lutherischen zum katholischen Glauben des Liborii Wicharts ¦angewesenen Bürgermeisters von Paderborn“ hervorzutreten. Darin gab er die ausführlichen und feinen Religionsgespräche, die er mit dem vielgefolterten Wichart im Kerker gehalten hätte. Konnten seine Beweisgründe auf einen Mann, wie Wichart, so tiefen Eindruck machen, so würden sie, hoffte er, auch bei andern Ketzern Heilfrucht schaffen; denn Wicharts Name brachte die Schrift in alle Hände. Sofort aber antwortete ihm Johann Schwartz, Diener dem Wort Gottes zu St. Thomas in Soest, mit einer geharnischten Schulführung und Widerlegung des stockmeisterischen Gesprächs, welches ein Jesuiter zu Paderborn in offenen Druck mit dem Bürgermeister daselbst, Herrn Liborio Wichart seligen, in seiner Verstockung gehalten zu haben sich berühmet.“ Dazu schrieb sein Soester Kollege, Doctor Philipp Nicolai, eine Vorrede, in welcher er den Hergang aus dem Gangulph darlegte und hinzusetzte: „Mir ist kein Zweifel: wäre der Bürgermeister vom evangelischen Glauben abgefallen und dem Pabstthum so zugetreten, daß er auf den römischen

Glauben beständiglich zu leben und zu sterben getrauet und den Jesuiten solches verheißen und zugesagt, wie das jesuitische Scharteklein davon schnattert und prahlt, so würde man nicht mit ihm so schnell zur Stadt hinaus dem Tode zugeeilt haben, sondern ihn zuvor auf dem Markt in Gegenwart und Versammlung der ganzen Bürgerschaft seinen Widerruf des lutherischen Glaubens, wie es die Jesuiten nennen, thun lassen. Aber dem guten Bürgermeister ist nun sein Mund gestopft auf dieser Welt."

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Gericht über die Stadt.

Der böse Maitag. Dietrichs Einzug. Schrecknisse der Woche. Neue Huldigung. Die Stadt als höriges Dorf behandelt. Günthers Werbung in Kassel. Anmarsch des Landgrafen Moritz. Seine Unschlüssigkeit. Landtag in Warburg. Schutzvertrag mit Hessen. Moritz' Botschaft an Dietrich. Vergebliche Gesandschaft. Folterungen und Landesverweisung. Geldbußen. Flüchtende. Wildheit der Soldaten. Graf Styrum. Ende der großen Justizposse. Dietrichs Verschulden. Urkundliche Kassirung der städtischen Ehren und Freiheiten. Angebliche Verbrechen. Inhalt des neuen Grundgesetzes. Beschimpfung der Bürgerschaft. Citadellenbau.

Schon am Morgen nach des Bürgermeisters Hinrichtung, am ersten Maitag, an welchem sonst die ganze Stadt zum duftenden Walde zog, und mit jungen Birken und Tannen wieder kehrte, Häuser und Straßen mit festlichem Grün zu schmücken und den neuen Frühling mit Tänzen und Gesängen zu feiern, — zog Dietrich als Sieger in die Stadt ein, begleitet vom Grafen Rietberg, seinem ganzen Hofstaat, und all seinen Anhängern unter den Landständen. Das Militär stand in Parade, die gesammte Geistlichkeit in weißen Kleidern, auch ein Theil der Bürgerschaft stand bereit, ihn zu empfangen. Sein erster Gang war auf's Rathhaus: jetzt war er da Herr. Dann ritt er zum Abdinghof, that geistliche Gewänder an und zog in den Dom, und als hier ein Hochamt gehalten und unter Musik und Paukenklang das Tedeum gesungen

war, geleitete die Geistlichkeit ihren fürstlichen Bischof in den Baumgarten des Abdinghofs. Hierher wurden alle Bürger vorgefordert, ihm auf's Neue jeder persönlich als Herrn und Fürsten zu huldigen. Diese feierliche Handlung sollte aller Welt kund thun, daß sie meineidige Rebellen gewesen.

Die Bürgerschaft war von den Schrecknissen dieser Woche wie betäubt. Ihre Stadtobersten öffentlich an Pranger und Ketten, gefoltert, der Bürgermeister lebendig geviertheilt — zahllose Bürger mißhandelt, geplündert, geflüchtet, in die Gefängnisse geworfen — die Prediger mit Weib und Kind aus der Stadt vertrieben, ihr Hab und Gut von den Soldaten verpraßt, die Marktkirche mit einem katholischen Geistlichen besetzt — die ganze Stadt entwaffnet gleichwie umherschweifendes Gesindel, ihr Geschütz und Pulver entführt — der Stadt Triesen oder Schatzkammer erbrochen, alle Pergamente und Privilegienbriefe, selbst die Pokale, das Silbergeschirr und andere Kostbarkeiten geraubt — aus dem Weinkeller aller Wein sammt stattlichem Geldvorrath geraubt — dergleichen hatte doch auch kein Koch Otterstädt oder Rosing oder Schwertfeger vom Landesfürsten erwartet.

Dennoch mußten sie seine Wiederkehr als Erlösung betrachten; denn sie steuerte doch etwas dem Wüthen und Plündern und Prassen der spanischen Soldaten. Die Bürger schwuren also dem Fürsten, jeder mit aufgehobener Hand, auf's Neue den Treueid. Das war der „quade“ (böse) Maitag im Jahr 1604. Bald darauf wurden sie wieder in den Abdinghof beschieden, und da erklärte ihnen der Fürst: er habe ihnen den edlen gestrengen Herrn Hunold von Plettenberg zum Oberschultheiß, den Licentiaten Heinrich Westphal zum Schultheiß, und Hunolds Schwager Hermann Barcholdt zum Stadtsekretär gesetzt, und erwarte pünktlichen Gehorsam auf ihre Befehle. Die Bürger sahen wohl ein, man behandele Paderborn wie ein höriges Dorf, dem der Guts- und Gerichtsherr die Obrigkeit bestellte. War doch auch der neue Galgen niedergehauen, der ein Zeichen des freien Blutbanns der Stadt sein sollte. Selbst die Marksteine ihres Weichbildes hatten die Soldaten zertrümmert, als sollte die Stadt überhaupt kein eigenes Gerichtsgebiet mehr behaupten.

Was aber that Landgraf Moritz, was thaten die andern Städte

und die Ritterschaft des Hochstifts, als Paderborn durch Verrath eingenommen und durch die schmachvolle Behandlung seiner Bürger und Stadtobersten geschändet wurde?

Der Eilbote, welcher dem Stadtsyndikus den Ueberfall und Sieg der Samstagnacht nach Kassel melden und zur schleunigen Truppenrüstung auffordern sollte, hatte ihn erst am Sonntag Abend getroffen. Günther richtete sofort an den hessischen Fürsten eine neue Vorstellung und nahm Offiziere und Soldaten an, zu deren Bezahlung er ein Darlehen verwendete, das ihm ein Doktor zu Kassel auf Rentenbriefe der Stadt Paderborn vorschoß. Schon am andern Morgen rückte Landgraf Moritz, dessen Truppen schon in Bereitschaft, mit fliegenden Fahnen aus, an der Spitze von nicht weniger als 32 Fähnlein Fußvolk, guter Reiterei, wohlversehen mit Geschütz Rüst- und Proviantwagen, und marschirte bis nach Warburg. Hier erhielt er die Kunde von der Stadt Uebergabe, machte Halt und — blieb stehen Woche auf Woche mit all seinem stattlichen Heer.

Es war ein Unglück dieses Fürsten, dessen Geist so reich und treibend war an Ideen und Entwürfen, daß er oft mitten in bester Ausführung plötzlich unschlüssig und bedenklich wurde. Sein Hofmarschall, Oberst von Baumbach, schrieb: Landgraf Moritz sei „in seinen Beschlüssen etwas unsputig gewesen, und habe sein Bestes nicht jedesmal wahrnehmen können“, und stellte die Paderbornischen Händel an die Spitze der Fälle, in denen sich das Zögern, die rechte Glückszeit zu ergreifen, habe merken lassen. Moritz dagegen beklagte sich, als nun flüchtige Paderborner zu ihm kamen und den Hergang der Dinge erzählten, über „die Kleinmüthigkeit der Stadt Paderborn, die sie um ihre Gerechtigkeit und ihre Religion bringen werde“. An Fürstbischof Dietrich aber sandte er Brief und Boten und verlangte, daß er die meuterischen Spanier aus seinem Dienst entlasse. Dietrich versprach es.

Die Paderborner Landstände aber hatten kein Recht mehr, gegen ihren Fürsten aufzutreten; denn die Landeshauptstadt hatte sich ihm durch freiwilligen Vertrag übergeben. Der Landtag zu Nieheim ging auseinander, und wurde eine neue Zusammenkunft auf den 29. April zu Warburg, wo man der hessischen Gränze nahe war, ausgeschrieben. Als hier die Stände hörten, wie schrecklich es in

Paderborn hergehe, und daß der Bischof nicht daran denke, das spanische Kriegsvolk zu entlassen, da fürchteten sie das Aeußerste für sich selbst, und kamen und sandten zum Landgrafen, daß er sie in seinen Schutz nehme. Die gesammte Ritterschaft, die Städte Brakel Steinheim und Lügde, und die drei Paderborner Bürger Heinrich Stallmeister Johann Schilling Kurd Blesſken schlossen am 4. Mai mit ihm einen Vetrag des Inhalts: „Viele Jahre sei ihr Land von spanischem und holländischem Kriegsvolk, wie auch von Freibeutern, mit Mord Raub und Brand unmenschlich heimgesucht, und seien sie soweit gebracht, daß sie bald ihre Reichssteuer nicht mehr entrichten könnten. Vergebens hätten sie über solche Drangsal auf Reichstagen, auf Kreistagen, auf Landtagen Klage erhoben, auch bei ihrem Landesfürsten dem Bischof um Schutz und Rettung inständig nachgesucht, aber es habe bisher nichts Fruchtbarliches darauf erfolgen können und wollen. Jetzt zum Aeußersten gebracht müßten sie sich in des nächsten benachbarten Fürsten zulässige und ordentliche Obrigkeit und Schutz und Schirm begeben, daß er sie gegen die ausländische Gewalt beschützen, jedoch so daß es durchaus nicht wider ihre Obrigkeit den Bischof und das Domkapitel und wider deren und der übrigen Stiftsstände Gerechtigkeit gemeint und zu verstehen sei.“ Der Schutzvertrag wurde auf sechs Jahre geschlossen, und vereinbart: wenn die Hessischen auf Anfordern in's Hochstift einzögen, solle sich das paderbornische Kriegsvolk, jedoch unter seinen eigenen Befehlshabern, mit ihnen verbinden, die Hessen die ersten vierzehn Tage allen nöthigen Unterhalt, und später monatlich auf einen Reiter vierzehn und auf einen Mann zu Fuß fünf Gulden erhalten. Paderbornische Kommissarien sollten darüber wachen, daß alles in Ordnung vor sich gehe, und gegen die etwa säumigen Schutzverwandten nach Gebühr einschreiten.

Landgraf Moritz gab dem Fürstbischof Dietrich Kunde, daß er jetzt als Schutzherr handeln werde, und weil der Bischof trotz seiner Zusage die spanischen Meuterer nicht entlassen, sondern mit ihrer Hülfe Paderborn eingenommen, auch weder ihn noch den westfälischen Kriegsobersten davon benachrichtigt habe, so müsse er als Nachbar und als rheinischer Kriegsoberst so lange in Rüstung bleiben, bis der Bischof entweder sich mit ihm friedlich vertrage oder seine Truppen entlasse. Dem Grafen Rietberg, der noch fortwährend

Kriegswerbungen machte, entbot Moritz: jedes Vorgehen gegen seine Schutzverwandten würde thätlich geahndet werden.

Dietrich sandte jetzt seinen Hofmarschall Westphalen, den Rentmeister Heinrich Heistermann von Dringenberg, und Andere zum Landgrafen, der einstweilen nach Kassel gegangen, während sein Heer bei Warburg stehen blieb. Als Diese dem paderbornischen Ausreiter zu Pferd und Stadtboten zu Fuß, die Günther mitgenommen, auf dem Felde begegneten, fielen sie gleich darüber her, fesselten sie und legten sie in einem benachbarten Dorfe in Haft. Da es aber hessisches Gebiet war, auf welchem sie sich das erlaubten, so wurden sie in Kassel verhaftet und ihre Herberge mit Soldaten besetzt, ihr Trompeter aber gefangen auf die Burg geführt.

Da nun Dietrich wohl einsah, wie ernst der gefürchtete Landgraf die Sache nehme, so stand er davon ab, Brakel und die andern Städte und die Schlösser der Ritterschaft spanisches Quartier kosten zu lassen. Sein ganzes Benehmen war eben so feige als heimtückisch. Als er sich der Stadt bemächtigt hatte, jedoch nicht wußte, wie bald die Hessen da seien und vergossenes Blut rächen würden, da mußten Bürgermeister Kämmerer Fähndriche und Rathsherren gleich an Pranger und Ketten, damit sie wenigstens ihr Lebenlang diese unauslöschliche Schande trügen. Da er aber nicht wagte, sein Kriegsvolk wider die Städte und Ritterschaft auszusenden, wurden die Paderborner um so ärger mitgenommen. Man folterte die Gefangenen und suchte ihnen durch die Qualen Geständnisse beizubringen, welche das rechtlose Verfahren rechtfertigen sollten. Als den 28. Mai die Prozession zu Ehren des Stiftspatrons, des heil. Liborius, um die Stadt zog und an dem Rasenthurm, der an der Stadtmauer stand und in welchem ein Theil der Gefolterten gefangen lag, vorbeikam, da erhuben diese ein Jammergeschrei und riefen die Domherren an, um Gottes willen für sie Fürbitte einzulegen.

Zwei Wochen darauf erfolgte das Urteil, welches sie hinzurichten befahl auf offenem Markte: für Rust Orgelmacher und Mencke Scharmann waren bereits die Särge gezimmert, und man hätte sie ihrem todten Bürgermeister sicher nachgeschickt, hätte nicht das hessische Heer noch drohend an der Gränze gestanden. Etwas war doch den Paderbornern der Muth schon wieder gekommen, neue

Hinrichtungen konnten leicht eine Verwicklung hervorrufen, welche den Rächer herbeizog. Mußte man doch die Prozessionen, die mit großem Gepränge wiederholt um die Stadt veranstaltet wurden, um Gott „für ihre Errettung" zu danken, von Soldaten mit fliegenden Fahnen begleiten lassen. Man nahm also einem Theil der Gefangenen ab, was sie an Baargeld noch aufbringen konnten, ließ sie schwören, Niemand zu offenbaren, was man sie in der Tortur befragt, und verwies sie am 12. Juni des Landes.

Ein anderer Theil blieb gefangen: täglich kamen neue hinzu. Dietrich hatte Nichts vergessen. Diejenigen, welche vor fünf Jahren seine Siegel an der Marktkirche gebrochen, mußten jetzt dafür büßen. Noch im Jahre 1611 lag die Stadt voll der Gefangenen. Man ließ sie weidlich Geld zahlen. Außerdem wurden an Bußen dem Rath 2000 Thaler, den vierundzwanzig Gemeindsherren 1000, den fünfundzwanzig Deputirten 1000 Thaler abgenöthigt. Außerdem wurden fast jedem Bürger, obwohl sie so viele Wochen das zechende und prassende Kriegsvolk umsonst erhalten mußten, wiederholt Geldsummen zu zahlen auferlegt. Man schickte Jedermann Zettel ins Haus, auf welchen bloß stand, wie viel er zahlen solle, der eine viel, der andere wenig: Gründe wurden nicht angegeben. Mehrere konnten oder wollten nicht mehr zahlen, dann wurde ihnen mit Thurm und Gefängniß gedroht. Zahllose Bürger flüchteten, unter ihnen frühere Bürgermeister Kämmerer und Rathsherren: denn sie sahen ein, daß man sie so arm machen wolle, als nur irgend möglich war. Politische und kirchliche Feindschaft verband sich gegen die Unglücklichen mit altem persönlichem Haß und neuer Raubgier. Je mehr flüchteten, um so billiger wurden ihre schönen Häuser Gärten und Felder, um so leerer die Stadt von Evangelischen, und das war Denen, die das Ganze leiteten, gerade recht.

Ueber Hab und Gut aber, das die Flüchtenden zurückließen, fiel sofort das wilde Kriegsvolk her, und stahl und raubte nach Herzenslust. Was übrig blieb, wurde verzeichnet und verschlossen, zum großen Theil den Frauen und Kindern der Flüchtigen entrissen und unter die Beamten und Anhänger des Bischofs vertheilt. Die Verluste, welche die Soldaten den Bürgern verursachten, waren so groß, daß unser Chronist schrieb: ihre Kinder würden noch mehr, als sie selbst darüber klagen. Ein Soldat schoß einen Studenten

auf offener Straße nieder, und da er ergriffen werden sollte, wehrte er sich wüthend, bis auch ihn die Kugel traf: sein Leichnam wurde unter einem Galgen begraben. Ein Kapitän wurde seiner Verbrechen wegen in Eisen geschlagen, und lag in einem Hause an der Domfreiheit. Eines Abends meuterten die Soldaten seines Fähnleins, die zuviel getrunken, und wollten das Haus stürmen, ihn zu befreien. Da fuhr der General Liankama dazwischen mit Hauen und Stechen, und schonte keines Soldaten Leben. Zwei Anstifter dieser Meuterei wurden andern Tags auf dem Markte gehängt, und da Einer von ihnen Vaterunser hieß, so machten sich die Soldaten ein Liedlein: „Der Glaub' ist unter Soldaten aus, in Paderborn ist's Vaterunser gehangen."

Die Stadt blieb länger als ein Jahr von Soldaten besetzt, erst am 13. Juli 1605 bezogen die Bürger wieder die Thorwachten. Denn auch als die hessischen Truppen sich zurückzogen, fürchtete Dietrich noch immer einen Ueberfall, weil der Geflüchteten und Vertriebenen eine so große Menge, und die Empörung über seine Handlungen wie in Paderborn so rings im Lande und in den Nachbarstädten das Aergste besorgen ließ. Viele Paderborner trieben sich im Lippeschen umher, namentlich in Schlangen, und als der Graf Styrum für die holländischen Generalstaaten werben ließ, glaubte man allgemein, es sei auf Paderborn abgesehen. Haufenweise liefen die Bürger zu ihm, und sagten ihren Gesinnungsgenossen in der Stadt bereits Tag und Stunde an, wo sie angreifen würden. Einer war so keck, mit einem Befehl des Grafen und mit großem Hochmuth in die Stadt zu kommen. Liankama aber ließ ihn aufgreifen und schickte ihn nach Neuhaus. Graf Styrum sah ein, daß die Besatzung ihm zu stark: da zog er mit all den Paderbornern nach Holland, wo sie nun gezwungen waren, für die Generalstaaten zu fechten.

Die Stadt verödete, ihre Werkstätten standen leer, ihr Wohlstand war gründlich vernichtet. Wer dachte jetzt noch an den großen Prozeß gegen die Bürgermeister und Rathsherren, die an der Stadt Gut und Einkünften gefrevelt! Sie gingen einher in Ehren und Sicherheit. Der Bischof und die Seinigen hatten ja die Stadt

tausendmal ärger um das Ihrige gebracht. Nach zwei Jahren wurde der Prozeß zum Schein wieder aufgenommen, es wurden nämlich ein paar Zeugen abgehört. Dann war Alles wieder still davon, und die große Justizposse, welche Dietrich seinen Unterthanen aufgeführt hatte, zu Ende.

Hätte der Fürstbischof diesen Prozeß nach Recht und Billigkeit geführt, so wäre es niemals zu ernster Widersetzlichkeit der Stadt gekommen, und Dietrich selbst hätte dabei sein landesherrliches Ansehen, da ihm die Bürgerschaft schon so sehr entgegen kam, soweit ausgedehnt, als es einmal die Zeit mit sich brachte. Er aber benutzte den Prozeß bloß, um auf den Bahnen der Rechtsverschleppung, der Tücke und Gewalt bis zum Aeußersten schreiten zu können.

Im Spätherbst fiel der letzte Schlag. Was bisher nur thatsächlich bestand, wurde urkundlich festgesetzt, die Stadt all ihrer Ehren und Freiheiten beraubt. Durch Urkunde vom 27. November 1604 erklärte Dietrich: „Er habe auf Klagen der Bürgerschaft gegen den Rath rechtlichen Prozeß anstellen lassen, in der Zuversicht, sie würde den rechtlichen Austrag ruhig erwarten: statt dessen habe sie eine öffentliche Rebellion Aufstand Konspiration und Verbündniß gegen ihn, ihren Landesfürsten, das Domkapitel, ganze Klerisei und die gehorsam verbliebenen Bürger vorgenommen, allerhand verbotene Konventikel und Zusammenkünfte wider sein Geheiß und vorige aufgerichtete und hochverpönte Verträge gefährlicher Weise angestellt, seine Mandate und Befehle freventlich und trotzig verachtet, neuen Ausschuß aus der Gemeinde verordnet, an ihn als den Landesfürsten zu klagen und zu suppliziren bei ansehnlichen Pönen verboten, sich mit leiblichen Eiden zusammen verbunden und geschworen, ihm an seiner hergebrachten Kriminaljurisdiktion fürsätzlich eingegriffen, einen vermeinten Uebelthäter wider seinen Befehl und ohne Beisein seiner Beamten unschuldig, wie der Ausgang ergeben, mit dem Strang hinrichten lassen, die Haltung seiner freien Gerichte behindert, seinen Weinzapfen abgeschafft, sich in Wehr und Waffen begeben, auf besondere verfaßte Kriegsartikel geschworen, unterschiedliche Befehlshaber als Hauptleute Fähndriche Lieutenants Führer Wacht- und Artilleriemeister angenommen, die Stadt mit Bollwerken zu befestigen bestanden, dazu sein und seines Domkapi-

tels eigenthümlich Eichenholz im Grunde abgehauen, unterschiedlich grobe Stücke auf die Bollwerke und Stadtmauern geführt, sich gegen ihn, ihren Landesfürsten, feindlich und mit allerlei bedrohlichen Wörtern vernehmen lassen, seine Domkapitularen und andere geistliche Personen etliche Wochen lang in der Stadt thätlich versperret, dieselben bei Verlierung Leib und Lebens auf die Wache gefordert und sonderlich die Religiosen und Väter der Societät mit der Trommel auf und von der Wacht führen lassen, auch statuirt und beschlossen, daß der Societät die Schule zugethan und keine jesuitischen Knaben beherbergt werden sollten, auch endlich die rechten Autoren und Rädelsführer dahin gerichtet und wirklich fortzustellen in Arbeit gewesen, wie sie fremde Hülfe und Protektion gegen ihn, ihren Landesfürsten, gebrauchen und solche Hülfe in die Stadt bringen möchten." — Dies waren all die Thatsachen, welche die fürstlichen Räthe zusammen bringen konnten, um daraus eine gewaltige Rebellion zu machen. Die Paderborner hatten die Genugthuung, daß schon Dietrichs nächster Nachfolger in der Urkunde, durch welche er der Stadt alte Verfassung theilweise wieder herstellte, ihr nicht Rebellion Schuld gab, sondern sich gerechter und wahrhafter dahin ausdrückte: „Bischof Dietrich habe wegen des im Jahre 1604 entstandenen gefähr- und beschwerlichen Unwesens und daher erfolgter Occupation, auch zur Verhütung desgleichen und Aufstandes, eine gewisse neue Ordnung gegeben."

Die wichtigsten Bestimmungen aber dieses neuen Grundgesetzes der Stadt waren folgende. Der Fürst setzte einen Amtmann und einen Schultheißen ein, die Stadt zu regieren, allein in seinem Namen den Blutbann zu hegen, und die bürgerliche Gerichtsbarkeit innerhalb der Stadtmauern auszuüben. Diesen landesherrlichen Beamten wurden zur Beihülfe beigegeben 12 vom Fürsten ernannte Rathsherren, welche unter sich die Bürgermeister- Kämmerer- und andern Aemter vertheilten und im Beisein der Beamten 24 Gemeindsherren und Gerichtsschöffen wählten, um sie dem Landesherrn zur Bestätigung vorzuschlagen. Diese Stadtvertretung, deren Mitglieder der Fürst stets nach Belieben verändern konnte, durfte nicht das Geringste berathen oder vornehmen ohne Vorwissen der Beamten. Einen Verbrecher durfte der Rath inner-



halb der Stadt ergreifen, mußte ihn aber gleich abliefern; in Injurien und andern geringschätzigen Sachen konnte er selbst entscheiden, und die Hälfte der Bußen behalten, in notorischen Schuldsachen sogar Personalarrest anlegen. Die bischöflichen Beamten behielten zu einem Thor die Schlüssel allein, zu den andern vier Thoren ließ man auch der Stadt je einen Schlüssel. Die Grund- Verzehrs- und Wegsteuern, Bürger- und Mühlengelder konnte die Stadt selbst einnehmen, mußte aber des Bischofs Beamten jährlich Rechnung legen. Keine Art von Zusammenkunft wurde mehr gestattet, nicht einmal die Zünfte oder Hudegenossenschaften durften sich ohne Erlaubniß der bischöflichen Beamten versammeln. Jeder Fremde aber, der in der Stadt Herberge nahm, sollte vorher strenge ausgefragt werden.

Außerdem enthielt das neue Grundgesetz noch eine Menge rein polizeilicher Bestimmungen, man nannte es auch nur die neue Polizeiordnung. Schwerlich können wir uns heutzutage — denn wir leben nicht mehr in mittelalterlichen Rechtsanschauungen — einen Begriff machen von der Bitterkeit, der tiefen Scham, des stummen Zornes und Schmerzes, mit der so viel Schimpf und Erniedrigung damals auf einer Bürgerschaft lastete, die all die Jahrhunderte her als eine stolze freie Hansestadt angesehen war.

Als die Bauerschaften am 29. November in den Abdinghof gerufen wurden und das neue Gesetz beschwören sollten, weigerten sie sich, besonders die Kämpern und Westernbauernschaft. Endlich erklärten sich die Uekern bereit dazu; denn es freuete sie, daß die vornehmen Bürger, denen sie hauptsächlich der Stadt Unglück Schuld gaben, nun gleich ihnen zu Bauern erniedrigt seien. Die Königsträßer und Stadelhöfer schlossen sich den Uekern an. Da blieb auch den beiden andern Bauerschaften nichts übrig, als die Hand zum Schwur aufzuheben. Erster Bürgermeister aber wurde am selben Tage Dr. Jost Gogreve.

Der Haß gegen den schleichenden „Mickendirk“ war ein halbes Menschenalter später bei seinem Tode noch so frisch und glühend, wie am ersten Tage.

Er wußte das, und ließ bald nach Einnahme der Stadt einen

berühmten Wallmeister (Ingenieur) kommen, der ihm an der Pader eine große und starke Citadelle anlegen sollte. Ohne Entgelt wurden Gärten und Wiesen dabei zerschnitten, Bürger und Bauern gezwungen, an Wall und Gräben zu arbeiten. Es fand sich aber, daß der Grund zu morastig, und daß die Festung eine ungeheure Summe verschlingen würde. Dietrich ließ das Werk wieder liegen und dachte, das Geld sei bei den Jesuiten besser angewendet.

Dreißigstes Kapitel.

Sieben Jahr Bekehrungsarbeit.

Gründungsfest des Jesuitenkollegs. Stiftungsurkunde. Neue Schenkungen. Belohnung Dietrichs. Weitere Ansiedlungen der Jesuiten. Harter Stand in Paderborn. Gefahr von außen. Holländer und Hanseaten. Erklärung der Flüchtigen. Hartnäckigkeit der Bürgerschaft und Ausdauer der Jesuiten. Drei Uebel. Calvinistische Fürsten. Versuche Evangelischer. Neue Reizmittel der Jesuiten. Seelensuchen. Aussätzige. Ergebniß von sieben Jahren: 1604 bis 1611. Protestantische Erbitterung. Eifer der Jesuiten für ihre Schulen. Sorge für die Zöglinge. Protestantische Privatschulen. Crato und sein Haus. Barthold Ruff. Ausrottung der Privatschulen. Besuch der protestantischen Schulen und Prediger der Nachbarschaft.

Die Stadt lag am Boden, die verhaßten Prediger waren vertrieben, alle Häupter der Protestanten auf der Flucht oder im Kerker — die Jesuiten hatten gesiegt, Paderborn gehörte ihnen.

Noch im selben Jahre des Sieges 1604 wurde ihre Kirche völlig ausgebauet, am 8. September durch den Weihbischof von Münster eingeweiht, und während der Opferung im Hochamt trat Fürstbischof Dietrich zum Altar und legte die Stiftungsurkunde nieder, welche den Jesuiten die sämmtlichen Gebäude des Kollegs mit den halben Einkünften des Kreuzherrenstifts Falkenhagen, ferner den Einkünften des Salentinischen Gymnasiums, ferner der Bartholomäuskapelle und einer andern Kapelle zum Bustorf, endlich mit einem Kapital von 10,000 Thalern übereignete. Hinter dem Fürsten aber kamen der Graf Rietberg mit seiner Gemahlin,

die Gräfin Mansfeld, der General Liankama, der Kanzler Richwein und andere Hofherren, und opferten Goldstücke auf dem Altar. Dann folgte große Tafel im Jesuitenkolleg, bei welcher die Schüler Reden hielten und durch Gedichte Musik und Gesänge die Gäste erheiterten. Nach der Tafel aber führten sie auf ihrem Theater auf den Sturz des blutigen Ahabs und seiner Jezabel.

Die Stiftungsurkunde besagte: Ganz Westfalen sei nahe daran gewesen, im Protestantismus unterzugehen: da habe Gott die Jesuiten geschickt, die einzigen Retter in diesem Lande der hartnäckigen Leute. Dann zählte Dietrich auf, was Alles er für sein Stift, für die katholische Religion, für die Jesuiten gethan in einer Regierung von fast zwanzig Jahren. Den Jesuiten übertrug er das Recht der Lehre Seelsorge und Sakramentenspendung in seinem ganzen Bisthum und für alle Bewohner desselben, insbesondere aber die Erziehung der Jugend. Seine stattliche Bibliothek hatte er ihnen bereits im selben Jahre geschenkt, und ein paar Monate später, damit neben den Schülern auch andere Andächtige in ihrer Kirche seien, machte er eine andere Stiftung von 6000 Thalern für achtzehn Arme, die täglich bei den Jesuiten Messe hörten. Die Stadt aber, deren Oberste, was früher unerhört, die Jesuiten zu Gaste luden, mußte ihnen erlauben, ihre eigene Wasserkunst zu errichten, und eine Paderquelle den Berg herauf bis in ihr Kolleg zu leiten. Der Graf von Rietberg schenkte ihnen das Röhrenholz dazu.

Nun ließ auch die ersehnte Belohnung nicht auf sich warten. Der Jesuitengeneral Aquaviva nahm den Fürstbischof unter die Gründer der Gesellschaft Jesu auf, und fortan mußte jedes Mitglied, mochte er Laie oder Priester sein, am Ende jeder Messe, die er las oder hörte, für Dietrich von Fürstenberg beten, — ein stolzer und tröstlicher Gedanke.

Im Jesuitenkolleg herrschte nun eine noch lebhaftere Bewegung, als früher. Der Rektor wechselt öfter: ein gewisser Stamm, der mit Personen und Ortsgelegenheit vertrauet, bleibt: viele Andere kommen und gehen. Die Paderborner Jesuiten hatten den Triumph, daß sie, wie früher nach Münster und Osnabrück, jetzt nach Rietberg Emmerich Lippstadt Werl Marsberg und anderen Orten berufen wurden, um dort größere oder kleinere Ansiedlungen ihres



Ordens zu gründen. In Lippstadt freueten sie sich, dieselben Räume im Augustinerkloster zu beziehen, die einst, wie noch die Wandinschrift besagte, Dr. Martin Luther bewohnt hatte. Der Einzug der Jesuiten in Emmerich aber deutete auf Vertreibung der evangelischen Prediger aus Jülich-Cleve-Berg. Wenn es gelang, in diesem mächtigsten Fürstenthume Westfalens, zu dem auch die Mark und Ravensberg gehörten, die alte Kirche wieder empor zu bringen, so war das protestantische Bekenntniß zwischen Rhein und Weser auf allen Punkten angegriffen und erschüttert.

Bei alledem hatten die Jesuiten in Paderborn selbst noch immer einen schweren Stand.

Das Domkapitel machte ihnen das Leben möglichst sauer. Der Aerger über des Bischofs Sieg schien sich an seinen Günstlingen auszulassen. Man wollte ihnen sogar die Einkünfte vorbehalten, die ihnen als Professoren des Gymnasiums, der alten Domschule, gebührten. Dem Grafen von der Lippe mußten sie die Falkenhagenschen Güter erst abkämpfen, und es dauerte lange, ehe sie zu ruhigem Besitz gelangten. Oefter fehlte es im Kolleg am Nothwendigsten. Dann mußten der Bischof, Gräfin Sabine, General Liaukama und sein Bruder, Fräulein Ottilie von Spiegel, und andere Gönner und Freundinnen aushelfen.

Von außen aber drohte noch immer höchste Gefahr. Die große Menge der geflüchteten und vertriebenen Bürger hatte sich klagend an die Hansestädte, an die holländischen Generalstaaten, an alle Fürsten und Städte des deutschen Reichs gewendet. Ein hanseatisches Heer marschirte bereits der Stadt Braunschweig zu Hülfe, die tapfer und blutig um ihre Freiheit mit dem Herzog kämpfte. Diesen unterstützte dagegen der Stiftshauptmann Bose, und führte ihm fürstlich paderbornisches Kriegsvolk zu. Von Holland kamen wiederholt gefürchtete Kriegsschaaren, die zur Rache an Dietrich sein Land gräßlich mitnahmen: kaum daß er sie mit vielem Gelde abkaufen konnte.

Noch im Jahre 1608 ließen die Flüchtigen an die deutschen Reichs- und insbesondere an die paderbornischen Landstände eine Druckschrift ausgehen: „Kurzer Bericht und Ursachen, warumb Bürgermeister Kämmerer Rathmann Hauptleute und andere ausgewiesene Bürger dero Stadt Paderborn wider die von Herrn

Dietrichen, Bischofen des Stifts Paderborn, im Jahre 1604 den 23. Monats Aprilis angestellte abscheuliche Verrätherei, darauf verübte landfriedbrüchige Vergewaltigung und Occupation gedachter Stadt Paderborn in Westphalen, zur Defension, Recuperation und Gegenwehr, auch Imploration umb Hülf und Beistand bei menniglichem, nach Inhalt des h. Reichs aufgerichtetem Landfrieden und gemeiner kaiserlichen Rechten befugt." Die Schrift trägt das traurige Motto des 60. Psalms: „Wer führt mich in die feste Stadt? Wer führt mich bis nach Idumäa? Wenn nicht Du, o Gott, der du uns verstoßen hast." Sie beweisen darin, indem der Hergang erzählt wird, daß Fürstbischof Dietrich wahren Landsfriedensbruch begangen, daß er die von ihm beschworenen Rezesse und Wahlkapitulationen gebrochen, daß sie vollberechtigt sich zur Wiedereroberung ihrer Vaterstadt vereinigt hätten. Noch Jahre lang hofften sie, noch immer konnte es sich fügen, daß sie Hülfe erhielten zu einem siegreichen Kriegszug. Aber mit jedem Jahre wurde ihr Elend größer, ihre Hoffnung schwächer. Und noch immer rechneten sie darauf, daß es ganz unmöglich sei, ihren Mitbürgern in Paderborn den evangelischen Glauben zu entreißen.

In der That, es war und blieb ein dürrer steiniger Acker, auf welchem die Jesuiten Trauben zeitigen sollten. Trotz all der Noth und Schmach und Unterdrückung, welche den Paderbornern auf dem Nacken saß, obgleich ihre Prediger vertrieben, ihre thatkräftigsten Mitbürger draußen im Elend umher irrten, obgleich pestartige Krankheiten in ihren Mauern wütheten und „manches harte Haupt hinnahmen und tapfere Leute niederlegten," — bei all diesem Jammer widerstanden die Paderborner jeder Lockung und jeder Drohung, widerstanden sie auch den feinen Künsten, welche sie von ihrem lutherischen Glauben sollten abziehen. Nichts aber bezeichnet mehr bei den Jesuiten die glühende Tiefe ihrer Ueberzeugung, die stählerne und unzerbrechliche Kraft ihres Willens, als daß sie nicht einen Augenblick verzweifelten, auch diese Bürgerschaft noch innerlich zu bezwingen. Jegliche Stunde bei Tag und Nacht, und ein Jahrzehnt nach dem andern, brachten sie ihrem Beruf den letzten Hauch ihrer geistigen und körperlichen Kraft zum freudigen Opfer.

Sie hatten sich vorgesetzt, im Paderborner Lande drei Uebel

auszurotten: die Ketzerei, das Hexenwesen, die öffentliche Unsittlichkeit. Gegen diese drei Dinge waren sie immer voll schneidenden Hohns und Spottes, immer voll unbarmherziger Schärfe der That. Wider die Lasterhaften setzten sie die geistlichen Gerichte in Bewegung, und brachten ein Verbot gegen die Pfaffenweiber aus. Wider die Hexen arbeiteten sie rastlos mit Henkern und Teufelsbeschwörungen. Wider die Ketzer aber durften sie nur sanfter Mittel sich bedienen, aus Furcht vor den nahen protestantischen Fürsten.

Und wie verfuhren diese Fürsten selber? Landgraf Moritz fiel es ein, Calvinist zu werden, und sofort ging er darauf aus, mit Gewalt und Beschimpfung das lutherische Bekenntniß seines Landes zu verfolgen. Graf Simon von der Lippe ahmte ihm nach. Erst drängte er den Dörfern, dann den Städten calvinistische Prediger auf, und als die Lemgoer vor ihm die Thore schlossen und Geschütz auf die Wälle führten, ließ er nicht ab, sie zu berennen und zu stürmen. Klüger aber als die Paderborner hatten die Lemgoer bei Zeiten fremdes Kriegsvolk und versuchte Hauptleute eingenommen. Nicht ohne Nachdruck wiesen die Jesuiten auf diese Vorgänge hin. Jene Fürsten zwängten und peinigten ihre Unterthanen eines neuen Glaubens willen, der ihnen selbst erst über Nacht gekommen: Fürstbischof Dietrich wollte doch nur den alten katholischen Glauben wieder zu Ehren bringen.

Die Paderborner bestürmten ihn, kaum daß sie der drückendsten Säbelherrschaft entledigt waren, mit Bitten, ihnen ihr Geschütz und die Marktkirche zurückzugeben, und die protestantischen Städte und Fürsten in der Nachbarschaft sandten deshalb einen Brief und Boten über den andern an Dietrich. Aber Wachtendonk, der am meisten über ihn vermochte, hielt ihn fest, daß er nicht nachgab. Die Frau des Hauptpredigers Tünneke, der sich in Lippstadt aufhielt, kam wieder nach Paderborn und wohnte in ihrem schönen Pfarrhause auf der Westernstraße: da schickte der Fürst vier Schergen, die sie aus Haus und Stadt vertrieben. Nun fing aber, gerade als wenn es an der Marktkirche hinge, der katholische Priester, welcher dort eingesetzt war, selber an, lutherisch zu predigen. Auf einen Wink von den Jesuiten ließ Liankama, der in diesem Jahr, 1605, zweimal bei ihnen Exerzitien hielt, den Gefährlichen ergreifen und vor's Stadtthor setzen. Auch befahl dieser General, Sonntags

während des Gottesdienstes die Stadt zu verschließen; denn die Bürger wanderten in hellen Schaaren nach dem nahen Schlangen an der lippeschen Gränze, dort den evangelischen Prediger zu hören.

Im nächsten Jahr führten die Jesuiten das Vierzigstunden-Gebet ein, und hatten die Genugthuung, daß dabei — ihre eigenen Schüler noch ungerechnet — Dreihundert zum Abendmahl kamen. Da dies aber immer noch wenig in einer Stadt von vielen Tausenden, die eine zahlreiche Geistlichkeit und eine fremde katholische Besatzung hatte, die protestantischen Bürgerhäuser aber den Jesuiten nach wie vor verschlossen blieben, so dachten sie auf neue kirchliche Reizmittel, um die Ketzer anzulocken, damit vielleicht irgend eine neue Predigt oder ein öffentliches Gebet sie rühre. Im Jahr 1608 wagten sie wieder eine Frohnleichnamsprozession mit großem Pomp; die Erbitterung war aber bei den Bürgern noch so groß, daß man dabei die bewaffnete Macht aufbieten mußte. Zwei Jahre später sah man die Jesuitenschüler zu allen Kirchen wallfahrten in langen schwarzen Mänteln, unbedeckten Hauptes und mit bloßen Füßen, brennende Lichter und den Rosenkranz in den Händen. Bald ahmten dies Frauen und Mädchen nach, welche von den Jesuiten zu einer Marianischen, gleichwie die Jünglinge zu einer englischen Genossenschaft vereinigt waren. Auch sie schritten daher mit nackten Füßen und in langen wallenden Schleiern, und die Annalen der Jesuiten finden anzumerken, daß sie bei einer dieser Prozessionen nicht weniger als 24 Fackelträger und 84 sog. Engel gestellt hätten. In der Charwoche hörte man das Miserere bei den Jesuiten in melodischen Klagetönen, und dabei traten ihre Schüler auf und geißelten sich öffentlich für ihre und Anderer Sünden. Es gelang wirklich, auch einige Bürger zu einer kirchlichen Genossenschaft zusammen zu bringen, und als einer davon starb, hielten die Jesuiten ihm ein großes Leichengepränge, an welchem all ihre Zöglinge und Gläubigen theilnahmen.

Ruhlos blieben sie auf der Jagd und Suche nach Seelen, die sich zur katholischen Kirche oder wenigstens zum sittlicheren Leben bekehren ließen. All ihre Vertrauten, besonders die Studenten Näherinnen und armen Frauen, waren unermüdlich thätig, ihr Seelenglück zu preisen und harte Herzen zu rühren, daß sie die geliebten Väter doch nur erst anhören möchten und dann selbst prüfen.

Denn auch der Hartgesottene konnte nicht so leicht der sanft eindringlichen Belehrung im Zwiegespräch, im nahen persönlichen Verkehr, sich ganz verschließen. Als den Jesuiten einmal — es war im Jahre 1611 — auch der geringste Erfolg versagt schien, wandten sie sich zu den Aussätzigen, die eine Viertelstunde von der Stadt ihr „Siechenhaus" bewohnten. Dort lebten diese Armen, getrennt und verlassen von aller Welt, und waren im Herzen gerührt, als die Jesuiten kamen und sich ihrer auf das Liebevollste annahmen. Einer nach dem Andern im Siechenhaus wurde willig und ließ sich katholisch machen.

Bei alledem wollte das paderbornische Eis nicht brechen. Die Zahl derer, die sich zur alten Kirche bekehrten, wollte immer und immer nicht anschwellen. Im Jahre 1605 waren es 30, 1606 nur 16, 1607 wieder nur 16, 1608 auch nur 17, 1609 wieder 15, 1610 fiel die Bekehrungsziffer auf 13, und 1611 beinahe auf Null. Und diese Bekehrungen gelangen fast nur in den untern Volksklassen: wo einmal ein Reicher darunter, merkten die Jesuiten es sorgfältig in den Jahrbüchern an. Wiederholte Ausbrüche der Gewalt zeugten von der protestantischen Erbitterung. Ein paderbornischer Adliger ging daran, seine Burgkapelle wieder für den katholischen Gottesdienst herzurichten, da kam ein Blutsverwandter herzu, es entstand Wortwechsel und Handgemenge, und Jener stürzte tödlich getroffen nieder. In Siddinghausen im Bürenschen wollte Pastor Henning, ein heißkatholischer Kämpfer, Sonntags zur Kirche gehen, eine Menge Bauern stand umher, da kam ein Reiter des Weges und feuerte zwei Schüsse auf ihn ab, und als der Küster den Bauern zuschrie, ihm bei dem Sinkenden zu helfen, lachten sie und rührten keine Hand.

Auch die Jesuiten mußten die Hoffnung aufgeben, der Erwachsenen in Paderborn mächtig zu werden: der ganze Gewinn, den sie seit dem Untergange der Bürgerfreiheit und der Hauptketzer-Vertreibung in siebenjähriger Bekehrungsarbeit gemacht hatten, belief sich auf 108 Seelen. Um so energischer wurden ihre Anstrengungen, sich wenigstens der Jugend zu versichern. Ihre Schulen waren in den letzten unruhigen Jahren sehr herunter gekommen. Welcher Bürger es wagte, einen Jesuitenschüler aufzunehmen, dessen Name wurde in der Marktkirche von der Kanzel verkündigt. Jetzt aber

öffneten sich viele Häuser den Jesuitenschülern, theils um in der theuren Zeit etwas Geld zu verdienen, theils um sich wieder einen gnädigen Fürsten zu machen. Lutherische aber in der Umgegend wollten ihre Söhne lieber zu den Jesuiten nach Paderborn, als zu den calvinistischen Predigern schicken. Schon das Jahr nach Wicharts Sturze verdoppelte sich die Anzahl der Zöglinge, und drei Jahre später stieg sie wieder auf Vierhundert. Prunkvolle Vertheilung von Prämien, theatralische und musikalische Aufführungen, die das Angenehme mit dem Religiösen verbanden, gefielen den Eltern wie den Zöglingen. Der Fürstbischof ließ Schauspiele, die ihm gefallen hatten, noch einmal in Neuhaus vor seinem ganzen Hofe aufführen. Mit wahrhaft väterlicher Liebe umfaßten die Jesuiten Jeden ihrer Zöglinge. Ein Soester Patriziersohn kam mit einem Doktor der Medizin in Wortwechsel, er nannte ihn einen „Wechselbär“ und erhielt selbst den Titel „Strohjunker“. Er erschoß ihn mit einer Pistole und stürzte mit dem Weheruf: „Ich habe Einen getödtet!“ ins Kolleg der Jesuiten. Diese aber hießen ihn stille sein, bereiteten eilig ein Versteck, und schafften ihn bei Nacht und Nebel aus der Stadt. Vergebens suchten die Bürger den Jesuiten ihre Zöglinge durch Belehren Liebkosen und Schimpfen abspenstig zu machen: die Knaben hungerten lieber, als daß sie in Fastenzeit Fleisch aßen. Als die Jesuiten bei einer Feldweihe in Prozession Reliquien umher trugen, sagte ein Bürger: „Ihm sei ein Faden aus Luthers Hosen lieber, als all die alten Knochen.“ Die Knaben aber erwiederten unter Gelächter: „Wenn er Hosen verehre, wollten sie ihm die vom benachbarten Fischer bringen, die wohl eben so schmutzig wären, als Dr. Luthers seine.“ Die Jesuiten hielten dies Gespräch für wichtig genug, um es in ihre Jahrbücher einzutragen.

Ein Professor gab im Jahre 1606 seinen Schülern als Aufsatz auf das Lob der abtretenden Bürgermeister, die gute Katholiken seien, und die Klage über das Unglück, daß durch Teufelskunst zu ihren Nachfolgern Protestanten gewählt worden. Darüber verklagten ihn die Paderborner bei dem Fürstbischof, dieser hatte die neuen Bürgermeister schon bestätigt und gerieth in großen Zorn. Der Rektor und der Schulenpräfekt mußten im Abdinghof sich vor ihm verantworten. Vergebens entschuldigten sich Diese: „Es sei ja nur ein unbedachtes Wort, für die verschlossenen Wände der Schule be-

stimmt, und keiner der Väter habe etwas davon gewußt." Dietrich ließ sie ernstlich seine Ungnade empfinden, und längere Zeit vermochten sie nichts wider die Privatschulen in der Stadt. Die Bürger hatten nämlich aus den umliegenden Städten Lehrer berufen, welche ihren Kindern Luthers Katechismus vortrugen. Der Jesuitenrektor betrieb auf das Emsigste die Aufhebung dieser „Winkelschulen". Allein kaum hatte ein Edikt des Fürsten sie in einem Hause unterdrückt, so lebten sie in einem andern wieder auf. Ein Todfeind der Jesuiten, der ihr nächster Nachbar, Anton Crato, schrieb ein wirksames Büchlein: „Kann ein gläubiger Mensch mit ruhigem Gewissen seine Kinder zu Jesuiten in die Schule schicken?"

Nun starb dieser Crato im Jahr 1609, und seine verschwenderische Wittwe kam in Geldnoth. Da ging das schöne Haus, das er sich erkauft und mit seinem Namen und Wappen geschmückt hatte, durch Kauf in die Hände des Fräulein von Spiegel über, und diese schenkte es sofort den Jesuiten. Es war von ihrer Besitzung nur durch den Kirchhof und eine enge Straße getrennt. Nun übertrugen sie ihr Gymnasium, welches von ihrem Kolleg entfernt am Dome lag, in das Crato'sche Haus. Das Domkapitel widersprach, ein Blutsverwandter Cratos wollte sein Näherrecht ausüben und das Grundstück gegen den Kaufpreis wieder an die Familie bringen. Der Fürstbischof kam aber mit seinen Befehlen den Jesuiten zu Hülfe.

Jetzt richteten sie eine Vorbereitungsklasse für ihr Gymnasium ein, und stellten für diese „Trivialschule" einen geborenen Württemberger an, Berthold Ruff aus Schorndorf, der in ihrem Kolleg sich zur alten Kirche bekehrt und mit dem Schwerte des Eifers umgürtet hatte. Nachdem es im folgenden Jahr gelungen, auch eine Mädchenschule zu gründen, so besprachen die Jesuiten mit ihren Freunden einen Plan, wie man jetzt endlich mit der Ausrottung der protestantischen Lehrer durchdringe. Eine ausführliche Schrift wurde aufgesetzt, und Ruff ging mit ihr nach Neuhaus zum Fürsten. Er wußte die Sache so beherzt und eindringlich darzustellen, bis er von Dietrich ein Mandat erhielt, welches sofort alle und jegliche Privatschulen auflöste und in jeder Art ihre Fortsetzung bei überaus harter und schimpflicher Strafe verbot. Das schien doch selbst dem Stadtrichter Westphal zu arg, und er fragte Ruff, ob

er die Folgen auf seinen Rücken nehme? Dieser aber antwortete, das thue er, und ging unerschrocken von Schule zu Schule, um sein Edikt zu verkündigen. Da tobten die Paderborner wieder über die Jesuiten, die aller Ränke Urheber, und überschütteten Ruff mit Droh- und Schmähworten und warfen Steine nach ihm, wenn er vorüberging. Einmal wurde er von Mehreren überfallen: er aber, ein starker und tapferer Mann, zog von Leder, versetzte dem Einen einen tüchtigen Hieb, und ruhete nicht, bis er die Angreifer sämmtlich im Gefängniß hatte. Von da an hatte er Ruhe, und im nächsten Jahre schon 183 Schüler. Einer aber der lutherischen Lehrer ging zu den Jesuiten, legte das katholische Glaubensbekenntniß ab, und durfte nun seine Schule, die ihm eben geschlossen war, wieder eröffnen.

Die Paderborner baten ihren Landesherrn flehentlich, er möge doch ihren Kindern, die noch keinen Verstand hätten, keinen andern, als der Eltern Glauben, aufnöthigen. Dietrich aber erwiederte: es thue ihm noch leid, daß er die ketzerischen Lehrer so lange geduldet. Die Bürger mußten sich nun wohl darin finden, daß ihre Söhne drei oder vier Jahre zu den Jesuiten gingen, dann aber schickten sie dieselben nach Lemgo Lippstadt Rintelen und Marburg auf die Schule, damit sie dort wieder aufrichtige Protestanten würden. Sie selbst aber ritten und fuhren nur um so häufiger zu den Predigern nach Schlangen und Lippstadt, und wäre es auch bloß, um die Jesuiten zu ärgern, die dafür in ihren Jahrbüchern Lippstadt „den altbekannten Schlupfwinkel aller Räuber und Flüchtlinge“, und Schlangen „den verfluchten Schlangensumpf“ titulirten.

Einunddreißigstes Kapitel.

Wahl eines neuen Bischofs.

Das Jülich-Clevesche Ereigniß: 1611. Dietrichs Zerwürfniß mit den Jesuiten. Ihr ewiger Undank. Ein hessischer Bewerber. Abkommen wegen der hessischen Schutzhoheit. Sechs Bewerber um eine Bischofsmütze. Wahlgetriebe. Guter Rath für Landgraf Moritz. Die Domherrengeliebten. Mollers Schandschriften gegen von der Horst. Sein unglückselig Ende. Mitwahlrecht von der Ritterschaft gefordert. Wahl Ferdinands von Bayern: 1612. Versöhnung Dietrichs und des Domdechanten. Austreiben der Pfaffenweiber. Verbot protestantischer Ehen. Prediger als Aerzte. Verschließung der Kirchhöfe für Protestanten. Jesuitengeschichten.

Im Jahr 1611, sieben Jahre nach Einnahme der Stadt, waren die Jesuiten nahe daran, Alles wieder zu verlieren. In den Jülich-Cleveschen Ländern trat plötzlich eine große Umwandlung ein: der Herzog war gestorben, und die Fürsten von Pfalzneuburg und Brandenburg hatten sich sofort als seine Erben festgesetzt. Ihre Macht war nicht mehr zu brechen. Mitten in Westfalen, in der Nähe Paderborns, sowie breit am Rheine hin, dehnte sie sich aus und zerriß den Zusammenhang, in welchen die Jesuiten die katholischen Herrschaften und Fürstenthümer zu bringen dachten. Großer Aerger und schwere Sorge herrschte deshalb an allen Jesuitensitzen. Sie hatten das Herzogthum schon so hübsch rings umzingelt, und auch in seinem Innern schon Eingang gefunden. Jetzt mußte die

Hoffnung vertagt werden, ganz Westfalen in den Schooß der Kirche zurückzuführen. Sofort belebten sich auch die Pläne wieder, die man an protestantischen Fürstenhöfen hegte, um Prinzen des Hauses westfälische Bisthümer in die Hände zu spielen.

Fürstbischof Dietrich wollte schon 1609 seinen Neffen, den Domherrn Johann Gottfried von Fürstenberg, zu seinem Koadjutor und Nachfolger haben. Die Jesuiten aber hatten den Herzog Ferdinand von Bayern erkoren. Denn ihm war bereits die Nachfolge im Kurfürstenthum Köln und in den Bisthümern Lüttich und Hildesheim gesichert, durch ihn allein ließ sich dem Jülich-Cleve'schen Unglück ein Gegengewicht schaffen. Dietrich erfuhr, Wachtendonk habe gesagt: „die Fürstenberger seien gar zu sehr verhaßt". Außer sich vor Zorn, daß der Jesuit, der ihm stets der Nächstvertrauete gewesen, in solcher Art seinen Lieblingswunsch hintertreibe, ließ er Wachtendonk und den Rektor nach Neuhaus vorladen und ihnen durch den Kanzler scharfen Vorhalt machen. Wachtendonk leugnete. Dietrich schwur, er habe es doch gesagt, und als Jener bei dem Leugnen blieb, rief er wüthend: „er dulde in seinem Kollegium keinen Jesuiten, der ihn zum Lügner mache, auf der Stelle solle der Rektor Wachtendonk fortschicken." Der Rektor entschuldigte sich, er müsse erst ihren Provinzial hören. Da schimpfte Dietrich auch auf den Rektor und rief: „wenn er ihm nicht gleich in die Hand verspreche, Wachtendonk fortzuschicken, lasse er ihn vor seinen Augen ins Gefängniß werfen, und das sei nahe genug". Der geängstigte Rektor bat um drei Tage Bedenkzeit, und bewog den mächtigen Pater, sich zum Jesuitenprovinzial zu begeben. Dieser aber befahl ihm nach ein paar Wochen, nach Paderborn zurückzukehren.

Wachtendonk starb im nächsten Jahr, Dietrich erkrankte, ließ aber seinen Zorn über die Jesuiten, die ihm Alles verdankten, nicht fahren. Denn sie konnten nicht anders, als um der Sache willen ihrem Wohlthäter das Widerspiel halten. Es war sehr thöricht von ihm, über der Jesuiten Undank zu klagen. Aehnliche Erfahrungen machte Jeder, der sich mit ihnen einließ. Sie benutzten jede Hand, die sich ihnen darbot: allein das Ziel ihres Ordens glänzte ihnen immerdar sternhoch über allen wechselnden Fürsten und Staaten.

Im Jahre 1611 meldete sich ein anderer Bewerber um den

Bischofsitz, der Dietrich wie die Jesuiten in Schrecken setzte. Landgraf Moritz verlangte die Wahl seines Sohnes Philipp, der Domherr in Bremen war. Die ganze Paderborner Ritterschaft stimmte ihm bei. Dietrich hatte sie wegen des Schutzbündnisses, das sie mit Hessen geschlossen, am Kaiserhofe verklagt. Alle, die sich dabei betheiligt, sollten ihre Lehen verwirkt haben. Der Reichshofrath stellte in richtigem Verständniß des neuen Staatsrechts den Satz auf: Städten und Rittern stehe nicht mehr frei, noch eine andere Schutzhoheit anzunehmen, als ihres Landesherrn; nur Stiftern und Klöstern könne man die Uebung solch mittelalterlicher Freiheit noch etwa erlauben. Der Streit wurde im Jahre 1608 durch ein Schiedsgericht von Domherren und fürstlichen Räthen beigelegt, welches dahin erkannte: „Die Landesritterschaft darf fortan sich ohne des Fürsten, des Domkapitels, und der Stände Vorwissen und Zustimmung in kein Schutzbündniß mehr einlassen; sie erlegt 3000 Thlr. Kosten; Bischof Bernwards Privileg aber soll gehalten werden nach seinem rechten und billigen Verständniß, wie ihn das kaiserliche Landgericht auslegen wird.“ Trotz dieses Vergleichs blieb der Stachel in den Gemüthern, und hörte der lebhafte Verkehr mit dem hessischen Schutzherrn nicht auf. Landgraf Moritz betrachtete sich nach wie vor als solchen. Er hatte der Ritterschaft erklärt: er könne auf die Schutzhoheit über das Paderborner Stift nicht verzichten und müsse ihren Revers behalten; sie selbst sage ja, daß sie gegen ihn in Devotion bleiben wolle.

Mit um so mehr Gewicht trat er deshalb, als Dietrich ernstlich krank wurde, auf und mahnte daran, ihm einen Nachfolger zu geben. Der Domherr Raban von Papenheim sollte dem Prinzen Philipp seinen Sitz im Domkapitel abtreten, dieses ihn zum Koadjutor wählen. Nun warb auch der Herzog von Lüneburg für seinen Bruder, den Mindener Bischof. Der Kurfürst von Köln aber und der Nuntius dortselbst begehrten das Stift für Ferdinand von Bayern. Allen entgegen wollte der Kurfürst von Mainz nach Paderborn einen österreichischen Erzherzog haben. Ihre Gesandtschaften kamen in die Stadt, und überboten sich in Bemühung und Verheißung. Jeder Bewerber hatte im Domkapitel seine Liga, wie man es nannte. Für den Plan Dietrichs kämpften die Domherren von Plettenberg und Rietberg, letzterer des Grafen Johann Sohn:

die hessische Liga führte der alte Domherr von Papenheim: die Lüneburger der Domprobst von Brabeck mit den Herren von Quernheim, Bevervörde, Hake: für den Bayern aber arbeiteten die Jesuiten, der Nuntius und der Kurfürst. Da blühete des Domdechanten von der Horst Waizen. Er hatte fünf Stimmen im Kapitel sich zu eigen gemacht, die Herren von Hanxleden, Winkelhausen, Orsbach, Lüdinghausen und Langen, gebot also mit seiner eigenen über ein Viertel Stimmen. Er stäubte gleichsam von Listen und Ränken: bald war er für den Oesterreicher, bald für den Bayer, bald für den Hessen, am liebsten wäre er selbst Bischof geworden. Domsyndikus Moller, seine rechte Hand, war rastlos in Geschäften und auf Reisen. Die Lüneburger Liga wurde zurückgedrängt, den stolzen Erzherzog ließ von der Horst selbst fallen, es handelte sich nur noch um eine bayerische oder hessische Wahl, oder, wie der Dechant immer von Neuem dachte, schließlich um ihn selbst.

Die Paderborner athmeten auf: jetzt winkte Rettung und Rache an den Jesuiten, am sichersten durch den hessischen Fürsten. Seine Gesandten, die Herren von Berlepsch, von Butlar, von der Malsburg und Dr. Reguer Sixtinus — an den „sehr behenden" Dr. Günther hatte sie der Landgraf ausdrücklich verwiesen — wendeten sich mit ihrer Vollmacht an die Stadt, an die Ritterschaft, an das Domkapitel. Günther aber und ein Herr von Spiegel schrieben an den Landgrafen: „In Scherz und Güte werde dieses Spiel nicht gewonnen. Tausend Evangelische ständen in Paderborn bereit, die Waffen zu ergreifen. Sie wollten ihre Mitbürger, die noch gefangen lägen, befreien, die Vertriebenen mit der Ritterschaft einlassen, die Domherren entweder in Güte zur hessischen Wahl vermögen, oder sie in der Stadt so lange einschließen, bis sie sich dazu bequemten. Was denn der Landgraf zu fürchten habe? Der Kaiser sei fern in Prag, Bischof Dietrich krank, und der Kurfürst zu Köln werde nicht wagen, zur Gewalt zu schreiten. Die Brandenburger seien ja in der Nähe, und die Holländer trügen schon längst im Sinn, die Paderborner Verbannten wieder in ihre Rechte und Güter einzusetzen. Diese Brandenburger und Holländer müsse der Landgraf mitbetheiligen, vor Allem aber den Paderbornern ihre alten Privilegien und Freiheiten wieder zusichern." Der Rath war gut, und hätte der Landgraf ihn befolgt, so wäre sein Sohn Bischof von

Paderborn und das Stift wieder protestantisch geworden. Allein Landgraf Moritz litt wieder an Unschlüssigkeit, er blieb fern in Sachsen, und seine Räthe wagten nicht, den günstigen Zeitpunkt zu benutzen. Denn eine rasche Besetzung von Paderborn konnte schwere Folgen haben.

Auch Frauenhände mischten sich in Paderborn eifrig in das Wahlgetriebe. Die Kölnischen Gesandten ärgerte das hochmüthige und prunkende Auftreten der Domherrngeliebten. Sie ließen sich heftig darüber vernehmen, und sagten unter Anderm: „Ihr Herr verabscheue die Pfaffenweiber mehr, als Hunde und Schlangen." Der Dechant von der Horst ließ den Unvorsichtigen melden: „Sie sollten sich mit derlei Reden in Acht nehmen, wichtiger als der Wille der Domherrn sei die Gunst ihrer Weiber." Diese aber — die Hanxleden machte die Anführerin — hielten in höchstem Eifer täglich ihre Berathungen, faßten ihre Beschlüsse, und setzten mit Geschichtchen und schmeichlerischem Liebkosen ihren Domherren zu, und lenkten ihre Stimmen bald auf Diesen bald auf Jenen. Ergrimmt über diese Hindernisse schwur von der Horst den Pfaffenweibern Verderben.

Ein anderes Aergerniß gab schließlich den Ausschlag. Der Licentiat der Rechte, Johann Moller, war zwanzig Jahre Syndikus des Domstifts und Amtmann seiner Herrschaft in Lippspringe gewesen, dabei der geheime Vertraute aller Vorgänge im Kapitel, insbesondere aller Händel und Pläne des Domdechanten. Dieser verlangte nun von Moller eine Urkunde heraus, welche den Beweis enthielt, daß drei Domherren vor Jahren Simonie getrieben. Beide hatten sich dieses Schriftstücks bemächtigt und Moller es in Verwahrung. Der Dechant wollte sich seiner jetzt bedienen, um jene drei Männer lahm zu legen; besonders war es auf den Dompropst Brabeck gemünzt, mit welchem er schon früher die ärgsten Händel gehabt. Der Syndikus aber fürchtete, eines guten Tages sollten seine Aemter an einen Juristen, mit welchem der Dechant seine natürliche Tochter verlobt hatte, übergehen, und wollte sich Diesem gegenüber nicht bloß geben. Der Dechant ergrimmte und setzte ihn ab, und die Domherren Lüdinghausen Orsbach und Winkelhausen zogen mit Reitern und Trompetern nach Lippspringe, überfielen Mollers Haus, und während seine Frau und Tochter

und Leute flüchteten, raubten sie seine Habe und Schriften, vor allem die Briefe des Domdechanten.

Moller ließ jetzt in lateinischer Sprache einen „Horstenspiegel“ mit Urkunden erscheinen, ein wahres Meisterstück in der Kunst, einen hochgestellten Mann zu ächten und mit aller Welt zu entzweien. Das ganze Domkapitel schrie auf in Aerger und Entsetzen und Verbitterung. Der Dechant ließ einen notariellen Protest gegen das treulose Verfahren des ehemaligen Syndikus im Dom verlesen und an die Dompforten anschlagen, und sandte einen Mollerschen „Meineid-Spiegel“ in die Welt. Auch der Domherr von Papenheim schrieb einen „Mollerschen Schattenriß“. Dieser aber hatte sich zum Landgrafen Moritz begeben und antwortete in bündigster Grobheit mit einem „Gaukelsack Arnten von der Horst“. All die geheimen Dinge im Kapitel und manches Domherrn schandbares Leben lag aller Welt vor Augen. Man wollte gegen den Urheber peinlich vorgehen. Er aber kam gegen Ende des Jahres nach Neuhaus und wollte zum Fürsten, wurde verhaftet und auf das Schloß nach Dringenberg gebracht, jedoch anständig gehalten. Anfangs Januar brach er aus: das Seil, an dem er sich herablassen wollte, zerriß, er fiel und blieb auf einem Absatz des Felsens, auf welchem das Schloß steht, liegen, fiel nochmal und brach ein Bein, und lag da die Nacht in grimmiger Winterkälte. Drei Wochen später starb er. Der Domdechant machte sein „Judasende“ in einer Flugschrift, betitelt „Der Mollersche Wiedehopf“ öffentlich bekannt. Mollers Freunde aber trugen ihn stattlich mit Windlichtern zu Grabe in der Dringenberger Kirche, mußten ihn aber auf das Betreiben von Adligen, die dort ihr Erbbegräbniß hatten, wieder ausgraben lassen. Denn es verlautete, der schändliche Moller sei eigentlich, obwohl er zwei Frauen gehabt, ein katholischer Priester gewesen.

Dem allem die Krone aufzusetzen, fand sich ein Testament, in welchem er den Jesuiten sein bedeutendes Vermögen vermacht hatte. Seine Blutserben wollten es nicht als ernstlich gemeint gelten lassen, die Jesuiten kauften deren Ansprüche anfangs mit 3000 Thlr. ab, hatten aber noch an die vierzig Jahre deshalb zu prozessiren.

Als nun, erzählt Klöckner, der Syndikus Moller „mit seinen Schandschreiben alle Dinge im Stift Paderborn zerrüttet, die hohen

und vornehmsten Häupter an einander gehetzt, und dann auch unter dem gemeinen Mann, sonderlich in der Stadt Paderborn, viel unnützes Geschwätz und Plaudern entstanden war, und der Eine Diesen, der Andere Jenen, der Dritte weiß nicht wen zum Bischof haben wollte, so kamen am 26. Januar 1612 Etliche aus der Ritterschaft in die Stadt Paderborn, und begehrten trotzig von Einem Ehrwürdigen Domkapitel, ihr Votum und Stimme künftig und allemal in Erwählung eines neuen Fürsten und Bischofs mit zu haben." Stürmisch wurde darüber verhandelt, heftig das Begehren zurückgewiesen. Aengstliche Gemüther sahen bereits blutige Kämpfe voraus.

Herr Arnold von der Horst aber, der Domdechant, dachte nach so schmachvoller Bloßstellung nur daran, wer ihn künftig am besten schütze. Dies waren die Jesuiten und der Kurfürst von Köln, Ferdinand von Bayern, Bischof von Lüttich und Hildesheim, dem auch in Münster die Nachfolge winkte. Also wurde dieser am 12. Februar 1612 auch in Paderborn zum Fürstbischof gewählt.

Zornig siegelte Landgraf Moritz, als er den Ausfall der Wahl hörte, dem Präsidenten seines Geheimen Raths, Herrn von Starschedel, den Abschied und schrieb ihm dabei: Er sei ein kleinmüthiger und verzagter Mann und könne hohen Potentaten nicht in wichtigen Sachen assistiren. „Die Welt ist weit genug, Ihr seid reich genug, ich habe Leute und Molestien genug."

Die Jesuiten frohlockten: jetzt waren sie sicher und ihnen das Stift sicher. Nun scheueten sie sich auch nimmer, zu ernsteren Maßregeln wider die Protestanten zu drängen. Das Domkapitel sollte ihnen nicht mehr hinderlich sein: mit allen Hebeln setzten sie deshalb dem Dechanten zu, jetzt endlich das zu thun, wozu der Pabst selbst vor vier Jahren so dringend gemahnt, und seinem Bischof und Fürsten die Hand zu reichen. Am Pabstfeste im Jesuitenkolleg gaben Dietrich und von der Horst sich den Versöhnungskuß.

Alsbald zeigten sich die Wirkungen. Zuerst kühlte der Dechant seinen Zorn an den Schönen der Domherren. Es erging ein strenges Edikt: alle Geistlichen sollten, bei Verlust von Amt und Pfründe, sofort ihre Beischläferinnen abschaffen, oder man werde sie ihnen schimpflich aus dem Hause holen und dem Büttel überliefern. Zum abschreckenden Beispiel wurde alsbald ein Pfaffenweib aus ihres

Herrn Hause hervorgeholt und öffentlich auf dem Markte in Henkers Hand gegeben. Dieser setzte ihr einen Strohkranz auf und entblößte ihr den Nacken, vor sie stellte sich sein Knecht mit einem metallenen Becken, hinter sie der Henker mit der Ruthe, und nun ging's die ganze Westernstraße hinunter. Nach dem Takte schlug der Knecht das Becken, schlug der Henker des Weibes Rücken, und zwar so, daß die Arme jedesmal einen Sprung machen mußte, als wenn sie tanzte. Alles lief herbei und klatschte und jubelte, denn diese Art Weiber mit ihrem Prangen und Stolziren war jedem ehrlichen Menschen zuwider. Das Exempel half. Das Leben der Geistlichen wurde, wie es in unsern Jesuitenannalen hieß, „wenn nicht keusch, doch klug". Die Einen schafften die Geliebten ab, die Andern verbargen sie. Einige Domherren aber trotzten und ließen es darauf ankommen: es geschah ihnen auch nichts.

Das zweite Edikt verbot eine Ehe einzusegnen, wenn das Brautpaar nicht zuvor auf katholische Weise zu Beichte und Abendmahl gehe. Dies half auf den Dörfern: die jungen Paderborner aber fuhren mit ihren Bräuten und Freunden und Verwandten nach Schlangen, ließen sich dort trauen und feierten die lustigsten Hochzeiten.

Drittens wurde im Beginn der Fastenzeit auf dem Rathhaus und von allen Kanzeln das Gebot verkündigt: alle Erwachsenen sollten die österlichen Sakramente empfangen bei höchster Ungnade des Fürsten. Darüber lachten die Paderborner nur, man konnte sie ja nicht zum Beichtstuhl schleppen. Da ihnen die öffentlichen Prediger versagt blieben, so schlichen sich zwei als Aerzte verkleidet in die Stadt und lehrten und tauften und reichten das Abendmahl auf lutherische Art. Die Jesuiten aber, die in den Bürgerhäusern ihre Späher und Zuträger hatten, kamen dahinter und erwirkten vom Fürsten ein Gebot, die beiden Aerzte zu ergreifen und ins Gefängniß zu führen. Zum Glück wurden sie gewarnt und konnten noch zeitig entfliehen.

Da all diese Verordnungen wenig fruchteten, so suchten die Jesuiten nach einem andern Mittel, und fanden nach vielem Berathen folgendes. Als der berühmte Arzt Theodori starb und trotz aller Anstrengungen der gelehrtesten Jesuiten auch auf dem Tod-

bette dabei blieb, er sei weder lutherisch noch calvinisch noch katholisch, so war dies ein ungewöhnlicher Fall, und man nahm es dem Domkapitel nicht übel, als es die Leiche von der Domfreiheit, denn dort hatte Theodori gewohnt, fortschaffen und einem Apotheker vor's Haus setzen ließ, der sie auf dem Friedhof in Schlangen bestattete. Im Uebrigen betrachtete Alles die Kirchhöfe als Gemeindeeigenthum, und Anhänger der alten und der neuen Kirche fanden sich dort im Tode beisammen. Jetzt aber wurde eine fürstliche Verordnung bekannt gemacht: bei hoher Strafe solle kein Geistlicher Einen, der nicht katholisch gestorben, mehr in geweihter Erde begraben. Einige Bürger ließen sich in ihrem Glauben nicht erschüttern: ihre Leichen wurden auf den Wall vor der Mauer an der Ostseite der Stadt gebracht und dort eingegraben. Da aber die meisten Menschen — ein auffällig Zeichen ihrer edleren Geistesnatur — ein Schimpf nach dem Tode mehr zu kümmern pflegt, als wenn er ihnen bei Lebzeiten zugefügt wäre: so geschah es, daß in Paderborn 29 Protestanten noch auf dem Sterbebette die katholischen Sakramente nahmen, um nicht draußen auf den Wall zu müssen. „Heilvoller Zwang, der zum Besseren führt," setzt unser jesuitischer Jahrbuchschreiber hinzu.

Die Paderborner waren außer sich über die Anstifter all dieser Plackereien: die ganze Stadt widerhallte zum Hundertsten- und Tausendstenmal von Schimpfen und Flüchen über die Jesuiten. Einem armen Juden, den sie bekehrt hatten, schor ein vornehmer Bürger, in dessen Hause er viel verkehrte, Haar und Bart ab, daß er einem Mönche ähnlich sah, und jagte ihn zum allgemeinen Gelächter auf die Straße. Ein Bürgers- und ein Pfaffensohn, die vorher bei Kirchenschmücken und Büßungen die Gelegenheit ausgekundschaftet, stiegen in die Jesuitenkirche ein, raubten das kostbare Hostiengefäß, das Dietrich erst vor einem Jahre geschenkt hatte, und schütteten die Hostien vor dem Altare aus. Darüber lachte die ketzerische Stadt nur. Die Jesuiten aber wiesen hin auf den drohenden Finger Gottes in folgender wunderbaren Geschichte. Hildegund Floren, eine Weißgerbersfrau, die in der Grube wohnte, entbot jedem Jesuiten, dem sie begegnete, den Gruß: „Daß Dir sieben Tausend Stiege Teufel in den Leib fahren!" Eine Stiege hat

20 Stück, machte also auf jeden Jesuiten 140,000 Teufel. Auf Markustag am 25. April 1612, als Frau Hildegund bereits hochschwanger ging, sah sie sechs Jesuiten mit ihren Schülern durch die Grube kommen, und die Jesuiten hatten ihre großen viereckigen Hüte auf, da sagte sie: „Seht, sechs Kohlklauen, sechs schwarze Teufel mit ihren Timpenhüten — an den Galgen damit!“ Am 14. Mai kam sie in schwere Kindesnöthe und gebar endlich einen Knaben, der hatte ein Gesicht wie eine Katze und auf dem Kopf ein viereckiges Gewächs wie ein Jesuitenhut. Da schrien all die Weiber, welche um das Bette standen „Herr Gott, es hat Timpen wie ein Jesuiter!“

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Sieg der Jesuiten.

Rückwanderer und Bekehrungen: 1612. Wanken der Ritterschaft. Gymnasium. Kapuziner. Neues Rathhaus. Universität. Joachim von Büren. Erziehung seines Sohnes. Bekehrung der Frau von Büren. Die Jesuiten Erben der Herrschaft. Von der Freiheit ihrer Zöglinge. Dietrichs Ehren. Die Muttergottes der Romskapelle. Austreibung der Protestanten. Dietrichs Tod: 1618. Seine Leistungen. Der Nachwelt Urtheil. Ferdinand von Bayern. Pläne Graf Rietbergs und der Protestanten. Theilweise Wiederherstellung der Paderborner Verfassung. Einlaß Christians von Braunschweig: 1622. Seine Plünderungen. Rache der Katholischen. Haufenweise Bekehrungen. Niedergang der Stadt im dreißigjährigen Kriege. Stätige Fortschritte der Jesuiten. Wendung der europäischen Geschichte: 1870.

Das Jahr 1612, in welchem Ferdinand von Bayern gewählt wurde, und wie ihre Annalen im Ernst berichten, es Fische und Frösche regnete, war das Glücksjahr der Paderborner Jesuiten. Sie zählten in diesem einen Jahr nicht weniger als 86 Bekehrungen in der Stadt. Die meisten fielen auf Rückwanderer. Denn die Flüchtigen und Vertriebenen, als sie des Bayern Wahl gehört, verzweifelten daran, daß Paderborn wieder erobert und von den Jesuiten befreit werde. Sie vermochten nicht länger die süße Luft der Heimath zu entbehren, kehrten in die Vaterstadt zurück und machten ihren Frieden mit dem Bischof. Sie hatten draußen im

Elend zuviel geduldet, zu traurige Folgen der Religionskriege gesehen.

Auch die Ritter fingen zu wanken an. Mit großem Verdruß erkannten sie, daß am Hofe des künftigen kurfürstlichen Landesherrn ihnen nie wieder Glück lächele, wenn sie lutherisch blieben. Auch war es jetzt länger als zehn Jahre, daß sie in keiner Pfarrkirche mehr einen evangelischen Prediger hörten. Wo sich Einer nach der Einnahme von Paderborn noch blicken ließ, wurde er sofort vertrieben, ein katholischer Pfarrer eingesetzt, mit der Einführung der Agende Ernst gemacht. Die Spiegel zum Desenberg wagten es noch einmal, im Jahre 1613, in Körbeke den katholischen Pfarrer wegzuschicken und den evangelischen Schullehrer auf die Kanzel zu führen: sie behaupteten, sie hätten allein das Recht, den Pfarrer zu präsentiren. Sofort aber erfolgte Dietrichs Mandat: bei 3000 Goldgulden Strafe und bei Verlust ihrer Lehen sollten sie sich solcher Eingriffe in sein landesfürstliches und bischöfliches Amt enthalten, auf der Stelle den katholischen Pfarrer wieder zulassen, und überhaupt erst ihr Präsentationsrecht erweisen. Was wollte der Erbmarschall von Spiegel machen? Es war vorbei mit Bischof Bernwards Privileg.

Solche Erfahrungen fruchteten auf die Länge auch bei den protestantischen Adligen. Bisher hatte sich fast der gesammte Landesadel noch steif und fest bei dem Glauben seiner Väter abgeschlossen: nach und nach ließ sich eine Zugbrücke nach der andern nieder, wenn ein vornehmer Jesuit vom Schloßherrn Einlaß begehrte. Von den Familienhäuptern war ein Herr von Schilderen der Erste, der katholisch wurde, und zwar im Jahr 1615. Mehr und mehr seiner Standesgenossen stellten sich jetzt bei den Hof- und Kirchenfesten des Bischofs ein, und die Jesuiten konnten über harte Herzen nicht mehr klagen.

In Paderborn aber stand ihr prächtiges Kolleg jetzt fertig und ausgebauet. Ein halbes Jahr nach der Wahl des neuen Fürsten legte der alte am Ignatiusfest den 31. Juli den Grundstein zum Gymnasium der Jesuiten, und schenkte 20,000 Thlr. zur Begründung eines Noviziats von 25 Zöglingen. Wieder mußten die Benediktineräbte bei der Feierlichkeit zugegen sein und gleich andern Herren auf dem Jesuitenaltar opfern: ihre Zeit war aus, ein an=

derer Orden war des Jahrhunderts geistiger Meister geworden. Das Gymnasium wurde ihm auf immer übereignet, und erhielt die schöne Inschrift: „Gott und dem Vaterland“, und den Namen „Theodorianum“.

Dieser Name war dem Domkapitel nicht recht, es verlangte: das Gymnasium müsse nach dem Stiftspatron „Liborianum“ heißen; denn vom Domstift sei es ausgegangen, und deshalb müsse auch die jährliche Messe zur Eröffnung der Studien nach wie vor im Dome stattfinden. Dietrich aber fragte: ob das Domkapitel ebensoviel wie er selbst zur Gründung beitragen wolle? Solch ein Opfer war allerdings nicht nach dem Sinne der Domherren. Bloß Arnold von der Horst steuerte namhafte Summen bei, machte eine Stiftung zu Prämien für die besten Schüler, und bauete das nördliche Thürmchen am Gymnasium, und als es einstürzte, zum zweitenmal aus seinen Mitteln: noch trägt es über der Eingangsthür sein Wappen.

Ganz aber konnte der Domdechant die alte Tücke nicht lassen, und berief noch im selben Jahr, als der Grundstein zum Gymnasium der Jesuiten gelegt war, zu deren rechtem Gegensatz die Kapuziner nach Paderborn und gründete ihnen, den Vätern evangelischer Armuth an Geist und Gut, ein Kloster allda.

Die Paderborner aber, da jetzt in ihrer Stadt soviel gebaut wurde, wollten nicht dahinten bleiben. Obwohl von Dietrich, Graf Rietberg, und ihrem Kriegsvolk gräßlich ausgeplündert, beschlossen sie doch, ein neues Rathhaus zu bauen, das so groß und stattlich sei, wie der nahe Jesuitenbau. Im Jahr 1615 wurde es vollendet.

Doch vorbei war es mit der alten Bürgerherrlichkeit: Fürst und Jesuiten spielten jetzt in der Stadt die erste Geige. Der Letzteren und ihrer Schüler Zahl mehrte sich mit jedem Jahr. Der alternde Bischof betrieb mit Ungeduld, daß Novizen einzogen. Denn, sagte er, diese seine jungen Leute schafften, mit ihren Gebeten, daß er und seine Familie „bei Gott angenehmer“ sei. Im Jahr 1614 erweiterte er seine Stiftung zur Universität, wenn auch nur mit einer theologischen und philosophischen Fakultät, und am 13. September 1616 geschah unter großen Festen und Feierlichkeiten in Gegenwart der Paderborner Stände und der eingeladenen Fürsten Grafen und Herren die Verkündigung der Privilegien, mit welchen

Pabst und Kaiser die Paderborner Hochschule so reichlich schmücken, wie die beste in Deutschland. Der Pabst übereignete in seinem Privileg dem Jesuitengeneral all das Vermögen der Anstalt, und bevollmächtigte ihn zur Entwerfung ihrer Statuten. Sie begann mit 58 Studenten, unter welchen 7 junge Benediktiner aus dem Abdinghof und 5 Jesuitennovizen. Da erlebte Dietrich bald die Freude, daß in Paderborn wieder Priester geweiht wurden, und er hoffte sehnlich, daß nun auch die Bürger ihre Söhne nicht mehr zu den theuren ketzerischen Universitäten schicken würden.

Das westfälische Ingolstadt stand also gegründet, „das Licht und die Leuchte Westfalens gleich wie Athen in Griechenland, oder die Pupille im Auge und die Vernunft in der Seele," — so rühmte nämlich der Jesuit Horrion in seiner Festschrift schmeichlerisch Dietrichs Schöpfung. Schon ein Jahr nachher eröffnete sich den Jesuiten eine Aussicht, sie mit fürstlichem Besitz auszustatten. Es wurde oben erzählt, wie das Heer der spanischen Meuterer, ehe es auf die Landeshauptstadt marschirte, sich Büren zum Ziele nahm. Das hatte seinen guten Grund. Denn dort wohnte einer der ritterlichsten Vorkämpfer von Luthers Lehre, Joachim edler Herr von Büren, Besitzer einer großen beinahe freien Herrschaft; denn sie hatte auch das Recht des eigenen Blutbannes, und war bloß durch ein schwaches Lehnsband mit dem Bischof von Paderborn, aber auch mit dem hessischen Landgrafen verknüpft. Auch seine Gemahlin, die geistvolle Elisabeth von Lohe, eine reiche Freiin aus dem Münsterschen, war erfüllt von der Kraft und Wahrheit des evangelischen Glaubens, und Beide betrachteten es als Gewissenspflicht, ihn in jedem Dorf ihrer Herrschaft siegreich zu machen. In dem Agendestreit war der Herr von Büren es gewesen, der die Ritterschaft wider den Bischof ins Feld führte. Aber seines Geschlechts war er der Letzte. Als daher Dietrich, während zum Angriff auf Paderborn gerüstet wurde, erfuhr, Jener liege zum Sterben krank auf seinem Schloß zu Büren, schickte er eilig 300 Mann, um die Herrschaft zu besetzen und sie, sobald der letzte Besitzer die Augen schloß, als erledigtes Lehen an sich zu ziehen. Denn ihr blühender Protestantismus war ein Gräuel in seinen Augen. Doch Herr Joachim wurde wieder gesund und hatte bald darauf, im Februar 1604, als Bürgermeister Wichart auf der Höhe seiner Gewalt sich befand, die Freude, einen

Sohn und Erben zu bekommen. Zwei vornehme protestantische Fürsten, Landgraf Moritz von Hessen und Graf Georg von Nassau, reiseten nach Büren, um ihn aus der Taufe zu heben. Der junge Moritz, so hieß der Erbe von Büren nach seinem Pathen, wurde früh und sorgfältig in den lutherischen Grundsätzen erzogen, und sein Vater pflegte zu sagen: „Wenn er wüßte, daß sein einziger Sohn ein Papist würde, wolle er lieber, daß Feuer vom Himmel regne und ihn mit seinem Schlosse und Weib und Kind verzehre."

Allein erst sechs Jahre war der Erbe von Büren alt, als sein Vater starb, und nun setzte ihm nach des Reiches Lehnrecht Dietrich die Vormünder. Diese aber waren der Drost von Meschede, ein streng katholisch gesinnter Mann, und der Domdechant. Sofort ging es über die protestantischen Pfarrer her, die man durch katholische zu verdrängen suchte. Die Frau von Büren wandte sich um Hülfe an den Landgrafen von Hessen, der es an Einsprache nicht fehlen ließ und in einem Schreiben von 1612 sagte: „Und mag nunmehr der Bischof von Paderborn, so lieber bayrisch-papistisch, als hessisch-evangelisch sein will, hinfahren wenn er will." Im folgenden Jahr meldete der Herr von Malsburg, welchen Moritz in dieser Sache an Dietrich geschickt hatte: „Nie seien die Papisten in Paderborn muthiger gewesen, stolz auf Bayern als ihr Haupt und auf so viele andere Grafen und Herren, die sich mit dem Adel ganz zum Pabstthum wendeten." Und was geschah bereits im selben Jahr mit Frau von Büren? Die für das reine Evangelium glühete, auch sie wurde katholisch. Von ihrem Wittwensitze in Büren war sie öfter nach Paderborn herüber gekommen, wo sie mit Frau von Meschede, Fräulein Ottilie von Spiegel, und andern Damen befreundet war, die damals alle in erster Frische und Gluth für die katholische Sache sich bemüheten. Dort fand der Pater Röhrich, ein heiterer Gesellschafter, fein und geschmeidig, bei ihr Zutritt. Wie eine Löwin kämpfte Elisabeth mit ihm für ihre Glaubenssätze. Doch sie war ein weiches, inniges offnes Gemüth: wie konnte sie dem sich anschmiegenden Scharfsinn des Jesuiten lange widerstehen! Bald umfaßte sie mit all der tiefen Begeisterung ihrer Seele den katholischen Glauben.

Jetzt wurde man mit den protestantischen Predigern im Bürenschen bald fertig: gewaltsam wurden sie vertrieben. Der dreizehn-

jährige Erbe der Herrschaft aber, eine edel und geistig angelegte Natur, kam zu den Jesuiten, denen bald sein ganzes Herz und jede Faser seiner Ideen gehörte. Sein Pathe, Landgraf Moritz, schimpfte auf ihre „papistischen Fallstricke“, hessische Kundschafter ließen sich in Paderborn blicken, und weil man fürchtete, sie würden den Knaben aufheben und nach Marburg schaffen, so durfte er nicht mehr vor's Thor, ja ohne drei oder vier Begleiter nicht einmal über die Straße. Zuletzt verschwand er aus Paderborn und lebte im Jesuitenkolleg zu Köln. Dort wurde seine Erziehung vollendet, er machte von den Jesuiten stets im Auge behalten große Reisen, wurde kaum volljährig schon kaiserlicher Kammergerichtspräsident in Speyer, verschmähete jede Heirath, und trat schließlich in den Orden der Jesuiten, denen er heimlich all seine großen Güter geschenkt hatte.

Wie fest und klug die Jesuiten für die freie Berufswahl ihrer Zöglinge eintraten, davon rühmen ihre Annalen noch eine andere verdienstliche Leistung aus dem Jahr 1617. Eberhard Meiraedt aus Düren war gegen den Willen seiner Eltern, deren einziges Kind er war, und welche so unvorsichtig gewesen, ihn Jesuiten anzuvertrauen, ihr Novize geworden. Eines Tags im Sommer kamen die Eltern nach Paderborn und schickten zum Rektor Baving, sie wollten ihren Sohn besuchen, er möge mit ihm in den Gasthof zum Stern kommen. Da waren sie nun ganz voll Liebe und zufrieden mit seinem Stande. Andern Morgens früh vier Uhr wollten sie abreisen und sandten nochmal, ihr Sohn möge ihnen noch Lebewohl sagen. Der Rektor ging aber wieder mit, begleitet von seinem Diener, dem er sagte, er solle wohl aufpassen. Der Vater saß schon zu Pferde und die Mutter im Wagen. Während Baving mit dem Vater sprach, gab der Sohn der Mutter die Hand, da hielt diese ihn fest und ihr Kutscher schob den Jüngling rasch in den Wagen, schlug ihn zu, und eilends ging es von dannen. Der Rektor aber hinterdrein, und rief einem Bürger zu, der vor seiner Hausthüre stand, er solle den Pferden in den Zügel fallen. Dies geschah, der Jesuitendiener bekam Zeit, zum Thor voran zu eilen und es ins Schloß zu werfen. Mit aller Angst und Beredsamkeit, die ihr die Mutterliebe eingab, sprach jetzt die Frau ihrem Sohne zu: dieser aber lag unbeweglich im Wagen, wie der Kutscher ihn hinein geworfen. So kamen sie zum Thore. Der Vater heischte

vom Pförtner, er solle öffnen: der Rektor rief, das solle er sich nicht unterstehen oder der Fürst werde es rächen. Nach vielem Wortwechsel rief der Rektor den Sohn aus dem Wagen und sagte: Jetzt solle er selbst entscheiden, ob er mit den Eltern zur Heimath oder mit ihm wieder ins Kolleg wolle? Da rief der Jüngling den Eltern Lebewohl zu und kehrte mit dem Rektor um, begrüßt und beglückwünscht von allen seinen Genossen, als sie wieder ins Kolleg kamen und Baving erzählte, was vorgefallen. Was blieb den armen Eltern übrig? Sie schenkten später ihr ganzes Vermögen dem Orden, der ihren einzigen Sohn und Erben besaß.

Vor ihren Gebäuden errichteten die Jesuiten im Jahre 1615 ihres Gönners Steinbildniß im bischöflichen, nicht im reichsfürstlichen Ornat, und die Inschrift rühmte ihn als den Gründer ihres Kollegs, ihrer Kirche, ihrer Akademie, sie selbst aber als „beider Schätze, der Religion und des Wissens, treue Austheiler.“ Das Denkmal kostete übrigens ihm selbst 180, den Jesuiten nur 14 Thlr. Bei dem großen Feste der Privilegienverkündung feierten sie ihn im dramatischen Spiel als den weisen Salomon. Der ersten Doktorpromotion wohnte er selber bei, und erklärte diesen Tag für den glücklichsten seines Lebens.

In seinem Todesjahr erlebte er noch eine himmlische Freude. In alter Zeit hatte ein Fuhrmann ein Kind überfahren, und zur Strafe seiner Fahrlässigkeit sich aufgelegt, ein hölzern Muttergottesbild auf seinen Schultern nach Rom zu tragen. Als er damit zurück und auf eine Stelle an der Landstraße, eine kleine halbe Stunde vom Westernthore kam, wurde das Bild entsetzlich schwer, und weder er noch der ganze Stadtrath konnten es mehr fortbringen. Deshalb wurde eine kleine Kapelle darüber gebauet, die man die römische nannte, und als sie durch Alterthum verfallen war, ließ Dietrich bald nach Einnahme der Stadt eine prächtigere bauen, dieselbe, die noch steht. Das wunderthätige Muttergottesbild aber fehlte lange Zeit. Endlich fand es sich mit andern Statuen in einem Keller bei den Jesuiten, mit Staub und Schmutz bedeckt. Es wurde hervorgezogen, gereinigt, und Dietrich selbst, angethan mit einem neuen bischöflichen Ornate, weihete es ein, und siehe da, auf einmal lächelte das hölzerne Bildniß ihn an. Darüber war er hoch entzückt,

und ließ es sich nicht wieder nehmen, daß die Himmelskönigin ihm auf wunderbare Weise ihr Wohlgefallen ausgedrückt.

Im selben Jahr erfolgte der Befehl: alle Protestanten sollten entweder zur alten Kirche zurückkehren, oder binnen Jahr und Tag Stadt und Land verlassen. Einige nahmen zum Schein die katholische Religion an, Andere — wir wissen nicht mehr, wie Viele ihrer waren, gewiß nicht Wenige — verkauften ihre Habe, verließen die Heimath und wanderten trostlos und gebrochen hin, wo evangelischer Glauben nicht geächtet war.

Die Austreibung der Protestanten war Dietrichs letzte That. Er starb im zweiundsiebzigsten Lebensjahr am 4. Dezember 1618 nach dreiunddreißigjähriger Regierung. Sein marmornes Denkmal war schon fertig: nahe dem Hochaltar im Dome hatte er es sich selbst gesetzt, prunkend und geschmacklos. Seine Verse, mit welchen er es schmückte, deuten an, daß er sich das Grabmal errichtete, weil er den Tod stets vor Augen hatte, und daß er nicht einbalsamirt sein wollte, weil sein Leib vom Staube genommen wieder Staub werden müsse. Viel that er sich darauf zu Gute, daß er 85,000 Thaler Schulden seines Hochstifts getilgt habe. Er hatte darüber eine genaue Rechnung aufgesetzt, und da er nichts lieber that, als zierliche Verse machen, so setzte er eigenhändig darunter:

> Feci quae potui, quae tu mihi, Christe, dedisti.
> Improba, fac melius, si potes, invidia!
> Ich dein Talent hab angewendt,
> Deine Ehre Gott zu mehren.
> Was so verwendt, wer nennt verschwendt,
> Ein'n bessern Brauch mag lehren.

Die Einkünfte freilich, welche er vom Stifte bezog, waren so groß, daß er bei seiner Sparsamkeit, trotz der großen Ausgaben für die Jesuiten, für Burgen- und Residenzbau, noch 46,000 Thaler stiften konnte, bloß damit die Zinsen dieses Kapitals unter die Domherren vertheilt würden, wenn sie am Frohnleichnams- und Marie-Reinigungsfeste im Dom erschienen.

Vor dem Haß und bitterem Tadel, der von allen Gebildeten,

außer den Jesuiten und deren Anhängern, auf ihn eindrang, waffnete er sich mit dem Wahlspruch:

Judicium melius posteritatis erit

oder wie er es selbst gräulich übersetzte:

Jetz viele Ding beschnarcht der Neid,
So preisen wird die künftige Zeit.

Großes hat dieser Fürst für die katholische Kirche geleistet, das Hexen- und Zauberwesen grimmig verfolgt, ansehnliche Schulden seines Hochstifts abgetragen, und reichlich für Arme gesorgt. Aus Furcht aber, die bewaffnete Stärke seiner protestantischen Städte und Ritterschaft könne ihm gefährlich werden, überließ er das Land den entsetzlichen Plünderungen streifender Söldnerheere, und Verfall der Justiz und Schwäche in der Verwaltung kennzeichnete die zweite Hälfte seiner Regierungszeit. Je nach konfessioneller Färbung wird das Urtheil der Nachwelt, auf das er so oft sich berufen, verschieden lauten. Ohne konfessionelle Färbung wird es darin einstimmig sein: daß er als ein untreuer Fürst das Recht seines Landes gebrochen, daß er zahlloser Familien Verderben verursacht, daß er aber immer noch weniger gewaltthätig regiert hat, als Viele seiner fürstlichen Zeitgenossen, wenn es auch Wenige gab, die auf so verschmitzten Wegen langsam zu ihrem Ziel gelangten.

Sein Nachfolger, Kurfürst Ferdinand, nahm schon acht Tage nach Dietrichs Ableben die Huldigung ein, wurde aber sogleich von den Paderbornern bestürmt, ihnen ihre alten Rechte und Freiheiten wieder zu geben. Von der Erbitterung und Feindschaft, welche durch das ganze Land hin loderte, auch von den gefährlichen Nachbaren fühlte er sich durchaus nicht angemuthet. Er hörte deshalb schon im nächsten Jahr auf den Plan des Grafen von Rietberg, der ihm vorschlug, zu Gunsten seines Sohnes, der in Paderborn Domherr geworden, auf das Stift zu verzichten. Während man in Köln verhandelte, ob und wie Paderborn in den Besitz des Friesen zu setzen, regten die Evangelischen Landgraf Moritz an: jetzt sei es Zeit, die Stadt rasch einzunehmen, und seinen Sohn zum Fürsten zu machen. Die Lüneburger Partei wandte sich zu gleichem Zweck an ihren Herzog, daß er für seinen Bruder auftreten solle. Zwei

Obersten, die wohlbekannt bei den Hansestädten wie bei den Generalstaaten, kamen nach Kassel und schlugen dem Landgrafen vor: sie wollten ihm mit Hülfe der Paderborner und der Ritterschaft das Stift in die Hände liefern, dem Kapitel werde man leicht das Versprechen abnöthigen, für den Fall des Abgangs des Bayern einen evangelischen Bischof zu wählen. Moritz aber scheuete sich, in Norddeutschland ein großes Feuer anzuzünden, da es in Böhmen schon hell genug braunte. Er erklärte: „Noch sei seine Vermittelung nicht förmlich angerufen, und mit dem Kölner Kurfürsten habe er nichts in Ungutem zu schaffen.“ Der Herzog von Lüneburg mochte noch weniger den bedenklichen Gang wagen. Graf Rietberg aber und der Kurfürst erhielten wahrscheinlich von der jesuitischen Oberleitung einen Wink, die Stifter Lüttich Köln Münster Paderborn und Hildesheim müßten beisammen bleiben.

Ferdinand gab jetzt den Paderbornern durch Urkunde vom 1. Februar 1619 ihre Stadtschlüssel und theilweise ihre alte Verfassung wieder, jedoch unter der Bedingung, Bürger und Einwohner dürften nur katholisch sein, auch sollten sie Geistliche und Jesuiten nie wieder mit Wachten und städtischen Lasten beschweren. Er erklärte: bei Dietrichs neuer Ordnung hätten sich allerlei Mängel und Mißbräuche gezeigt, so daß eine neue Verbesserung nöthig geworden. Die Bürger erhielten die freie Wahl ihres Bürgermeisters und Raths zurück, jedoch mit dem Vorbehalt, daß der Fürst einen Gewählten verwerfen könne, wenn er nicht katholisch und ehrenhaft sei. Auch sollte immer nur die Hälfte der Rathsherren gewählt werden, die andere Hälfte in's folgende Jahr übergehen. Die Polizeigewalt und Verhaftlegung, sowie die bürgerliche Gerichtsbarkeit — der Akademie ihre Freiheit vorbehalten — stand wieder bei der Stadt, aber es blieb die Appellation an des Fürsten Hofgericht, und der Prozeß selbst sollte nach fester geschriebener Ordnung geführt werden. Von Feld- und Marktfreveln gebührte fortan der Stadt die Hälfte der Strafen, welche im Gogericht fielen, und stellte sie die Feldschützen an. Zur Führung des peinlichen Gerichts erwählte die Stadt zwar die vier Schöffen, der Blutbann selbst aber blieb dem Landesherrn und seinem Gogräven. Für den festen Erwerb des Weinzapfens brauchten die Bürger nur 500 Thaler zu zahlen. Geschütze aber erhielten sie nur zwei Stück wieder, mit der

Bedingung, ohne fürstliche Erlaubniß keine andern gießen oder anschaffen zu dürfen. Auch verpflichtete sich die Stadt, der Akademie wegen auf Sauberkeit der Straßen zu halten.

Das war allerdings nur eine lahme Freiheit: vom köstlichsten Gut, der Religionsfreiheit, keine Rede; der Stadt höchste Ehre, der Blutbann, verloren; alles übrige alte Recht zerstückt und zerschnitten. Der Ingrimm machte sich drei Jahre später Luft. Herzog Christian von Braunschweig — noch heutzutage als „der tolle Christian" bei Bürger und Bauer in Westfalen im schrecklichen Andenken — stand mit seinem räuberischen Heer in Lippstadt. Die Paderborner wußten sich wohlgeborgen hinter ihren starken Wällen, schickten aber Abgeordnete an ihn, um jeden Angriff abzukaufen. Unter ihnen befand sich Arnold Drohm, einer der Fünfer vom Jahre 1602, und Dieser mit seinen Gesinnungsgenossen beredete den jungen Fürsten: sie würden ihm die Thore öffnen, dann solle er der Stadt Freiheit wieder herstellen, und eine reiche Kontribution könne er sich selber von Jesuiten und Papisten holen. So geschah es. Christian kam in die Stadt, die Jesuiten flüchteten bis auf sieben. Diese wurden mit dem Kanzler Wippermann gefangen gesetzt, ihr Kollegium, der Dom, alle Häuser der Geistlichen und Katholischen schrecklich mitgenommen, kaum ein Fenster blieb heil darin. Die Reiterei stellte ihre Pferde in den Dom. Christian mochte nun auch seinem adligen Hasse gegen das stolze Freistädtervolk eine Lust anthun. Das Gebot erging: alle Bürger sollten sich auf dem Markt versammeln, die Lutherischen in Waffen, die Katholischen, denen sie schon genommen waren, in Mänteln. Der junge Fürst sah ihnen aus dem Rathhausfenster zu, und als sie alle in Reihe und Glied standen, waren ihre Haufen auf einmal von seinen Soldaten umzingelt, die ihnen jedes Waffenstück abnahmen. In ihren Häusern aber wurde scharf geplündert, so daß der Eine gerade so arm und kahl wurde als der Andere. Bei Arnold Drohm fing die Plünderung an; denn in seinem Hause, der mit dem Herzog sich so gut stand, hatten die Bürger ihr Kostbarstes niedergelegt. Ein andermal ließ Christian ausschellen, das Jesuitenkolleg solle zu Boden, man solle kommen, dabei zu helfen. In der That hatte er auch schon ein paar Tonnen Pulver unter den Hauptthurm gebracht, ihn in die Luft zu sprengen. Da erschienen viele Bürger mit Hacken und Schaufeln und Aexten,

und als sie da standen und auf das Zeichen zum Zerstörungswerke harrten, kamen wieder die Soldaten und nahmen ihnen all die Werkzeuge ab, weil sie der Herzog zum Schanzen brauche. Als Christian abzog, nahm er die Jesuiten mit. Vergebens bot Fräulein Ottilie 1000 Thaler, er forderte ein größeres Lösegeld, Keiner konnte es mehr aufbringen.

Nun hatten die Paderborner ihre Religionsfreiheit wieder, und durften die Gebeine ihres Bürgermeisters Wichart, die zerstückt und gebleicht noch an den Thoren hingen, abnehmen und begraben. Aber hinter dem Braunschweiger, unter dessen fürchterlichen Verheerungen das ganze Hochstift ein einzig Klagen und Stöhnen war, zog hinterdrein ein kurfürstliches Heer. Paderborn mußte sich ihm ergeben. Die Stadt wurde ihrer Rechte und Freiheiten wieder beraubt, ein Theil ihrer Bürger hingerichtet, ein anderer ins Elend hinausgestoßen, jedem Nichtkatholischen das Gleiche gedroht. Jetzt endlich war, als die Jesuiten zurück kamen, der Boden für sie geebnet. Die Bekehrung ging schaarenweise vor sich. In vier Monaten richteten sie mehr aus, als in den vierzig Jahren vorher. Allein noch immer blieben genug protestantisch Gesinnte übrig, die man mit Strafen zum Besuch der Kirchen und zum Halten der Feiertage zwingen mußte.

Dies war das Jahr 1622, für Paderborn das erste Leidensjahr im dreißigjährigen Kriege. Noch wiederholt machte sich, wenn die Hessen oder Schweden heranzogen, Haß und Hoffnung der lutherisch Gesinnten Luft. Keine andere Stadt wurde so oft belagert, erstürmt, ausgeplündert. Zu Anfang des Krieges hatte Paderborn noch 1200 geschworene Bürger, ohne die vielen Insassen: am Ende des Krieges nur 500. Die besseren Familien waren sammt und sonders gestorben und verdorben, ganze Häuserreihen lagen in Trümmern. Das arme elende Volk, das noch in den Mauern wohnte und mühsam sich mit seiner eigenen Ernährung und der Stadt Lasten fortschleppte, hatte weder in Rechts- noch in Religionssachen einen andern Willen mehr, als den seines fürstlichen Beherrschers. Die Jesuiten hatten vollständig gesiegt.

Der evangelische Gedanke war im großen deutschen Krieg an seinem Heerde in Blut und Asche erstickt. Von Deutschland war er ausgegangen, um die ganze Kirche zu erneuern und zu verjüngen:

er wollte die himmlischen Wohlthaten des Christenthums, die ihrer Natur nach ewig und unerschöpflich sind, allen Völkern in neuer Kraft und Fülle zuwenden. Hauptsächlich durch die Jesuiten wurde der protestantische Geist siegreich bekämpft, zurückgeschlagen, zum Stehen und Erstarren gebracht. Er lebte nur noch in der Wissenschaft.

Die Protestanten verloren jedes Jahr an Gebiet, wie an politischer Bedeutung. Die Katholiken aber versanken jedes Jahr tiefer in ein byzantinisches Kirchenthum.

Das ging so fort bis zum Jahr 1870, als die Jesuiten in Rom den Gipfel ihres Systems erklommen, zu gleicher Zeit aber Gott der Herr durch die Deutschen der europäischen Geschichte eine andere Wendung gab.

Anhang.

I. Ueber die Quellenschriften für diese Geschichte.

Für den in diesem Werke behandelten Zeitraum sind die Quellen der paderbornischen Geschichte nicht so reichlich, auch nicht immer so zuverlässig, als zu wünschen wäre, — jedoch genügend. Sie widersprechen sich selten, und meist in unwesentlichen Dingen. Jede einzelne Quellenschrift bleibt lückenhaft, aber sie ergänzen sich gegenseitig. Zieht man aus ihrer Gesammtheit die Thatsachen heraus und ordnet diese nach den bestimmt auftretenden Zeitangaben, so läßt sich der Zusammenhang ebenso deutlich und bis in's Einzelne hin erkennen, als man mit hoher Wahrscheinlichkeit erräth, warum die Verfasser so und nicht anders schrieben.

I. Urkunden, Akten, und Briefe. Diese beste aller Geschichtsquellen fließt leider am spärlichsten. Es kommen, soweit ich in Erfahrung bringen konnte, nur zwei Archive in Betracht, die Archive in Münster und Marburg. Leider waltete ein Unglück über ihren Paderborner Archivalien.

Die im Münsterschen Staatsarchiv befindlichen Stücke sind nur Reste einer größeren Sammlung, aus welcher, wie schon Domkapitular Dr. Meyer in Paderborn vermuthete, eine bübische Hand Alles entfernt hat, was für die Ungerechtigkeiten Dietrichs von Fürstenberg Zeugniß gab. Vorhanden sind noch 2 Faszikel „Akten des fürstlich paderbornischen Geh. Raths-Archivs" bezeichnet Paderborn No. 9 mit 89 Folien und No. 10 mit 39 Folien. Beide Faszikel beziehen sich hauptsächlich auf die „Streitsache der Bürgerschaft zu Paderborn gegen Bürgermeister und

Rath de 1603," enthalten aber zum Glück auch die Wichartischen Kriegsartikel, und die Geh. Rathssitzung vom 8. Mai 1603 nebst der Verhandlung unter den Eichen am alten Hopfenhof vom 20. September 1603.

Das wichtigste Stück ist der Rezeß vom 12. Juli 1601, Urk. 2285, der noch unbekannt war. Der Rezeß vom 27. November 1604, Urk. 2288b, enthält auch Entwürfe zu dieser Verordnung.

Große Hoffnungen setzte ich auf das Archiv zu Marburg, da v. Rommel in seiner Geschichte von Hessen VII 162 ff. aus den hessisch-paderbornischen Verhandlungen so Wichtiges und Interessantes mittheilte. Allein sie konnten bei dem besten Willen noch nicht aufgefunden werden. Denn das Hof- und Staatsarchiv zu Kassel, welches v. Rommel zu Gebote stand, ist inzwischen nach Marburg übergeführt und befindet sich in großen und drängenden Ordnungs- und Erweiterungs-Arbeiten. — Vielleicht taucht in den Archiven zu Lübeck oder Hamburg auch noch die Denkschrift wieder auf, welche die Paderborner Vertriebenen der Hanse einreichten: vergebens habe ich mich darum bemüht.

Günther theilt in seiner gleich zu nennenden Schrift die Anklageakten gegen Bürgermeister und Räthe von 1602 vollständig mit, sowie seine Schadlosverschreibung vom 9. Januar und seine Vollmacht vom 21. April 1604. — Die auf der Kasselschen Bibliothek verwahrten Sammelschriften von Math. van Engers enthalten außer statistischen Nachrichten für diese Zeit nichts Brauchbares.

Von gedruckten Werken bringen Urkunden: Weddigen Paderb. Geschichte, Lemgo 1801, und Ulr. Friedr. Kopp Bruchstücke zur Erläuterung der teutschen Gesch. und Rechte, Kassel 1791 — weniger Bessen Gesch. des Bisthums Paderborn, Padb. 1820.

II. Berichte von Zeitgenossen besitzen wir in höchst willkommener Gestalt.

1. Ueber den Inhalt des Werkes von Martin Klöckener hat bereits Bessen II 152—153 geschrieben. Klöckener war wahrscheinlich ein Wirthschaftsbeamter des Domkapitels: der Domscholastiker schickt 1605 wegen des Getreides an den Jesuitenrektor Dominos Jodocum Hörden ac Martinum Klöckners custodes (Annal. Coll. Pad. fol. 114). Aus dem letzten Werke ist aber nicht zu folgern, daß er das hohe Amt eines Domküsters hatte, er war ja auch Bürger von Paderborn und Einer der 25 Deputirten. Breit behaglich erzählt er den ganzen Hergang und zeigt sich als ein Mann, der seine lateinischen Dichter mit Nutzen gelesen, ist gutherzigen, aber auch etwas kleinlichen und beschränkten Sinnes. Er schrieb sein Buch etwa zehn oder zwölf Jahre nach 1604, in der erklärten Absicht, von allem Widerstand gegen den Fürstbischof abzurathen und für Frieden und Einigkeit unter der Bürgerschaft zu wirken. Die Thatsachen erzählt er meistens richtig, aber er bringt sie häufig nicht in die rechte

Verbindung, und noch öfter läßt er Wesentliches aus, was kaum zwischen den Zeilen zu finden. Er gesteht selbst: Den Hergang „nach der Länge mit allen circumstantiis, wie sich die Sache in der Wahrheit verlaufen und zugetragen, zu beschreiben, sei noch zu frühe und nicht rathsam," und an einer andern Stelle: „es hindere ihn noch ein Berg des Mißtrauens." Wie hätte er mit der Wahrheit sich dürfen hervorwagen, so lange Dietrich lebte, die Jesuiten triumphirten, und insbesondere die Feinde und Verräther der Besiegten und Vertriebenen in Amt und Macht waren! Ueberall aber tritt das Bestreben hervor, des Fürstbischofs Benehmen in milderem Lichte erscheinen zu lassen. Was gegen Dietrich seinen Gönner spricht, sucht er zu vertuschen, wo und wie er kann, und scheuet sich auch durchaus nicht, hier und da eine Lüge anzubringen. — Klöckeners Buch ist nur in Handschriften vorhanden, eine in der Bibliothek des historischen Vereins zu Paderborn, eine andere auf der dortigen Gymnasial-Bibliothek, eine dritte in Münster auf der Paulinischen Bibliothek.

2. Klöckener wird nun vortrefflich ergänzt durch Günther, der auf Seite der Bürgerschaft nächst Wichart offenbar der Gescheidteste und Thätigste war, und in Alles eingeweiht. Ist Klöckener ein katholischer, so ist Günther ein lutherischer Parteimann. Sucht Jener Alles als eine gemeine und vergebliche Rebellion darzustellen, so hebt Dieser die kirchliche Seite hervor, und verfolgt mit besonderer Feindschaft die katholischen Juristen, seine Nebenbuhler. Klöckener verschweigt die Namen, Günther hebt sie absichtlich hervor. Jener sucht die geheime Verschwörung recht ans Licht zu ziehen, Dieser will das Gegentheil. Günthers Buch ist 1604 in Kassel geschrieben, dem Landgrafen Moritz gewidmet, und führt den Titel „Relatio historica, warhafte Beschreibung und ausfürlicher Bericht des fiandtlichen heimblichen überfals, angerichteter verrätherei, und ervolgter eroberunge der Statt Paderborn in Westphalen, mit anzeige gründlicher ursachen und umbständen, welcher gestalt von den papisten und deren adhärenten sowol der evangelischen lehr als weltlichen regiments und ratstands untertrückunge practiciert, auch endlich mit unerhorter über Bürgermeister rat und bürgere verübter tyrannei abgeschaffet worden. Der warheit zu steur kürzlich in drei Theile verfasset durch Wolfgang Günthern der Statt Paderborn dermaligen Syndicum anno 1604." Die Handschrift ist, soviel ich weiß, nur einmal, und zwar auf der Kasseler Bibliothek (Hist. fol. 22) vorhanden, von Günther selbst geschrieben und hin und wieder verbessert.

3. Ein anderer kurzer Bericht und Aufruf der vertriebenen und flüchtigen Bürger an die deutsche Nation und insbesondere an die Paderborner Landstände, zu Gröningen „durch Johan Sachs in der verguldenn Druckerye" erschienen, ist im 29. Kapitel geschildert. Ein Exemplar findet sich noch auf der Wolfenbütteler Bibliothek.



4. Desgleichen war im 28. Kapitel die Rede von der holländischen Druckschrift des Gangulphus Hergundus. Wenn auch ihre Grundlage die Günthersche Schrift war, so ist doch, da sie viel reichhaltiger gewesen, sehr zu beklagen, daß sie nirgends mehr aufzutreiben. Auf der Kasselschen Bibliothek war sie einst vorhanden, jedoch später ist sie, vielleicht unter Landgraf Friedrich, verschwunden. Ihre Erzählung über Wicharts Hinrichtung ist in der Vorrede zu der Schwarzschen Schrift wohl der Hauptsache nach wiedergegeben.

5. Endlich sind die Mollerschen Schmähschriften, von welchen im 31. Kapitel die Rede, worin auch Urkunden mitgetheilt werden, noch anzuführen. Sie befinden sich in einem Quartbändchen auf der Kasseler Bibliothek (4. Germ. Circ. Westph. 4to 23). Die lateinische führt den Titel Speculum Horstianum, die deutsche Mimus Horstianus das ist Gaukelsack u. s. w., beide 1611 ohne Angabe des Druckorts veröffentlicht. Die Gegenschriften von Arnold von der Horst, „Upupa Molleriana sive Antimimus, darin delinirt, wie der stinkende Dreckvogel Joh. Moller in Koth und Unflath u. s. w. und wie der Verräther Judas unglückselig gestorben sei", sowie vom Domherrn Raban von Papenheim „Speculum perfidiae d. i. Ehrenspiegel J. Mollers abgedankten Syndici eines ehrw. Thumbkapitels zu Paderborn u. s. w. per modum Instrumenti", — beide Schriften bei Math. Pontanus 1612 in Paderborn erschienen, — noch aufzutreiben, wollte nicht gelingen.

6. Erwähnen muß ich noch, was in der Zeitschrift „Westphalia" von Dr. Ludw. Troß im 52. Stück 1825 der Kriminaldirektor Gehrken schrieb, nämlich: „Außer diesem Manuscript (Klöckener) sind mehrere in wesentlichen Punkten abweichende Berichte wegen der langwierigen damaligen städtischen Unruhen vorhanden, und selbst der über den ergriffenen Aufruhrsstifter und seinen Vertrauten geführte Inquisitionsprozeß wird zum Andenken auf dem Rathhause aufbewahrt. Er findet noch bis auf die neueste Zeit in der Registratur des Stadtmagistrats als gebundenes Buch in Folio seine Stelle." Es wurde jetzt auf das Sorgfältigste und amtlich nach diesem Buche gesucht: es blieb aber leider verschwunden. Der alte Gehrken und der Domkapitular Meyer, beide hochverdient als Stifter unsers westfälischen Geschichts- und Alterthumsvereins, haben mich, als ich in Paderborn Referendar war, wohl einmal darauf aufmerksam gemacht: mit den Verdiensten Theodors von Fürstenberg verhalte es sich doch etwas anders, als Bessen und andere Gleichgesinnte sagten. Auf dem Gymnasium wurde uns freilich dieser Theodor von Fürstenberg, der sich selbst immer nur Dietrich schrieb, als ein halber Heiliger und großer Landeswohlthäter dargestellt.

III. Jesuitenschriften. Es wurde im 9. Kapitel erzählt, wie den Jesuiten vom Anfang ihrer Ansiedelung in Paderborn an aufgegeben

war, aus ihren monatlichen Berichten das Wesentlichste in einem Buch zu sammeln. So entstanden Jahrbücher und aus diesen mehrere Schriften, die sämmtlich so verfaßt sind, wie leidenschaftliche, aber geschickte Parteimenschen schreiben. Nicht der Geschichte wegen, sondern eines Zweckes wegen wird Geschichte verfaßt.

1. Das bedeutendste Werk ist die handschriftliche Historia collegii S. J. Paderb. von 1580 bis 1620, ein mäßiger Quartband (P. 160). Das Original ist auf der Paderborner Gymnasialbibliothek vorhanden und existirt wohl keine andere Abschrift davon, als die ich vorsichtiger Weise selbst hergestellt habe. Das Werk citire ich einfach als Annal. Ein Jesuit Joh. Sander schrieb diese Geschichte bis zum Jahre 1615 aus den Jahrbüchern, von da an aus seiner Erinnerung. Es waren die Jahrbücher von 1615 an, wie er zum letztgenannten Jahr anmerkt, im dreißigjährigen Kriege wahrscheinlich nach Mainz geflüchtet und dort während der schwedischen Besatzung zu Grunde gegangen. Sander ist ein wenig Fanatiker, und will überall zeigen, wie seines Ordens Mitglieder den Andern in allen Dingen, auch in Politik und Gelderwerb, überlegen waren. Für Geist und Geschichte des Jesuitenordens, wie der Paderborner Gegenreformation ist das Buch im höchsten Grade belehrend.

2. Ein anderer kleinerer Quartband, ebenfalls Manuskript, auf der Gymnasialbibliothek zu Paderborn, betitelt Hist. urbis et coll. S. J. Paderbornensis vol. I (P. 189) enthält mehrere Bruchstücke von Annalen, Auszüge daraus, und einige wenige Urkundenabschriften.

3. Ein Breviarium annal. Paderb. 1500 bis 1605 (P. 172), ein Oktavbändchen, ist in späterer Zeit aus allerlei Berichten, jedoch mit wenigem Verständniß, ausgezogen.

4. Der Jesuit Horrion, ein feiner Kopf und stilgewandt, schrieb einen Panegyricus auf Dietrich, welchen die neue Akademie in Paderborn bei ihrer Eröffnung 1616 ihrem fürstlichen Gründer darbrachte. Diese Schrift ist der schönen Elsevirschen Ausgabe der Monum. Paderb. von Ferd. von Fürstenberg (Amsterdam 1672) angehängt. Horrion giebt darin auch über die Hergänge von 1602 bis 1604, die noch in aller Mund waren, viele Thatsachen und Lichtstreifen. Er hatte noch Akten vor sich, aus denen er aber nur das gab, was ihm zusagte. Denn man merkt deutlich, wie nöthig es noch nach zwölf Jahren war, Dietrich öffentlich zu vertheidigen.

5. Das Werk von Strunck ist gedruckt als Fortsetzung zu Schaten's paderbornischen Annalen. Seine Quellen waren Klöckener, Horrion, und die Annalen seines Kollegiums. Jeder Historiker wird, ob und was dieses Werk für die Wissenschaft werth ist, sofort beurtheilen, wenn er eine Seite gelesen hat.

6. In demselben Geist, aber viel dürftiger, sind die Annal. Paderb.

1546 bis 1618 von Jakob Massen, eine Handschrift in Folio, in der Bibliothek des hist. Vereins zu Paderborn.

7. Noch weniger bedeuten für die paderbornische Geschichte des in Rede stehenden Zeitraums die Annales prov. Rheni inf. et Westph. von 1500 bis 1650 von Heinrich Turck, eine Handschrift im starken Foliobande auf der Paderborner Gymnasialbibliothek.

8. Endlich sind die Schriften über die Bekehrung Wicharts von Gröninger und Wachtendonk zu erwähnen. Beide ließen sich nirgends mehr auffinden. Jedoch ist das Wesentliche der Gröningerschen in Klöckeners Erzählung aufgenommen, wie die Wachtendonksche Beweisführung in seiner „Schulführung und Widerlegung" von Joh. Schwartz. Letzteres Büchlein ist in Hamburg 1607 gedruckt, und noch auf der Wolfenbütteler Bibliothek vorhanden, angebunden einem andern „Prob der Jesuiter, nach romanischem Schrot und Korn" 1595 ohne Druckort.

9. Von Friedrich Mörich ist noch die Leichenpredigt auf Gräfin Sabine von Rietberg 1618 erhalten (P. 183).

Indem ich nun Herrn Geheimen Archivrath Dr. Wilmans in Münster, Herrn Professor Dr. Gieffers in Paderborn, Herrn Professor Hülsenbeck und Herrn Oberbürgermeister v. Frankenberg daselbst, Herrn Oberbibliothekar Dr. Bernhardi zu Kassel und Herrn Bibliothekar Dr. v. Heinemann zu Wolfenbüttel für die große Mühe und Freundlichkeit, mit welcher sie mir Hand- und Druckschriften aufsuchten oder zusandten, meinen innigsten Dank ausdrücke, bitte ich zugleich alle Freunde der Geschichte, falls sich ihnen noch etwas Anderes an zeitgenössischen Berichten und Akten zeigen sollte, mir gütigst davon Nachricht zu geben.

II. Auszüge aus den Quellen.

Zur besseren Kennzeichnung mögen hier aus den vier Hauptquellen Auszüge Platz finden, — am reichlichsten aus Günthers Schrift, theils weil sie so wichtig, theils weil sie nur in einem Exemplar vorhanden ist.

1. Paderborner Kriegsartikel.

Articul brief gemeiner bürgerschaft der statt Paderborn. Erstlichen sollet Ir bürgermeistern und rat und iren angeordneten bevelichhaberen, als fenderichen fürer und webelen, treulich und ehrlich zu folgen schweren, iren schaden zu wenden und frommen zu fordern. Und da sie ausserhalb dieser statt gebraucht unnd verschicket werden müsten, soll solchs mit vorwissen eins erbaren rat und der bevelichhaber gemachten ordnungs beschehen.

Demnegst sollt (Ir) allen fenderich fürers webelen und bevelchhaberen, so von einem erbaren rat gesetzt unnd beaidet, gehorsam sein, was sie mit euch gepürlich schaffen und gebieten, das bürgern unnd krigesleuten zustehet, es (sei) klein oder gross sache, dasselbige ohne widderrede thun unnd keine meutirai machen oder hend an sie legen, sondern Euch gebrauchen lassen, es sei zum oder von viande, in besatzungen, auf zuge, oder wachten, inner oder ausserhalb der statt, bei tag oder nachten, und es jederzeit die notturft und gelegenheit erfunden wirt. Wofern aber einer oder mehr darin ungehorsamb erscheinen, der oder dieselbe soll nach erkantnuss eines erbaren rats gestraft werden.

Dieweil auch Ir vermuetlich in stett und dorfer gelegt werden müssen, sollet Ir Euch bei vorgereter straf alles streufens, nemens, oder anderer beschwerung allenthalben gentzlich enthalten, auch mit eurer notturft umb die gepür begnügen lassen.

Es soll sich ein jeder alles fluchen schweren unnd gottesslestarung enthalten.

Item die kindbettrin, schwangere frawen und ander jungfrawen, alte leut, priester und andere geistliche leut sollet Ir verschonen und denselben keine schmach laster oder gewalt thun.

In kirchen und klausen soll man beschonen und des glaubens halber nit disputirn.

Item es sollen die von Paderborn mit iren bevelchhabern macht haben, so oft es inen gefellig oder nottig, ire bürgere zu mustern.

Item es soll ein jeder mit seiner under und ober gewehr, kraut und leit, dergestalt bei vermeidung unnachlessiger straf gefast erscheinen, das er damit seinem viande bestendig begegnen konne.

Item es soll keiner dem andern seinen hass im zugerechnen weder mit worten oder werken, sondern dasselb mit recht an seinen gehorenden ort eiferen. Wofern aber der einer oder ander solchs übertreten würde, derselbe soll nach gelegenheit gestraft werden.

Item es soll kein bürger in zugen aus der ordnung gehn ohne erhebliche und mügliche ursach, und wofern solchs einer oder ander uberschritte und von den bevelchhabern hinwider in die ordnung getriben würde, er aber sich denselben widersetzte und der bevelchhaber avisation nicht gehorchete, derselbe soll von den befelchhabren einem erbaren rat angezeigt und nach der sachen beschaffenheit gestrafet werden.

Item es soll keiner lermen machen, es sei dan von notten, und ob ein lermen würde, soll ein jeder auf den platz laufen, dahin er bescheiden ist, und keiner ohne sonderliche leibsnoet im losement pleiben.

Item es soll sich ein jeder des vollsaufens und anderer laster enthalten, und wofern einer in voller weise geschlagen würde oder einen in der vollen weise schlüge oder sunsten etwas misshandelte, den soll seine trunkenheit nit entschuldigen, und soll eben als wann er were nüchtern gewesen, es sei binnen oder ausser der wacht, an was orte die that betreffen würde, nach ergangener misshandlung bestraft werden.

Item es soll keiner ohne befugte viandtsnottige ursache bei nacht und besachter wacht keine buchsen abschiessen, damit alle gefahr und lermen gemiten werden.

Item es soll ein jeder mit seiner gesetzter wehr zu gepürlicher zeit auf der wacht an gehorenden orten selbst oder durch einen qualificirten dechtigen und wehrhaftigen bürger erscheinen, und vor ablauf bestimpter stunde von der wacht nit entweichen.

Item es soll auch ein jeder auf die losung, so zu jeder zeit gegeben wird, gute achtung haben; dann welcher der losung vergessen oder mit einer falschen loosung befunden wird, der soll darumb nach erkantnuss eines erbaren rats gestraft werden.

Item es soll keiner auf der schildwacht schlafent befunden werden, oder sonsten, ehe er abgefort, darvon gehen: sonst wirt derselbe auch nach erkentenusse bestraft werden.

Item es soll sich keiner in oder ausser der tag- oder nachtwacht mit jemanden zanken balgen hadern oder einige unflatig wesen anrichten oder darzu ursach geben.

Item da man ausziehen würde, soll sich ein jeder mit seinen angeordtnen undt zugewiesenen losement begnügen lassen, niemand dem andern sich zu seinem losement eintringen.

Es soll aber hiebei den bevelchhaberen ernstlich eingebunden sein, dass sie an iren mitbürgern keine ungebürliche gewalt uben, auch dieselbe ohne vorwissen beliebunge moderation und bewiligunge eines erbarn rat ihres gefallens mit keiner straf beladen, sondern die strafbaren, dero namen und ubeltait, einem erbaren rat zuvor anzeigen und es bei deroselben moderation pleiben lassen sollen.

Es sollen auch die bürgere, da sie aus der statt ausziehen, von den bevelichhaberen alten gebrauch nach mit keiner wacht beladen werden, es weer dann, das die bürger alleine (in) ein dorf oder anderen ort verlosirt würden.

Demnach diese vorgeschriebene articul die angeordnete bevelchhabere stift und fest zu halten einen erbaren rat vermittest leistunge eines leiblichen eide angelobt und sich verpflichtet, also sollen auch die bürgere hinwider einem erbaren rat und den bevelichhabern globen und schweren, diesen obgesagten ordnung getreulich zu gehalten geloben und nach zu sagen, (so) war inen Gott unnd sein heiliges evangelium helfen solle.

2. Aus Klöckeners Chronik.

Obwohl viel ursachen könnten beygebracht werden, daraus die elendige handel der paderbornischen unruhe ihren ursprung genommen, so ist doch diese nach vieler meinung die fürnembste, nemblich die stolze übermüthige und fast trotzige regierung der vorigen obrigkeit der stadt Paderborn, sampt der hochschädlichen parteilichkeiten bey den ratserwehlungen, da sie dan bald das regiment durch die hochgespannen qualification, mit ausschliessung anderer vornehmer düchtiger personen und bürgeren, als successive auf sich und die ihrigen bringen und behalten, und ihres gefallen und nach ihrem Kopf alles ordnen setzen und gebieten möchten. Daher sie dan in solche hoffarth gerathen, dass sie ihre unterthanen viel zu gering achteten, ihnen in ihren billigen sachen, sonderlich in den beschwerungspuncten, so etzliche verständige bürger sambt den 24 aus der gemein ihnen den rate in diesen verflossenen jahren wolmeintlich übergeben, gehör geben sollten. Aber es konnt nicht seyn, weisen die begehrende bürger mit trotz ab, da hilft kein bitten, flehen noch vermahnen; doch war

alles ümbsonst; schlempten und dempten nicht desto weniger fast alle tage ohne allen scheu frey dawider. Und verzehrten also und verthaten der stadt ufkunften unnützlich, achteten wenig, dass die gemeinheit darwider redet, liessen der stadt mauren thürne wege und stege wie auch das rathhaus selbst in den grund verderben und zu nicht werden, suchten also ihren eigenen privatnutzen mehr, als der stadt und gemeine beste. Und als fürstliche Gnaden, vermög ihrer im antritt des regiments mit einen erwürdigen thumbcapitul aufgerichteten capitulation, den pfandschilling des versetzten und verpfandeten weinzapfen, nemblich 1500 goltgulden, nach gethanen loskündigung behändigen lassen wöllen, haben der rat denselbigen anzunehmen sich nicht allein geweigert, sondern dargegen protestirt und so viel werks gemacht, dass fürstl. Gnaden das geld wieder zu sich genommen, und in der stadt Paderborn auf des bischofs hofe, der Sterneberg genannt, einen sonderlichen weinschank anstellen lassen. Dadurch dan der stadt weinkeller dermassen in abgang kommen, und der wein daraus gesoffen und verzehret worden, dass nicht ein einziges lediges fass darin geblieben ist. Das letzte fass, so drei ahm gehalten, hat man (als man sagt) unter sich getheilt, und den stadtkeller einen jederen den bauch darin, salvo honore, zu ledigen offen stehen lassen, zu hochsten hohn und spott der stadt Paderborn. Und dies alles haben die fürstliche commissarii, so nach der hand von fürstl. Gnaden zu dem end, alles zu erkündig und in augenschein zu nehmen, gesagter massen also befunden haben.

Wan man auch sonst alle thathandelungen, so in fürstl. Gnaden hoicheit etzliche mal begangen, — wie dan auch gegen ein erw. thumbcapitul und dessen immunität und freyheit mit besetzung der thumbherren residenzhöfe, thätlicher abholung etzlicher strafhaftigen personen etc., darumb fürstl. Gnaden zu zwey unterschiedliche malen der stadt Paderborn die strassen zu hochsten schaden und nachtheil der armen inwöhner versperen und verlegen lassen, und erwürdig thumbcapitul anno 1594 ein kayserlich mandatum de non offendendo ausbringen müssen, — nach der länge erzelen solte, solte wol vielen nicht wolgefallen, auch meinem vornehmen nicht gemäss (dan solches ein sonderliches buch bedürftig) seyen wollen. Das ist aber gewiss, dass dessenthalben wegen der ansehentlichen geldsstrafen, so sie fürstl. Gnaden wegen der vielen überfahrung erlegen müssen, auch was sonst auf die personen, so auf solchen vertragen gebraucht worden, vor unkösten gangen, darzu dan ihr täglich schlemmen, die arme stadt Paderborn solche merkliche grosse ansehnliche schuld gerathen, dass man kaum mit den ufkunften der stadt die jährliche pension bezahlen und entrichten können.

Ob nun wol die bürger darumb murreten, auch wol mit unstümmigkeit oft anhielten zu wissen, womit man solches unheil immer

mögt verschuldet haben, da must die neue religion das beste thun, sagten: alles unglück käme von der Marckirchen und religion her, umb dieses ist dem bischof allein zu thuen. Damit wurden die eifrigen baldgelaubigen gemeinen bürger abgewiesen, wolten lieber unter dem schein der religion genarret seyen, dan den dingen weiter nachfragen.

Es ist aber zum Dringenberge anno 1598 ein landtag gehalten worden, darauf dem rate zu Paderborn ihre misshandlung in etlichen puncten scharf gnug fürgehalten, in welchen puncten der religion oder Marckirchen im geringsten nicht gedacht worden. Auf diesem tage die gemeine der stadt auch etliche abgeordnet hatte: als diese nun gehöret, dass es mit der religion falsch war, und dessen die gemeine der stadt Paderborn verständiget worden, alda ist das murren recht erst angangen.

Immittels schreib fürstl. Gnaden an die fünf bauerschaften der stadt Paderborn, an jede besonders, des inhalts, dass wegen des vielen überfahrens des rats der stadt Paderborn fürstl. Gnaden zu sperrung der strassen und anderen strafmittelen verursacht worden etc., und begehrt, dass eine jede bauerschaft fünf friedsame verständige personen ausschissen wölten, mit denen sie am bestimbten tage im cloester Abdinghof wegen des rats zu reden habe, daran der stadt zum höchsten gelegen seye. Welches dan geschehen, und ist dies der anfang der 25 deputirten ausschoss der fünf baurschaften der stadt Paderborn, welche darnach ihres berufs sich übernommen und viel dings treiben helfen, welches der stadt und ihnen selbst zu höchsten schaden ausgelaufen ist.

Als nun der bestimbter tag gekommen, seyen die 25 deputirte im cloester gehorsamblich erschienen, alda fürstliche räte ihnen wegen des fürsten viel dings, des rates übertretung betreffend, vorgehalten, und dabey angedeutet, da sie über den rat etwas erhebliches zu klagen hetten, wäre itzo die rechte zeit, dan fürstl. Gnaden ganz gnädig der betrangten bürgerschaft die hülfliche hand zu bieten gemeint seye etc. Dessen die deputirte sich zum unterthänigsten bedankt, und weinig zeit begehret haben, sich mit dem rate zu bereden, welches sie erhalten, und darauf alsbald nach dem rathaus gangen, und ihnen dem rate, was vorgelaufen, angezeigt und dabey zu verstehen geben, wofern sie sich nicht anders über die übergebene puncta gravaminum, als bishero geschehen, erklären würden, müsten und wolten sie nun eins vor all dem werke ein ende machen.

Aber als der rat dies vernommen, haben gemacht wie sie könten, damit die deputirte gestillet würden, verheisseten bey ehren und treuen, alle dinge in richtige ordnung zu bringen, und machtens ihnen so süss, dass die deputirten den fürstlichen räten wiederumb anzeigten, man hette jetzo nicht sonderlichs, das der sachen werth,

über ein erbaren rat zu klagen; es hielten sich wol etliche missverstände zwischen der gemeine und dem rate, welche man schone albereit etzliche vertragen, und die anderen in guter hoffnung stünden etc.

Fürstliche räte haben hiemit wol etlicher massen zufrieden seyen müssen, aber dabey angezeigt, dass fürstliche Gnaden gar wol wissen, wie die sachen geschaffen, und dass man sich unter dem schein der religion am narrenseil zu ihren endlichen verderben umbführen lasse, und hette fürstliche Gnaden diese vaterliche treuherzige ermahnung aus mitleiden der betrangten bürgerschaft thuen lassen. Wolle man dies nun nicht erkennen, als würde vieleicht hiernechst die zeit kommen, dass es ihnen gereuwen, und selbst begehren, aber nicht erlangen würden. Seyen damit abgezogen, und ist bald darauf erfolget, dass fürstliche Gnaden, (da man ja mit der religion geaffet seyen wöllen), ernstlich bey einer ansehentlichen pein befohlen, das exercitium religionis in der Marckirchen einzustellen. Wie dann geschehen, und die Marckirche den 24. januarii 1599 zugeschlossen, und bis auf den künftigen 2. may also verblieben, da sie dan zu ankunft des hessischen kriegesvolks in die stadt Paderborn ohne fürwissen und willen fürstlicher Gnaden wieder ist geöffnet worden.

Da nun fürstliche räte also, wie gesagt, abgewiesen, und die 25 deputirte bey den herrn des rats umb vollstreckung ihrer gethanen zusage angehalten, seyen gleich wie zuvor von einen tag in den anderen mit grossen verheissungen abgewiesen. Darauf dan nichts sonderliches gefolgt, bis endlich die 24 aus der gemeine und 25 deputirte nochmalen etzliche gravamina aufs papier gebracht, ihnen übergeben und fort richtig gemacht haben wollen.

Als nun der rat den ernst gespüret, und sich nicht länger mit der religion und anderen ausflüchten schützen können, haben sie den siebenden punct der übergebenen beschwerung (wiewohl gegen ihren willen) nachgeben und bewilligen müssen. Welches punct fast dieses inhalts: dass fünf personen aus allen baurschaften von den sämbtlichen eingesessenen derselbigen mügen erwelet werden, so auf geleisteten ayd allerhand der stadt ufkümpfte und ausgaben innehmen, richtig machen, und berechnen, wie imgleichen die itzige 24 von der gemein oder die baurschaften die wahle derselbigen haben, und von bürgermeistern und beeden räten, wie auch die 24 und 25, im namen der ganzen bürgerschaft in einen sonderlichen ayd und pfligt genommen werden sollen.

Dies ist also gesagter massen den 16. decembris dieses 1600. jahr von beyden räthen und 24 der gemein bewilligt und beschlossen worden. Darauf dan eine jede bauerschaft besonder an ihren gewohnlichen platz den 20. decembris zur wahl solcher fünf personen geschritten, und folgende personen als die erster fünfe erwehlet worden;

die	Kemper Westerstrasser Konigstrasser Massofer Gierstrasser	haben	Johan Hovelman Bastian Thomberge Arnold Droem Walter Koithe Joachim Weites	erwehlt.

Da diese also erwehlt und bestätigt gewesen, da solt man sich haben vorgesehen und zufrieden gewesen, und gott gedankt haben, dass nun einmal die ufkümpfte der stadt Paderborn aus ihren des rats händen gebracht, und unparteilichen personen zugestellet war, welche einen sonderlichen schweren aydt und jährliche richtige rechnung der gemeinen thuen müssen, und hette das tägliche schlemmen und unnütze zehrung nun von sich selbst fallen müssen, weil diese fünfer ihnen das futter hoch genug legen könten. Aber es ist der gemeine man bald und liederlich ins harnisch gejagt, aber so bald nicht wieder daraus zu bringen, wie man dessen viel exempel hat. Darumb man sich wol vorzusehen hat, dass man keinmand so gering achte, sonderlich wan herr omnes aufstossig wirdt, es folget gewisslich nicht viel gutes hernach. Und so weit hat sich der Paderbornischer handel dies 1600 verlaufen.

3. Aus Günthers Bericht der dritte Theil.

Als nun das iar 1603 abgelaufen und die election des neuen rats angenahet, und dan die burgerschaft der papisten practicierte intention und sonderlich derer personen, durch welche bis dahero ihre listige vorhaben verhindert, gesuchte gefehrliche abschaffunge reiflich bewogen, — sein durch einhellige wal und election der kurgenossen als angeordneter vierundzwanzig mannen dieselbe, so vornemlich die papistische anschlage abgewendet und sowol in erhaltunge der kirchen als weltlichen regiments vorigem rat beigesprungen, zu heupteren eligiert, und Borius Weichart, Johan Wennebeir zu burgermeisteren, Johan Lamberts, Johan Stroip zu kemnern erwelet, und damit neben anderen ratsburgeren der ratstuel und regiment besetzt wurden. Durch welche election von ihnen, den papisten und deren adhaerenten, alle hofnunge vorhabender intention abgeschnitten und benomen.

Zu anfang dieses jars und neuer regierunge hat sich zugetragen, das einer, verübter dieberi halber, neben dessen weib zuerst in fangliche haft eingezogen, und folgentz auf eingenomene und erwiesene gnuegsame anzeig der tortur und peinlicher frag unterworfen, vielfaltige nachtliche diebstal, sonderlich an aufgebrochenen kornheuseren, daselbst gestolenen und sonsten bei nachtzeiten von dem felde mit wagen und karren entfurten fruchten bekennet, sothane bekentnisse auch auf bescheene nachfrag sich richtig befunden, und

als selbige urgicht und bekentnisse von burgermeister und rat auf die lobliche universitet Marburg zu erholunge rechtmessigen urtels uberschickt, daselbst erkennet: da angeclagte in ihrer bekenntnisse vor offentlichem gericht verharren wurden, das alsdan der dieb mit dem strange vom leben zum tod zu bringen, das weib des landes auf gnade zu verweisen sei. Weilen aber von undenklichen iaren continuiert und herbracht, das in alsolchen peinlichen sachen des angriefs und der tortur burgermeister und rat der statt Paderborn jederzeit allein sich unterfangen, und nur die in peinlicher frag ergangene urgicht und bekentniss nacher dem Neuwenhaus an des bischofs rete — darauf zu bestimbtem peinlichem gericht zu erscheinen und demselben altem gebrauch nach beizuwohnen — ubergeschickt worden, und dan sothanem besitzlich continuiertem gebrauch nach burgermeister und rat daselbst der verstrickten bekentnisse des bischofs reten schriftlich zustellen lassen, dieselbe auch mit schriftlicher antwort terminum zu peinlichem gericht anbestimbt, jedoch vor annahendem gericht an bestimbten termin — sonderlich der ursachen halber, das sie zur discussion und erkentnisse dero anzeig und argwon zu peinlicher frag, ob dieselbe auch rechtswegen und vermuge der peinlichen halsgerichtsordnung vor genugsamb zu erachten, nicht mitgezogen — abgeschrieben. Dan obgesagte rete und papistische adhaerenten vorlengst bereits dahin getrachtet, das bei ihnen, — welche zu peinlicher scarfer frage zu erkennen oder nicht, — stehen muechte, damit sie dieselbe, denen sie gunstig, verschonen, und sonderlich von ihre religionsgenossen, oder der pfaffen concubinen auf vorfallende inquisition der zauberei und anderer missethaten, abwenden muechten. Als aber burgermeister und rat daselbst sothane vorhabende abschwackunge der statt uralten gerechtigkeit vormerkt und dieselbe vermuege geleisteter eide keineswegs gestatten konnen, haben dieselbe dakegen in des bischofs canzlei sowol schrift- als mundlich, wie dan gleichsfals vor offentlichem peinlichen gehegten halsgericht protestieren und auf den von des bischofs reten selbs angesetztem termin, (auf welchen gesagte rete uber vielfaltiges erforderen ausplieben), mit peinlichem gericht und auf erwiderte offentliche bekentnisse in kegenwart des bischofs gogreven Gerharten Dickmans, (der dan selbiges gericht mit besessen,) mit rechtmessiger straf vermuge dero zu Marpurg gefelleter urtel — zu erhaltunge ihrer uralten gerechtigkeit — verfaren lassen. Dahero dan die burgermeister und rat vorlengst zugelegte verhassunge desto mehr vermehret, der papisten hofnunge aber ihrer vorhabender intention desto mehr verkleinert worden.

Auf diese zeit, als der rotulus attestationum in sachen peinlicher anclag der angeordneten funfundzwanzig mannen anclegeren contra Dethardten Crop wagemeistern und angeclagten ganz ver-

fertiget und an unparteiische gelehrten umb erholunge rechtmessigen urtels — ob mit gesuchter tortur und peinlicher frag auf einkommene attestationes zu verfaren — verschicket werden sollen, ist gesagter Crop mit hilf anderer, damit nicht zugleich seine in wagen verubte grobliche falscheit uber andere ausgehen muechte, aus der fengnisse ausgebrochen, mit einem ihme in den turn zugebrachtem seel sich in den graben hinuntergelassen und entrunnen.

Anf selbige zeit ist auch das alterierte kreigsvolk, die mutenierer genant, so dem konig von Hispanien wegen restierenden solds abgefallen, uber Rhein gezogen, in die benachbarte stift und furstenthumb eingefallen, dieselbe ihres gefallens gebrantschatzet, auch endlich dem stift Paderborn sich genahet, dero intention, die statt Paderborn und Beuren zu uberfallen. Dero behuif auch sie, die mutenierer, etzliche verrather ausgeschickt, deren einer zum salzkotten fanglich ergriefen und aus dessen von burgermeister und rat der statt Salzkotten uberschickter bekentnisse gesagte statt Paderborn gewarnet. Dahero dan burgermeister und rat zu abwendunge fiandtlichen angetroheten uberfals nicht allein die burger und einwohner in die wer gebracht, sonder auch in aller eil und hohester vor augen schwebender gefahr etzliche fueder bauw- und steigerholz aus einem geringen holz, der Primwinkel genant, abholen und damit, was zur vestunge am notigsten, erbauwen lassen. Und obwol die statt Paderborn sothan holz uber alle minschen gedenken so wol eigenthumblich als besitzlich vor sich gehabt, gehalten, und an mast, ober- und unterholz ohne einige einsperrunge gebraucht, so hat jedoch gesagter bischof in selbigem Primwinkel theils einen eigenen vogt eintrengen, der erwachsener eichen underziehen, und dahero zu nothigem gebauw und bolwerken abgehauwenes holzes sich anmassen wollen, darab dan die gefaste verbassunge je mehr verbittert und zugenommen.

Als nun das alterierte kreigsvolk oder mutenierer in das stift Paderborn eingefallen, und dasselbe durch den bischof und dessen rete ohne zuziehunge der stette mit 12000 thaler abgefunden, gleichwol im abzug uber die sex- oder siebenhundert man in der Delbrugge jammerlich ermordet, 42 meierstettische heuser ohne ander gezimmer verbrennet, — und dan sothane ausgelegte 12000 thaler die stette und dorfer alleine, (sinthemal der bischof capitul und ritterschaft von allen turkensteuren und allen anderen extraordinariis contributionibus gefreiet sein wollen,) hinwidderumb beizubringen angesprengt, — dakegen aber burgermeister und rat dero statt Paderborn als haupstatt neben andern des stifts stetten, — weilen die mit solchen und andern schatzungen jederzeit alleine beladen und nunmehr bei regierunge dieses bischofs wegen vielfaltiges ein- und uberfallens auslendischen kreigsvolks mit ausgerichteten schatzungen und erlittenem schaden uber hunderttausend thaler zugesetzt, — zum hohesten sich

beschwert. Und dabei angezeigt: über dies alles aus gehaltenen schatzregistern befindlich sein, das alnoch aus denen von steten und dorferen zu abfindunge der turkensteur abgenotigten schatzungen in zwanzig jaren mehr dan hundert neun und zwanzig tausend und etzliche hundert thaler ausgezogen zui graften, gebauwen, rechtsfertigungen, verehrungen, zehrungen und anderen sachen angewendt, ihnen den stetten und baüren gleichwol nach versplittertem gelde nochmalig jederzeit die turkensteur durch eingelegte soldaten und andere zwangliche mittel abgefordert. So sei auch hiebevor auf gehaltenem landtage zun Salzkotten einhellig von allen stiftsstenden dahin geschlossen, das sothan auslendisch kreigsvolk hinfurter nicht mehr mit gelde abgefunden, sondern kegen deren ein- und uberfallen notige defension an hand genommen, und dero behuif von dem capitul und ritterschaft wie auch dem bischof selbs nach getroffenem anschlag etzliche hundert pferde, die stette und dorfer nach anzal etzliche hundert oder tausend schutzen beigebracht werden solten, sie die stette aber ihre schutzen, (da der bischof capitul und ritterschaft zuvor gesetzten anzal ihrer pferde beigebracht,) dazu stellen urbietig gewesen, wie noch. Konten derowegen in die angemutete 12000 thlr. uber die bereits vielfaltig erlegte schatzunge nicht einwilligen, sonderlich weilen dieselbe auch ohne ihr der stette wissen ausgethan, ihnen auch wegen dero widder Salzkottischen åbscheid verpliebener defension und abwerunge solches streifenden volks keine culpa beizumessen, zu geschweigen, das jeden bischof aus landfurstlicher obrigkeit sein land zu verthetigen obliggen woll, oder auf den fall, si aut nolit aut non possit defendere patriam, bei benachbarten fursten und hern gnadiger schutz und schirm underthanig ersucht werden mueste.

Demnach auch in allen sachen vermerkt worden, das alle geferliche anschlage, sowol die religion als weltliches regiment betreffend, von den jesuviteren, (denen dan von dem capitul die schuele in Paderborn, vor zeiten collegium Salentinianum genant, eingethan,) bis dahero angerichtet und zu werk gesetzt, und deshalber nun viele jar in ganzem stift und bei allen stiftsstenden underscheidliche turbationes neuwerunge und unruhe erweckt, und solches oftmalig von sambtlichen stiftsstenden auf gehaltenen landtagen geclagt, auch deren abschaffunge zu erhaltunge friede ruhe und einigkeit herzlich gewünschet, — und dan deshalber einsmals im sitzenden rat unter andern, durch welche mittel gesetzte jesuviter so nicht genzlich abzuschaffen, jedoch fuglich ihre macht und autoritet zu infringiren, vorgefallen, auch entlich, — weilen noch sie als geistliche, noch die schuele als dem capitul angehörig des rats jurisdiction keinesweges unterworfen, und dahero ratione jurisdictionis von burgermeister und rat nicht abgeschaffet werden konnen, — dahin consultiert: sintemal die jesuvitischen studen-

ten sich bei den burgeren zur herberge erhielten, die burgere aber dem rat unterworfen, das also den burgern die jesuvitische studenten zur herberge auf- und anzunehmen von burgermeister und rat inhibiert und verboten, und also durch abschaffunge der studenten, (die sich sonsten den burgerlichen mägden und kindern jesuvitische gebette und andere caeremonien einzubilden, auch was in burgerlichen heuseren geschicht, wochentlich zu verzeichnen und den jesuviteren in der beicht vorzubringen understehen,) ihr der jesuviter schuel anhang und groiser anzal in etwas imminuiert und verkleinert werden muechte. Sothaner im rat in aller geheim gescheener vorschlag aber alsbalt von denen den papisten anhengigen ratsherrn zu tag gebracht, dahero dan die jesuvitische adhaerenten sothane ihrer schuelen und anhangs verkleinerunge besorgend burgermeister und rat heftig zugesetzt, und den bischof zu allerhand thatlichkeit, wie folgen wirt, angereizet.

Unterdessen ist von dem bischof ein gemeiner landtag zum Dringenberge angesetzt, und darauf das thumbcapitul ritterschaft und stette als drei stende des stifts altem gebrauch nach beschrieben, die statt Paderborn aber aus lauter verhassunge dazu nicht vociert noch erfordert worden. Dahero dan bürgermeister und rat gleichwohl zu erhaltunge ihrer uralten gerechtigkeit ihre gesandten neben schriftlicher protestation dahin abgeschickt und deshalber bei algemeinen stiftsstenden sich beclagt, welche dan darauf ohne beschreiben und kegenwart der statt Paderborn, (der dan als hauptstatt unter den stetten als dritten stand das erste votum gebuiren wolle,) keine proposition oder handlunge wider altes herkommen anhoren, vielweiniger darüber consultieren wollen, sondern unverrichteter sachen sambtlich abgezogen.

Als nun sowol des bischofs rete als andere papistische adhaerenten ab ergangenen handlungen handgreiflich gespuiret, das burgermeister und rat ihre stattsgerechtigkeit vermuge geleisteter ratseiden zu verthetigen gesinnet, und dahero nicht alleine gesehen, das bei solchem regiment und angeordneten heupteren, als von denen hiebevor jederzeit ihre vorgehabte anschlage verhindert worden, gefaste intention und durch viele mittel versuchte verenderunge der religion und weltlichen regiments durch heimbliche list durchzutreiben und zu werk zu richten unmuglich, sondern dazui auch ihr, der geistlichen pfapfen, andern papisten und deren adhaerenten imminution und verkleinerunge besorget, haben sie die papisten dahin getrachtet, welcher gestalt die augspurgische religion mit gewalt auszurotten, und mit gleicher thatlicheit das weltliche regiment zu untertrucken sei. Dazu dan sie die papisten vielbesagten bischof ohngezweifelt angereizet und folgende fast unerhorte heimbliche verratherei angestellt.

Anfenglich weilen sie die papisten wol gewist, das der regierende

rat und sonderlich dessen häupter den alten abgesetzten und von furstlichem fiscal selbs angeclagten hern wegen obangeregter denuntiationssache, darauf erfolgter remotion des ratsstandes und angefangener peinlicher anclag, (die dan deshalber geraume zeit eingestellet und nicht getrieben,) ganz verhasset, als haben sie mit denselben theils zuvor ihr vorhaben heimblich communiciert, und das der bischof die statt Paderborn mit gewalt zu uberfallen und den jetzigen rat abzuschaffen entschlossen, geoffenbaret, — deshalber ihnen zeit kunftiges anfals innerhalb der statt nicht alleine mit erweckunge tumults und aufruhrs unter gemeiner burgerschaft widder burgermeister und rat zu leisten, sondern auch auf selbige zeit die stattspforten zu erofnen angehalten, — dazui auch selbige angeclagte hern, weilen sie dem regierenden rat aufsetzig und sonderlich, weilen sie nach abschaffunge des regierenden rats sich hinwidderumb zum ratstuel einzutringen und der angefangenen peinlichen anclag zu entgehen vermeinet, leichtlich bewogen, viele burgere dero behuif kegen den rat aufgewiegelt und sich anhengig gemacht, auch sonderliche verrather, deren vornembste Dirik Stamb, so sich vor einen kreigsman ausgegeben, als durch welchen zeit fiandlichen uberfals die verratherei bei der burgerschaft leichtlicher durchzutreiben, angeordnet.

Sinthemal auch Henrich Koch, abgesetzter burgermeister, und Bastian Bestiner sonderlich darumb, das sie hiebevor einsmals die stattspforten zu mitternacht vor ihre häupter ohne jemands wissen mit und neben Herbolten Hartmans und dessen sohn Henrichen Hartmans, auch anderen ihren consorten, gefehrlich und heimblich erofnen lassen, und in dem wasserfluss der Pader, so dem bischof alleine zustehet und hochbefreiet, nachtlicher zeit heimblich gefischet, aus furcht wohlverdienter straf, so alsolchen fischers in peinlicher halsgerichtsordnung art. 169 angesetzt, der statt verwichen und sich bei dem wagemeister Detharten Crop, so kurz hiebevor aus dem turn und fanglicher haft ausgebrochen, gesellet, — als haben dieselbe angestelte verratherei nicht allein bei des bischofs räten, sondern auch bei ihren heimbgelassenen consorten, den angeclagten hern, hart getrieben, auch zu der zeit, als die statt nachtlicher zeit, wie folgen wirt, angefallen, mit dem kreigsvolk sich vor der stattspforten finden lassen.

Hierauf hat folgentz vielgesagter bischof, (damit die vorhabende verratherei heimblich verplieben und nicht zu tag kommen muechte,) mit graf Johann vom Rittberg als seinem gevattern und papistischen religionsgenossen angestelt, das derselbe etzliche hundert zu fues und weinig zu pferde neben bestalten hauptleuten (unter dem schein und angegebener bestallunge, theils das dieselbe in Ungarn widder den erbfiand den Turken, (daselbst dan gedachtem grafen etzlich kreigsvolk zu halten von Kay. Majestaet auferlegt sein soll), theils in Freischland verschicket werden sollen), zwar ohne einiges wissen oder er-

laub des deputierten kreisobristen als des wohlgebornen hern, hern Simon grafen und edlen hern zuer Lippe, widder des heiligen romischen reichs verordnete abscheide geworben und vergattert.

Als nun sothane vergatterunge oder werbunge des grafen vom Rittberg unterm schein ungarischer oder freischlendischer bestallunge erschollen, und etwa burgermeister uad rat dieselbe verdechtig worden, auch von auslendischen treuwherzigen christen und glaubensgnossen in aller geheim vor angestelleter verratherei avisiert, als haben sie deroselben (weiln die annoch heimblich) durch tragliche und allerseits verantwortliche mittel vorzubauwen hochbeswerlich befunden. Dan auf sothanes blosses geschrei kreigsvolk anzunehmen uberaus bedenklich, theils dahero das die statt Paderborn noch zur zeit nicht offendiert, noch einige anlass oder ursach dazu geben, theils das sothane kreigsvergatterunge ohne vorgehende offension oder vorwissen Kay. Majestaet in allen reichs abscheiden verboten, theils das sothan vom grafen zum Rittberg vergattertes kreigsvolk leichtlich an andere orter verschickt, die vorhabende verratherei damit bedeckt, und alsdan, da sich die statt Paderborn mit werbunge einiges kreigsvolks ohne vorgehende offension fiandlich angestellet, deroselben von Kais. Majestaet heftig zugesetzt und also durch erclerunge der acht oder andere mittel dasselbe, was mit vorhabender gewalt gesucht, leichtlich zu werk gerichtet hette werden können, — gleichwol solchem weitlaufigem bestendigem geschrei und weitaussehender fiandlicher kreigsvergatterunge stillschweigent zuzusehen ganz gefehrlich erachtet. Ist dahero in solchen zweivel vor ratsamb angesehen, wegen erschollendes geruchts vorerst bei dechant und anderen capitularen der thumbkirchen zu Paderborn, (die auf selbige zeit auf dem haus Lippspring deshalber zusamen beschrieben,) anzuhalten: das von ihnen als erbhern des stifts sowol an den bischof als grafen vom Rittberg aus ihrem mittel etzliche abgeordnet, ursach und gelegenheit sothanes angenomenen kreigsvolks erforschet, und alle besorgende thatlicheit abgewendet, auch das kegen burgermeister rat und ganze gemeinheit dem privilegio episcopi Bernardi und aufgerichteter union zuwidder nichts de facto et via executiva ohne einige zugelegte clag und unerhorter sachen thatlich verfaren werden muechte, damit sie, burgermeister rat und gemeinheit, auf widdrigen fall nicht alleine notige defension an hand zn nehmen, sondern auch widder sothane offentliche von ihrem eigenen hern besorgende gewalt, — weilen auch sonsten vielmal das stift von auslendischern kreigsvolk uberfallen geraubet gebrennet gebrandschatzet, der bischof aber dakegen keine defension an hand genommen, auch solcher uberfall und verderb den stetten fast allein obgelegen, — bei benachbarten fursten und hern umb gnadigen schutz und schirm underthanig anzurufen hochtranglich verursachet wurden. Auf den fall dan sie, burgermeister und rat, coram notariis Johanne

Kulingh und Everhardo Kersenbruch offentlich protestiert und sich bedinget haben wolten, das damit kegen ein erwurdig capitul als erbhern nichts gefrevelt, besondern solches alles ander gestalt nicht, dan zuer notigen defension leib und lebens, vorgenomen sein soll. Dero behuif und zu verrichtunge solcher legation Johan Wennebier, Henrich Boen, Henrich Bellersen, burgermeister, Johan Lamberts, Johan Stroip, Johan Schilling, Cord Blefken, kemnere, Wolfgang Günther syndicus, neben andern ratshern und burgeren aus mittel der verordneten vier- und funfundzwantzig mannen abgeordnet. Dieselbe dan auch bei wolgedachtem capitul weiter angesucht: da einige thatlicheit der statt Paderborn dero gestalt unerhorter sache und ohne einige zugelegte clage zugefugt werden solte, das auf den fall Ihre Erwurden, adeliche ritterschaft, und sambtliche stette nach inhalt des privilegii Bernardi und oftmalig getroffener und versiegelter unionen, (vermuege deren dan gesagter bischof gegen einigen stand gestracks via executiva keineswegs verfaren, sondern zuvor vor allgemeinen stiftsstenden besprechen und deren erkentnisse abwarten mues,) mit hilf beispringen und sothane juris ordine non servato und ohne einiges verhoir besorgende thatlicheit mit gleicher gewalt abschaffen wollten. Hierauf wolgedachtes capitul durch deren syndicum, Licent. Joannem Mollerum, zuer antwort an- und vorgeben lassen: da ein erwurdig thumbcapitul bereits an den bischof deshalber schreiben abschickten, — wurde jedoch solches nicht helfen, weren derohalben entschlossen, sambtliche ritterschaft und stette — in die statt Niehm donnerstags abent nach oistern, (welcher war der 22. monats aprilis,) daselbst einzukommen und folgenden freitags deshalber notige consultationes zu pflegen, — zu verschreiben.

Nachdem nun die abgeordnete durch sothan antwort und vertroistunge ausgeschriebenes landtages abgewiesen, gleichwol nicht allein das gemeine geschrei weiter erschollen, sondern auch das vergattertes kreigsvolk fast im anzug gewesen, zum Rittberg sich zu versamblen, als haben burgermeister rat angeordnete vierundzwanzig und funfundzwanzig in namen ganzer gemeinheit widder besorgenden uberfall dahin geschlossen, das von ihnen sambt und sonders vier personen ihres mittels, als Borius Weichart, Henrich Boen, burgermeister, Johan Stroip kemner, Wolfgang Günther syndicus, angeordnet und denselben, — damit ihr vorhaben, da solches in ganzem rat und kegenwart angeordneter vier und funfundzwanzig mannen in gemein tractiert und beratschlaget wurde, den widdrigen papisten nicht gestracks geoffenbaret werden muechte, — widder besorgenden uberfall tragliche mittel vorzunehmen anvertrauwet, auch deshalber volnkommene macht und gewalt einhelliglich in sitzendem rat zugestellt. Welche verordnete vier personen sich darauf entlich verglichen, damit in disen gefehrlichen sachen soweinig kegen das reich als den bischof excediert, und gleichwol auf den noitfall rechtmessige

defension an hand genommen werden muechte, aus denen folgender volmacht einverleibten und zu recht bestendigen ursachen bei dem durchlauchtigen und hochgebornen fursten und hern, hern Mauritzen landgraven zu Hessen, graven zu Catzenelenbogen Dietz Ziegenhain und Nidda, unserem gnädigsten hern, umb gnadigen schutz und schirm undertanigst anzurufen, als auch auf den fall die statt berennet und belagert, zu notiger defension kreigsvolk zu werben und dero behuif einen oder mehr, durch welche zeit der belagerunge solches gleichwol verrichtet werden konte, aus der statt abzuschicken. Wie dan deshalber ehegedachter syndicus nacher Cassel donnerstags nach oistern, welcher war der 22. aprilis, abgefertiget und zu erhaltunge gnadigen schutz und schirms nachfolgende volmacht, daneben drei blankett unter der statt secret, (auf deren eins die concipierte volmacht, weilen die zeit zu kurz gefallen, unterwegs zu mundiren, die andere auf den fall die statt berennet, zu werbunge oder bestallunge notiges kreigsvolks zu gebrauchen und davon der statt antwort zu geben,) auf dem rathaus zugestellet. Und von vielgesagtem syndicus sothane drei blanket, unter der statt siegel empfangen, sein in das stattsprotocoll von Joanne Amelung notario verzeichnet worden. (Folgt die vollmacht).

Auf selbige zeit sein auch nach ausgeschriebenen landtage, so folgenden freitags zu Niehm von capitul ritterschaft und stetten gehalten werden solte, wegen der statt Paderborn Henricus Boen burgermeister und Johan Stroip kemner abgefertiget, daselbst bei den gemeinen stiftsstenden — auf den fall, da von dem bischof ohne einiges verhoir, zugelegte clag oder ursach widder das privilegium Bernardi der statt thatlich zugesetzt werden solte — vermuege dero zwischen den stiftsstenden getroffener und versiegelter union umb abschaffunge sothaner gewalt anzuhalten. Unterdessen, wie der ausgeschriebener landtag freitags nach oistern in der statt Niehm von den stiftsstenden angefangen, und dan burgemeister rat und gemeinheit der statt Paderborn, sonderlich bei werendem und ungeendigtem landtage, sich nicht thatliches versehen, ihnen auch von gesagtem bischof niemals entsaget oder eine fiandschaft denunciert, — sein selbiges freitags um abentzeit die angeclagte abgesetzte hern und deren adhaerenten, (mit welchen dan auf folgende nacht die vorhabende verratherei bereits angestellet,) ohne einiges erfordern wissen oder erlaubnisse der obrigkeit auf das markt gewaffnet zusammen gelaufen, daselbst die ganze burgerschaft errägt, und, das in namen burgermeister und rats etzliche soldaten beworben und in die statt bei die burger gelecht werden sollen, mit groiser ungestumicheit ausgesprengt, unter dessen schein aufrur und allerhand aufweiglunge unter der burgerschaft erweckt, zu verrichtunge ihrer vorhabenden verratherei in sothanem tumult von dem rat die schlussel zu den statts-

pforten abgefordert, burgermeister und rat auf dem rathause enthalten und sie davon bei die burgerschaft — dieselbe angegebener lugen und falschheit zu berichten — nicht verlassen wollen, — als auch altem brauch und ordnunge nach die nachtwacht aufgefurt werden sollen, den angeordneten befelchhaberen zu folgen sich verweigert und anstatt der befelchhaber etzliche der verrather, als Dierik Stamb und andere, sich selbs aufgeworfen, vorerst die nachtwacht ihres gefallens bestellet, alsbald aber hinwiderumb, sonderlich von der westerenpforten, darauf die verratherei angerichtet, abgefuret.

Als nun die burgerschaft sich hinwiderumb nach aufgehobenem tumult nach haus begeben, sein die abgesetzte angeclagte hern und deren adhaerenten, (mit denen die verratherei angerichtet,) vor dem rathause verplieben. Und wie burgermeister und rat, sonderlich bei ausgeschriebenem landtage und ohne vorgehende entsagunge und denuntiation, auch ohne einige zugelegte clag oder ursache, keines fiandlichen uberfalls zum geringsten sich vermuthet, hat der graf vom Rittberg das vergattertes kreigsvolk, (welches allererst den abent zum Rittberge ankommen,) von dannen ohngessen und ohngetrunken bei den haterbusch nahe bei die statt Paderborn nachtlicher zeit abgefuret, denselben alda vorhabenden uberfall und angerichtete praktiken, (als das sie die kreigsleute nur die euserste Pforten zersprengen, die andere beide von den verrathers erofnet finden solten,) vorgeben, dazui mit leiblichen eiden beladen, das sie dieselbe heuser, dafur eine brennende latern ausgehengt und ein gemalter galge gezeichnet, (welches zeichen den verrathers geben war,) verschonen, in den ubrigen alle mans weib und kinder erwurgen solten.

Nachdem auch die angeclagte hern und angestelte verrathers neben deren adhaerenten nach abgelaufenem tumult, wie obemelt, vor dem rathaus die nachtzeit verplieben und des bestimbten anfals abgewartet, unter anderen aber, als die nacht fast verlaufen, in gehaltenen underredungen einer zum anderen heimblich geredt, ob sie auch wol zu lang auspleiben solten, solches aber einer, Herman Dorneman stattsfendrich, (so sich zuer rue auf der kleinen ratsstuben hingelegt,) angehort und von solchen heimblich ausgesprengten worten allerhand verdacht zuekommen, aufgestanden und sich nach der westernpforten begeben, hat er daselbst keine wacht, (weilen die bereits von den verrathers abgefurt war,) gefunden, sondern Dirik Stamb, Jobst Kopperschmedt, Johan Drolshagen und andere, die den pfortner mit den schlusselen bei sich gehabt und beide vorige pforten aufzuschliesen angefangen, nachmitnachts umb zwei uhr angetroffen und vorhabende erofnunge verhindert. Darauf alsbalt eodem fere momento der graf vom Rittberg heimblich bei nachtschlafender zeit mit dem kreigsvolk personlich angefallen, die euserste pforten in aller eil mit axen zerhauwen, die mittelste mit angehengten

pedarren zersprengt, die letzte pforten, (weil deren erofnunge den verratheren verhindert war,) gleichfals zu sprengen und zerhauwen sich understanden. Daruber etzliche weinig burger alsbalt zugelaufen und oben von der pforten unter das kreigsvolk, so gestracks in die statt zu laufen gemeinet, geschossen, uber hundert theils verwundet, theils auf der walstätt, unter deren zal ein fenderich, verplieben, ein ander fenderich auch mit 40 soldaten entlaufen und die fane in der pforten verlassen, entlich auch der graf selbs mit der reuterei abgewiechen und anderm kreigsvolk abgezogen. Und dan folgenden Morgens die western pforte hinwiderumb, wie dan alle andern, mit aufgeworfenem holz stein und mist innerhalb der statt, die strassen mit ketten boden aufgesteltem geschutze befestiget.

Wie nun sowol der bischof als abgesetzte angeclagte hern und andere verrather gesehen, das ihre vorgehabte praktiken neben angefallenem kreigsvolk zuruckgetrieben, mit gewalt aber die statt zu erobern hochbeschwerlich fallen wurde, unterdessen auch anderer benachbarter fursten und sonderlich des hochgedachten fursten und hern, hern Mauritzen landgrafen zu Hessen etc., (dahin denn vielbesagter syndicus umb anrufunge gnadigen schutzes abgefertiget,) hilf und beistand befurchten muesen: haben sie gutliche accort und handlunge vorzunehmen und unter dem schein die statt und burgerschaft zu bestricken sich understanden. Deshalber dan der bischof desselben sonnabends, (war der 24. aprilis,) alsbald seinen trumpeter in die statt abgeschickt und daselbs, — ob sie auch den bischof einzulassen gesinnet, sonsten auf den widdrigenfall wurde er mit gewalt hinwiderumb anfallen, sturmen, zersprengen, und alsdan auch keines minschen verschonen, — anwerben lassen. Darauf die abgesetzte und angeclagte hern und deren adhaerenten zusammen gelaufen, vorgeschlagenen accort und geforderte einlassunge des bischofs mit groiser ungestumicheit hart getrieben, die burger wegen angetrobeter straf und gefahr abgeschrecket, aus ihrem mittel etzliche aufgeworfen, dieselbe nachher dem Neuwenhause abgeschickt. Und obwol denen aus mittel des rats Johan Lamberts, Johann Schilling, kemnern, und andere aus gemeiner burgerschaft beigeordnet, sein doch dieselbe, (damit die vorhabende verratherei durch die andernfals nicht zu tag gebracht, noch verhindert werden muechte,) zum Neuwenhause die nacht uber detiniert und enthalten, die anderen aber, damit die verratherei angestiftet, alsbald nacher der statt verlassen. Dieselbe dan der burgerschaft auf ihr widerkunft falschlich angezeigt: welcher gestalt der bischof die statt Paderborn mit gewalt zu erobern, zu sturmen und zersprengen und auf den fall keines minschen zu verschonen, — da aber dieselbe gutes willens erofnet und aufgegeben wurde, bej allen ihren privilegiis und gerechticheiten zu lassen, niemand einigen schaden zuzufugen, dieselbe personen auch, kegen

welche er ansprache zu haben vermeinen wurde, mit ordentlichem recht daselbst zu besprechen, und dessen schriftliche assecuration unter sein des bischofs eigenen handen und secret der burgerschaft zuzustellen entschlossen.

Auf solche falsche anzeig auch die burgerschaft sothan accort einzuwilligen und den bischof einzulassen bewogen. Dahero alsbalt selbiges sonnabents die angeclagte und andere verrather hinwiderumb sich zusammengeworfen, andere, so nicht ihres mittels, damit ihre verratherei nicht offenbar werden muechte, davon ausgeschlossen, kegen abendzeit nacher dem Neuwenhaus ausgelaufen und sothane der burger bewilligunge zuruckgebracht. Unterdessen haben burgermeister und rat alsolche conditiones und posten, darauf der bischof eingelassen werden soll, (damit dieselbe auch von ihme zuvor versiegelt wurden,) zu papier setzen lassen, die dan folgende aus mittel der angeclagten hern und deren consorten unterm schein der versiegelunge zu sich genommen, nacher dem Neuwenhause des sontags nochmalig gelaufen, und vorerst die ihnen von burgermeister und rat zugestellte schriftliche posten daselbst in der cantzlei verlassen, an deren statt ein ander versiegelt schreiben des inhaltz, das der bischof die statt und burgerschaft auf gnade und ungnade aufnehmen wolte, angenommen, dazui — folgenden montages den grafen vom Rittberg einzulassen und den burgermeister Boriussen Weichart dem bischof lebendig zu lieberen — sich versprochen.

Es haben auch Henrich Westphal hovemeister, Hunolt von Plettenberg droste, neben andern befelchhabern domals den ausgelaufenen angeclagten hern und deren adhaerenten zum Neuwenhaus ihre versprochene und nicht zu werk gerichtete verratherei vorweislich vorgehalten, und mit folgenden worten, — ob sie ihnen die statt pforten zu erofnen derogestalt angelobt hetten? — angesprengt.

Als sothane verratherei allerseits zu werk gerichtet, und gleichwol deren verhinderunge, — da der burgerschaft nicht allein sothan falsches substituiertes schreiben, sondern auch die ihnen von dem hovemeister und anderen vorweislich vorgehaltene eroffnunge der pforten entdecket wurde, — besorget, haben sie vorerst dero behuif und damit alles heimblich verplieben muechte, niemand ihres mittels in die statt verlassen wollen, sondern die, so vorher gegangen, aufzuhalten der wacht zugerufen, alda dan einen kreis geschlagen, bei leiblichen eiden, niemand was zum Neuwenhause vorgelaufen zu offenbaren, eingebunden, auch sich dahin vereiniget, ehe nicht, dan folgendes montags, — unterm schein, damit des abends kein aufstand errägt werden muechte, — der burgerschaft solches vorzutragen. Sambtlich auch in Hans Kocks behausunge vor dem Rimbekesthor des sonntags abends, wie sie in die statt kommen, verfuget, daselbst einen, Jasparn Kerckhof, der dan ihnen vorweislich vorgehaltene

verratherei zum Neuwenhause angehort, oben an den tisch gesetzt, weidlich gesoffen, und Reineke vor andere die zeche bezahlt, und alda bis um mitnacht sich verhalten. Von dannen in solchem schwermen und saufen bei nacht nach burgermeister Johan Wennebeirs behausunge sich verfuget, ganz ungestum daselbst angeklopfet, und — das er seinen gesellen Boriussen Weichart, (damit sie ihnen ihrer verpflichtunge nach lieberen muechten,) und andere ratshern unterm schein, als sie verrichteter legation halber nachher dem Neuwhaus mit dem rat notige sachen abzureden hetten, auf das rathaus erforderen lassen solte, — genotiget.

Wie auf bescheenes erforderen der rat auf dem rathaus zusamen kommen, ist ihnen, burgermeister und rat, von den verrathers mit unnutzen worten zugesetzt, auch die falschlich substituierte assecuration des bischofs ehe nicht, bis des montags morgen der graf vom Rittberg mit dem kreigsvolk vor der statt pforten gehalten, zu lesen ubergeben. Und als nach deren vorlesunge und befundener falscheit burgermeister Borius Weichart dieselbe zerreissen wollen, einer, Bertholt Cleves mutwilliger lecker, gestracks dem burgermeister einen backenstreich gegeben, alsbalt Degenhart Schwertfeger, Flor Grube, Daniel Scof, Dieterich Stamb, Henrich Schwertfeger und deren consorten zugesprungen, ihnen aus dem ratstuel gerissen und daselbst auf dem rathaus ihren eignen burgermeister Weichart an einen post mit einer ketten wie buttels angeschlossen. Der graf vom Rittberg alsbald mit den reuteren, so ihre karbiner und buchsen mit aufgesetzten draken geführet, und andern muscatiereren, (denen dan der entwiechene Henrich Koch, Bastian Bestiner und Dethart Crop, so aus der fangnusse ausgebrochen, sich zugesellet,) eingezogen, auf dem markt vorerst gehalten, der statt schlussel zu sich genommen, burgermeister Weichart von dem rathause durch den profoss abgefurdert und ihnen neben seinem bruider Johansen Rust an die vor dem rathaus hangende ketten zu verschliesen anbefolen. Darauf vorgenente Schwertfeger Stamb Grube Cleve und andere ihnen neben seinem bruider mit den fuesen an die ketten zu befestigen understanden, daselbst dan vorerst von dem graf vom Rittberge, folgentz Henrichen Westphal hovemeistern, hernacher Hunolt von Plettenberg drosten der burgermeister mit scimpflichen worten angesprenget und ausgelachet. Als aber selbige ketten zu enge, von obenenten seinen eigenen burgern und von dem ausgebrochenem wagemeister an den pranger oder kack, ehe und bevor er peinlich angeclagt, viel weiniger verurteilet, mit einer ketten umbs leib angeschlossen, von ihnen, pfaffenweibern, und andern papisten ins angesicht verspeiet, von den soldaten ihme der hut in der groisen hitze von dem haupt abgezogen und mit den spiesen oben auf den pranger gesetzt, auch uber sein vielfaltiges begeren einigen trunk zu reichen verweigert,

und also bis auf folgenden dienstag, zwei tage eine nacht, stehend erhalten.

Gleichfalls sein auch burgermeister Johan Wennebeir, Kemner Johan Lamberts, Walther Kothe, Cort Rhoren, Johan Rhoren, Wilhelm und Henrich Dorneman, Borius Borsfelt, Menke Scharman, Johan Jserenkramer, Borius Freihof, Henrich Disse, Schuirman, Bernt Bussman, und andere mehr burger angegriefen, theils aufs markt in die ketten geschlossen, theils in die stuben auf dem weinkeller fanglich eingelegt, und daselbst vorerst etzliche tage zu scimpf und spott enthalten, hernacher in die turn und fengnisse eingeworfen.

Als auch die zeitunge des bescheenen nachtlichen anfalls alsbalt nacher Cassel von burgermeister und rat ihrem abgeschicktem syndico zugeschrieben, darin und mit sowol umb gnadigen schutz weiter anzurufen, als auch zu notiger defension etzliche soldaten zu bewerben bevollmechtiget, sothan schreiben auch zuerst des sonntags abent ehegemeltem syndico zukommen, und dan der nicht alleine mit annehmunge etzlicher soldaten verfahren, dero behuif ihme zugestellte blankett zui bestallungen gebraucht und die daselbst aufgenommene 200 thaler unter die befelchhaber vermuge dero zuruckgegebener quittungen gesplittert, sondern auch alsbalt bei hochgedachtem fursten und hern, hern Mauritzen landgrafen zu Hessen etc., unserm gnadigsten hern, weiter umb gnadigen schutz hilf und errettunge underthanig angehalten, — sein ihre furstl. Gnaden darauf folgendes montags morgens in eigner person mit 32 fänlein fuesvolk, etzlichen reutern, grobem geschutz, vielen proviant- und rustwagen ausgezogen. Weilen aber unterdessen durch angerichtete verratherei die statt ubergeben, bei Warburg auf der grentze das ausgezogenes kreigsvolk etzliche wochen verplieben.

Das kreigsvolk aber in der statt Paderborn ist alsbalt bei die burger verlosiert, die angeclagte hern verrathers und papisten damit verschonet, die gefangene und andere burgere, sonderlich denen die verrathers aufsetzig gewesen, damit haufig beladen. Die dan alles ihres gefallens geraubet verprasset und verstolen, auch allerhand mutwillen an weibsbildern und sonsten zu uben sich understanden.

Es hat auch der Graf vom Rittberge offentlich ausruifen lassen, das ein jeder burger seine gewehr, nichts ausbescheiden, bei leibstrafe von sich geben soll. Darauf auch dieselbe auf allen Strassen mit wagen und karren gesamblet, vorerst auf das rathaus, folgentz nach dem Rittberge weggefuret.

Etzliche burger sein theils in solchem uberfall, theils hernacher uber die mauren gefallen und entrunnen, auch bis dahero der statt verweichen muesen.

Des Dinstags, (welcher war der 27. Aprilis,) ist der burgermeister Borius Weichart von dem pranger in die fangnisse oder turn eingefuret, daselbst ohne einige vorgehende erkenntnisse jammerlich torquiert und unerhorter weise mit aufschneidunge der brusten und eingegossenem gluendem olie gepeiniget, — bei welche tortur dan obgesagter Berningh, abgesetzter stattschreiber, und andere papisten verordnet, — folgendes freitags, (war der 30. aprilis,) aufs markt vor gericht gefuret, gesagter Berningh ihme zum procuratoren zugeben. Daselbst sich Hunolt von Plettenberg droste zu Boke, des bischofs swager, Cort Thorwesten des bischofs rentmeister, und Gerhart Diekman gogreve, (der dan sowol der statt als bischof mit gleichen eiden verwant,) zu richtern niedergesetzt, vielgesagter burgermeister auf zugelegte unwarhafte posten nur dreier tage gebeten und auf kayserliche recht und peinliche halsgerichtsordnung sich berufen, aber gestracks zu antworten gezwungen, das ubrige abgeschlagen. Als er aber in eigner person die zugelegte clage verantwortet und damit das gericht uber drei stunde verzogen, und dan der bischof selbs vor der westerenpforten, sothane tragoediam und jämmerliches bluitvergiesen anzusehen, in einem garten sich verhalten, den ausgang und ende aber des gerichtes nicht abwarten konnen, seinen trumpeter in das gericht einsmals, und seinen weinschenken andresmals mit dem befelch, dass sie ihnen den burgermeister ohne urthel und recht herausbringen solten, dan er ihnen je deshalber befelch gegeben hette, — abgeschickt. Darauf vor den andern in den ketten verschlossenen burgeren, (vor die er nach ihrer unschuld halber vleisig gebeten,) uber das markt aus dem westernthor ausgefuret worden, auf der malstatt, (so mit reutern und soldaten besetzt,) hat er den jesuviter, der ihnen zum papistischen glauben alnoch bereden sollen, gestracks abgewiesen, die kleider selbs ausgezogen, und wie er den bischof im garten stehend vernommen, ihnen zuletz mit folgenden worten angeredet: „nun komb, bischof Dirich, und sauf meines bluits satt, darnach Dich lange gedurstet". Darauf sich selbs auf den tisch unerschrocken hingelegt, lebendig geviertelt, vor solcher pein niemals geseufzet, sondern in groiser unerhorter bestendicheit sein leben geendiget, das haupt vor der westerenpforten auf einer stangen ausgehengt, die viertele auf einer karren vor seines des burgermeisters behausunge zu groisem scimpf dessen frauen und sohnen, (deren er sieben verlassen,) ubergefuret und an jede pforten eines angehengt.

Die andere gefangene burger, als Wilhelm Dorneman, Walther Kothen, Salomon Orgelmacher, Menke Scharman, Johan Rust, Schele, Borius Borsteld, Jorgen Schuirman, Johan Lamberdes, ohne einige ursache oder erkentnisse, Johan Koken darumb das er den seligen burgermeister zum rat erwelet, jammerlich und unerhorter weise gepeiniget, obgesagten Johan Rust Orgelmacher und Scharman das gericht anbestimbt, dero behuif drei sarke verfertiget, jedoch her-

nacher neben obenenten mehrertheils ohn einig urthel gericht oder recht des landes verwiesen, dazui alnoch in etzliche hundert thaler straf verdammet und niemands, warumb sie in der tortur gefragt, zu entdecken in aidsstatt eingebunden.

Den ubrigen gefangenen burgern, als sie etzliche wochen fanglich enthalten, etzliche hundert thaler straf, dem rat ingemein 2000, den vierundzwanzig 1000, den funfundzwanzig mannen 1000 thaler abgenotiget, den ausgewichenen ihr hab uud gut von dem kreigsvolk theils verraubet und verstolen, theils was davon ubrig verplieben verzeichnet und verschlossen.

Den gemeinen burgeren fast allen gleichfals underscheidliche summen gelts, ohnangesehen sie viele wochen das kreigsvolk mit zehren und prassen halten muesen, nach anzal und gelegenheit der personen ohne anzeig einiger ursachen abgefurdert, deshalber auch eigne zettuln, einem jeden darauf die summe verzeichnet, zugeschickt. Dahero burgermeister kemnern und ratshern, auch andere unzelige burger, (denen zuletzt wegen erlagunge abgeforderter summen mit turn und fangnisse getrohet,) ausgewichen und bis dahero wie noch im elend sich verhalten muesen.

So hat auch der graf vom Rietberge alles groises geschutz, dabei etzliche centner klockenspeise, so von der burgerschaft zu behuif eines neuwen geschutzes gesamblet, die haken von den turn, muscheten, ledderen eimer, so zum brande verordnet, von dem rathause, dazu aller vorrath an pulver salpeter schwefel kugelen und sonsten von dem pulverthurm genommen und nach dem Rietberge wegfuren lassen.

Die triesecammer, darauf der statt privilegia gelegen, aufgebrochen, der statt silberne pocal geschir und ornamente neben allen brief und siegeln weggenommen, — der weinkeller mit allem wein und stattlichem vorrath an gelde eingenommen, — Licent. Henrich Westphal, so hiebevor hofrichter gewesen und davon abgesetzt, zum schulzen, und Hunolt von Plettenberg droste zu Boke zum oberschulzen gesetzt und angeordnet, und dessen schwager Hermannus Barcholt pro secretario angenommen, — die evangelische praedicanten mit weib und kinderen vertrieben, ihr hab und gut von soldaten verprasset und verstolen, die markirche mit einem papistischen pfaffen besetzt worden, — das gericht oder galge umbgehauen und der aufgehengter dieb vergraben, — die snatstein vor allen pforten zerschlagen und zerrissen, — u. s. w.

4. Das Jahr 1612 in den Paderborner Jesuiten-Annalen.

Ex vicerectore declaratus est sub P. Henrico Schereno provinciali rector hujus collegii 29. martii P. Hermannus Bavingk, qui professionem suam edidit 4. Novembris, et vota formatorum fecerunt

P. Bernardus Allerdink, P. Jodocus Thorwesten, et Martinus Müller, ipso principe cum decano summae aedis aliisque canonicis et nobilibus adstantibus. In collegio vero erant Patres: Henr. Meschede, Henr. Preckwin, Jod. Thorwesten, 16. Jan. minister, Theod. Dambroch, Dion. Havius, Phil. Höltzerus, Felix Phaltz, Petr. Klinkhart, in nov. venit P. J. Lachsonius; — Magistri: Henr. Selhm, Joh. Aldenhoven, Joh. Teintzer, Ad. Pempelfurt, Henr. Simonius; — Repetentes: Ad. Scopenius; Gosw. Forst., Casp. Bürvenich, Math. Wandel, Math. Staffel, Nic. Maserus, Pet. Rosert, Theod. Arkenius, J. Happen; — Coadjutores: Joh. Vinck, Nic. Duisdorff, Hub. Cachi, Theodatus Dinant, Joh. Bolhem, Ant. Bövler, Theod. Wolff novitius.

Ancipiti inter utramque fortunam cursu nostri tot annis hic egerunt, quos tamen adversa plura laetis quandoque permista exercuerunt. Praesens vero annus omnium fuit laetissimus, divino de coelo affulgente providentia. Primo enim singulari Dei dispositione et directione, postquam 7. febr. nuncius apostolicus et seren. electoris Ernesti legatus cum capitulo de successore deliberassent, ne mors episcopi turbas cieret, vicinis inhiantibus et occulte insidiantibus, die decimo februarii in episcopatus Paderbornensis coadjutorem, volente principe, consentientibus patriae statibus, — licet 26. jan. nonnulli ex nobilitate heterodoxi satis proterve, (cum de coadjutore ageretur,) a capitulo suffragium in illa electione petiissent, sed rejecti etiamdum perurgere conarentur, — electus est serenissimus elector Coloniensis, Ferdinandus dux Bavariae, quamvis haeretici omnes intenderant occultis consiliis machinas, ut spe frustratus de statu dejiceretur, ipsique in locum involarent; ideoque recte sentientes majore gaudio perfusi, quod turbatis conspirantium cogitatis comitiorum suffragia fauste ceciderint atque optimus princeps ad occupandam episcopalem sedem sit designatus. Deinde non minus nostros exhilaravit plena principem inter et summae aedis decanum animorum reconciliatio. Pridem tentata et ad bonum finem quasi perducta habuit saepius. quod intercurreret quodque suppurantibus odiis cuncta everteret. Hoc demum anno nostrorum praecipue opera, sancti patris nostri festo die, nostro in collegio concordibus animis, materia dissidiorum dirempta, desideratam pacem eamque inviolabilem inter se constituerunt. Quo intellecto universa civitas virique patriae primores maximo gaudio sunt cumulati. Haec reconciliatio statim foras se prodidit, dum ex ea consensione Illustrissimus omnibus clericis in tota dioecesi concubinas interdixit sub poena privationis, (quod antea cogitare, sed exsequi non fuisset ausus,) easque tempori eliminandas aut cum dedecore domo extrahendas et e civitate palam per lictorem exturbandas. Ejus rei spectaculum non longo post tempore urbi exhibuit, cum devium scortum edicti negligens e lustro clericalis domus eductum in foro ad urbis curiam carnifici tradidit, qui eam pellicem stramineo serto coronatam, famulo

suo aeneam pelvim ad numeros pulsante praegresso, ipse virgam manu tenens insequebatur per celeberrimam occidentis plateam, turmatim concurrentibus et illudentibus incolis, extra portam destituit, suas vias ire jussit monens, ut hac ignominia sapere disceret. Hoc exemplo magna in clero facta est morum commutatio, suam et suarum tantam infamiam reformidantes. Et ex eo tempore si non omnino caste, caute certe vivere coeperunt. Erant qui amoverent aut occultarent, nonnulli proterve retinebant. Catholicis etiam ampla laetitiae seges obvenit, cum princeps altero edicto omnibus acatholicis diem certum anni unius spatio excurrente praestituit, ante quem sua ditione facesserent, aut orthodoxam fidem acceptarent. Etiam neminem matrimonio jungendum, nisi rite confessum et s. synaxi refectum. In haeresi vero mortuos sepultura privandos et extra urbem alicubi deponendos. De paschali communione aliud mandatum ex cathedris et in curia ante 40mam promulgatum. Haec tam dura, ut reis videbantur, mandata nostros in invidiam et sinistros sermones trahebant, quod eis promulgandis soli causam dedissent: cujus tamen consilii nostros non posset poenitere. Palmarium gaudiorum fuit ex pientissima et liberalissima voluntate munificentiaque novitiatus fundatio, hoc anno die 28. junii confectis donationis literis, oblatis viginti millibus imperialium ipso S. P. nostri Ignatii festo in sustentationem viginti quinque tironum societatis. Jucundum praeterea fuit totique patriae laetabile, in novarum scholarum exaedificationem, primo in fundamentis lapide posito, cui ill. antistes manum admovit, eadem pompa et sollemnitate immo celebriore, qua collegium fuit inchoatum. Positus autem est in angulo occidentali ad plateam ipso S. P. nostri festo, quando P. Henr. Meschede peroravit, pluresque nobiles carmine sunt aggratulati. In triclinio coram Ill. et comite Retbergensi multisque nobilibus M. Henr. Sehlm egit encomiasten. Prandio absoluto in theatrum antea lignile Maria Magdalena producta. Hisce tam faustis progressionibus ad fidei catholicae laetissimum incrementum astuta diaboli vafrities invidens duos quosdam excitavit emissarios, fraudium architectas, haereseos furtivos satores. Irrepserant in urbem uterque, honesto medicae artis titulo venenum celantes, quod incautis propinabant, quin et magicas superstitiones non temere miscebant. Edidissent his dolis tecti magnam in animis catholicorum stragem, nisi nostri malum subodorati vigilando occupassent. Itaque certis probationibus compertam fraudem et qua possunt per urbem persequuntur, et principe monito severa jussione conquirendi ad vincula trahendi damnantur. Eo cognito taverinones isti quasi fulminati continuo se in fugam conjiciunt, ne destinatorum facinorum et in carcere et in cute poenas luerent. Hac diligenti cautione et fideli instructione octoginta sex ab erroribus abstracti, quos vel per

imprudentiam vel per contumaciam sectati erant, catholicis se adjunxerunt.

Hisce laetis rebus non parum moeroris injecit sacrilegium 13. jan. noctu in templo nostro perpetratum. Secretis clavibus sanctuarium eucharistiae servandae reserant, priore anno donatum a principe ciborium furto tollunt, effusis super stratum altaris sacratis hostiis, qua venerant elabuntur. Cognitum fuit, sed sero, furtum hoc patrasse duos nebulones, qui Gesecae dissecti jam ciborii partem judaeo vendiderant, (quam nostri receperunt,) et in Hollandiam transfugerant, alter clerici Paderbornensis spurius, qui in collegio ad omnia melius cognoscenda exercitia S. P. nostri peregerat, alter noti civis filius nostro sacristano in templo purgando, altaribus ornandis, saepe fuerat adjutor et familiaris. Hi omnibus bene perspectis, scala admota murum coemiterii transcenderant et exemta in fine templi una aliqua fenestra, quae ad perflandum solebat aperiri, eadem scala templum ingressi tuto repositum ciborium abstulerunt. Accidit aliud divinae, ut ipsimet lutherani sumebant, vindictae prodigium. Erat foemina Luthero addicta in platea, quae Fovea dicitur, habens domicilium, qua nostri frequentes cum studiosis ad concionem summae aedis commeabant, quam egomet tum humanitatis studiosus bene novi, quae nostros cum quadratis pileis euntes redeuntesque familiari Paderbornensibus scommate Rockenklaen, (id est pes seu sustentaculum coli, ad verbum diceres coli ungues in modum crucis forma quadrati pilei colum fulcientes,) nostros impetebat et irridebat, dum uterum ferret. Ea enixa est infantem monstrosum, depilem quadratum pileum ex carne conformatum in capite secum in lucem proferentem: atque ita gaudium natalitium in luctum versum est. Id hospes mea ipso die puerperii, cui interfuerat, mihi admirabunda retulit. Infans vero paucis diebus, ut saltem spectaculum foret, supervixit. Porro ad cumulandam nostrorum laetitiam Ill. noster, ut plenius suam in deum pietatem, praecipuam aliquam in societatem benevolentiam, amorem in bonae voluntatis juventutem declararet, confectis hoc anno 28. junii legitimis literis, ad fundandum societatis novitiatum festo S. P. nostri Ignatii ad collegium venit, easque sacris operanti R. P. Henrico Schereno provinciali ad aram tradidit, assignatis viginti dalerorum millibus in viginti quinque tironum sustentationem. Finitis divinis, quibus tres abbates cum nobilitate interfuerant, liberaliter ad aram afferentes, in collegio pransus magnam animi sui hilaritudinem demonstravit.

Invitarat princeps noster Arnsberga sereniss. electorem Ferdinandum, filium pater, ita enim et literis et colloquiis sese compellabant, quem nobilium corona comitante obvius excepit et in arcem Neuhusanam 27. decembris deduxit. Cui ibidem juventus nostra tragoediam Crispum exhibuit, maxima et principum et nobilium qua voluptate qua applausu. Patria respirat: cives exules animo placato redeunt.

Excoluerunt nostri nuper et urbem et pagos in baronatu Bürensi erantque catholici pastores lupis calvinistis ejectis et proscriptis in eorum locum constituti. Id corruptos subditos et sectarios pessime habuit, qui vindictam diu meditati sicarium quendam conduxerunt. Is 2. augusti in pago Sidinkhusen parochum D. Henningium, dum e domo sua ad divina peragenda coemiterium ingreditur, furioso vultu, nullo verbo dicto, pallio tectum minorem sclopum educit, tribus glaudibus bonum dominum trajecit, et cum eum alloquer etur, quid mihi tecum negotii, altero sclopo tribus itidem globis onerato eundem vulnerat. Sono excitus templi custos accurrit, quiritatur, rusticos inclamat, ut malefactorem detineant; ii ridentes et immoti parricidam sinunt abire et conscenso equo effugere. Pastorem cura adhibita deus servavit et restituit.

Mense decembri occupant hospitale in loco Stadelhove dicto capuccini, quibus se dedit patronum Rev. decanus Arnoldus ab Horst, novum ex fundo exstruens anno 1615 monasterium. Cathedralis ecclesiae syndicus Joannes Molitor testamentum suum jampridem jure conditum R. P. rectori tradiderat. Is hoc anno 25. jan. in carcere moritur Dringenbergae: cujus heredidatem nostri adierunt, quae statim collegio et quadraginta evolutis annis multum negotii facessivit, lite hodiedum anno 55. in judicio officialis nondum terminata. Claudit hunc annum varia tempestas, fuit enim hiems frigidissima fontibus et fluviis alta glacie constrictis, cui densissima nix de die in diem superincidens omnem camporum sylvarumque planitiem tam spisse obtexit, ut fame extrema adactae ferae in fimetis pagorum, quin etiam ab ipsis aedium stramineis tectis, escam deraderent. Mirius fuit, quod hic Paderbornae in julio (uti egomet vidi) et aliis locis, Susati Ervitae Anrochtenae, prout certis autoribus et inspectoribus est cognitum, piscibus et ranis pluerit.

Submisit princeps veteris organi a se redemti fistulas ad novum perficiendum et 350 daleros: in junio inchoatum. Festo conceptionis B. V. in s. Bartholomaeo data in scenam lucta Abrahami cum angelo.

Die 10. april. his et vicinis locis terribilis incubuit tonitrualis tempestas fulmine et fulgetris non homines dumtaxat, sed etiam pecora consternans. In julio sata vi frigoris adusta, ut manu tererentur.

In junio transactum cum cognatis syndici capituli Jo. Mülleri, qui collegium haeredem scripserat, studio pacis 3000 dalerorum illis numerata; retinuit collegium omnes fructus et 1596 imperiales.

III. Noten.

I. Kapitel.

Ueber die Irminsäule die Literatur: Ledebur krit. Beleuchtung einiger Punkte in den Feldzügen Karl d. Gr. 4. ff. Monum. Germ. II 676. I 117. 153. Pallast Karl d. Gr. das.: II 401. Paderborn regalis sedes: Fürstenberg Monum. Paderb. 179—183. Ueber die uralte landständische Verfassung: Kopp I 3—14, wo auch die Urkunden hergesetzt oder angezeigt sind. Vom Domkapitel: Weddigen I 563 bis 577, wo auch eine paderbornische Statistik aus dem Jahre 1434. Ueber die Ritterschaft, Steuerbeträge, Vertheilung der Reiter und Schützen zu Dietrichs Zeit: die handschriftlichen Werke von Mathias v. Engers auf der Kasseler Bibliothek Mss. hist. no. 24. 19. 20, welche der vielen Urkunden wegen für die paderbornische Geschichte von Wichtigkeit sind, kaum jedoch wegen ihres sonstigen Inhalts. (Auf der Kasseler Bibliothek befindet sich auch das sehr wichtige alte Traditionsbuch des Abdinghofs mit den Lebensbeschreibungen Meinwerks und Meinulfs, auf dem Rücken gezeichnet H 388). Paderborn „die Stadt“ schon in der Urk. von 1287 bei Schaten Ann. Paderb. II 162. Paderborn Warburg Brakel Lemgo als Reichsstädte in der Reichsmatrikel aufgeführt: Lehmann Speyerische Chronik 250. Bessen II 131—135. 141. Paderborns geistige Regsamkeit im Mittelalter: Scheffer-Boichorst Annal. Pad., eine verlorene Handschrift wieder hergestellt, Innsbruck 1870, 67—91.

II. und III. Kapitel.

Die Quellenschriften sind angegeben in den Büchern und Schriften von Bessen, Rosenkranz die Reformation und Gegenreformation Paderborns im 16. und 17. Jahrhundert (Zeitschr. für vaterländ. Gesch. und Alterth. II 113—160), Jacobson Gesch. der Quellen des evangel. Kirchenrechts der Provinzen Rheinland und Westfalen, Königsberg 1844,

512—519, H. Kampschulte Gesch. der Einführung des Protestantismus in Westfalen, Padb. 1866. — Ueber Luther in Lippstadt: Annal. soc. J. Paderb. von Sander ad a. 1618 p. 171. — Gebhart Truchseß und Heinrich von Lauenburg: Strunck und Klöckener. — Erstes Auftreten der Jesuiten in Paderborn: Ann. — Ueber das Fürstenberger Geschlecht in Westfalen: Monum. Pad. 287 ff. — Dietrichs Vorgehen in Paderborn: Ann. und Klöckener. Domkapitelstatut von 1580: Bessen II 123. Tünneke: Hist. urb. et coll. am Schlusse des Aufsatzes coll. Paderborn initia et progressus ad a. 1580.

IV. bis VI. Kapitel.

Für dieses und die folgenden Kapitel sind die Hauptquelle Klöckener, Sanders Annalen, und was Strunck an Urkunden mittheilt. Mit dem sechsten Kapitel wird Günther Quelle. Römische Freudenbriefe über Dietrichs Erwählung: Strunck 516—517. Briefe des Nuntius und Regeln der Jesuitenmission: Ann. Einigung der Landstände 1590: Urk. bei Kopp I 14—15. Anekdote von Meinwerk: Vita Meinw. c. 132. 135. Ueber die Jesuitenschule: Bade Geschichtliche Nachrichten über das Hochstift Paderborn und seine höheren Bildungsanstalten in der Zeitschrift für vaterl. Gesch. u. Alterth. X 1847. Dietrichs Vertrag mit Hessen 1597 bei Weddigen 1049—1070. Strunck fühlt die Nothwendigkeit, Dietrich wegen der Abtretungen an Hessen zu entschuldigen: er sei aut fraude aliqua circumventus aut vi et metu compulsus gewesen und citra culpam vel socordiam: 587 vgl. 583. 573. — Das Volk nennt während des Aufruhrs 1597 die Jesuiten malorum omnium autores, eversores christianae libertatis, principum palpones.

VII. Kapitel.

In diesem und dem nächsten Kapitel lag mir daran, eine deutliche Vorstellung des damaligen städtischen Lebens zu geben, ohne daß ich gerade für jeden kleinen Zug die Stelle in einer Quellenschrift, aus dem er entnommen, gleich anzugeben wüßte. Doch für die Treue der Schilderung glaube ich einstehen zu können.

Strunck 629 nennt Wichart indoctus et expers literarum, während Klöckener nichts davon erwähnt, und Horrion, der ihn p. 100 literarum ignarus nennt, p. 107 berichtet: Er habe seinen Anhängern, von denen die Meisten weder hätten lesen noch schreiben können, in ihren Versammlungen die alten Statuten und Privilegien vorgetragen. Gewiß war damals ein paderborner Patrizier, der öfter in den Rath gewählt wurde, ein Mann höherer Bildung. Wachtendonk behandelt ihn in seiner Bekehrungsschrift durchaus als solchen, und nur an einer Stelle, wo es auf das feinere Verständniß eines griechischen und lateinischen Wortes ankommt,

heißt es S. 192 der Schwartz'schen Schrift: „Als Pater Friedrich merkte, daß dies dem Bürgermeister zu hoch war wegen der lateinischen und griechischen Sprach, sagt er, er wolle es ihm beweisen aus dem h. Augustin und andern h. Vätern, ja aus Dr. Martin". Gehrken theilt im 52. Stück der Zeitschrift „Westphalia" von Troß 1825 Seite 110 als aus Klöckener entnommen mit: Wichart sei „von frommen Eltern in einem großen Hause an der Börnepader geboren, ein Lohgerber seines Handwerkes", und fügt in einer Anmerkung hinzu: „In einigen Handschriften stehet die altniedersächsische Benennung: Loyder—Láér—Löer." In beiden Handschriften des Klöckener, die mir vorliegen, findet sich nicht, daß Wichart ein Lohgerber gewesen. Auch alle andern Nachrichten schweigen davon, was sicher nicht der Fall gewesen wäre, wenn Gehrkens Annahme ihre Richtigkeit gehabt hätte. Vielleicht bedeutete das Loer, wenn Gehrken dieses Wort wirklich in seinen handschriftlichen Nachrichten gefunden hat, etwas Anderes.

Wichart war 1579 bis 1581 Rathsherr, und wurde 1586 förmlich der Stadt verwiesen: ohne das würden die Bürgermeister nicht gewagt haben, ihm sein Haus auf der Stadt Weichbild niederzureißen. Davon kommt in der Klageschrift vom 16. Mai 1602 Folgendes vor: Art. 95 und 96. „Wahr daß bürgermeister und rath hiebevor ein fürstlicher hocheit stehende behausunge mit eigenem rat und für sich selbst niedergelegt . . . und deswegen bei fürstlicher obrigkeit die gemeine bürgerschaft ohne ihre verursachunge sich abtragen und gewisse straf und bruchte erlegen müssen."

Der Zeitpunkt von Wicharts Rückkehr nach Paderborn fällt in die letzten Jahre des 16. Jahrhunderts. Klöckener sagt, bald nach dem Treffen bei Bennhausen, welches im Januar 1601 Statt fand, sei er von den Uekern genöthigt, sich ihnen als ihr Hauptmann zuzuschwören. Auch ist nicht anzunehmen, daß er gegen den Fürsten, der ihm zum Verkauf des Warburger Guts behülflich gewesen, gleich nachher feindlich auftrat. Horrion sagt p. 100: W. habe den neuen Rath der 25 geschaffen, und Klöckener: er sei das erstemal nicht förmlich unter sie gewählt, also war er zur Zeit ihrer Wahl in Paderborn schon anwesend. Nach den Ann. aber starb Bürgermeister Johann Schaftodt, hereticus perniciosissimus, im Jahr 1598.

VIII. Kapitel.

Was in Paderborn die fünf Bauerschaften, waren in Soest die sechs Hoven, in Münster und Osnabrück die Leyschaften, in Köln die Gebuyrschäften. Vgl. im Westfäl. Urk.-Buch III. Band, Münster 1868, den Excurs von R. Wilmans 602—604.

Die Menge der großen Einzelhöfe, welche früher die Paderborner Feldmark belebten, finden sich in der Abhandlung von Giefers

„Paderborn und seine Feldmarken“ in den Beiträgen zur Gesch. Westfalens von Seibertz (Paderborn 1866, 35 ff.) verzeichnet.

IX. Kapitel.

Nach den Annalen von Sander. Ueber Ruben: auch Klöckener zum Jahr 1850. Ueber die Rathsfähigkeit: Günther.

X. Kapitel.

Was die Jahreszahlen betrifft, so sind die Jesuitenannalen, obwohl Sander nicht immer seiner Sache sicher ist, in der Regel Klöckener vorzuziehen, der mehr aus der Erinnerung schrieb. — Ueber Wicharts Rede zu Anfang des Kapitels berichten Sander und Strunck, beide nach ausführlicheren Annalen, die nicht mehr vorhanden. — Was Dietrich als fürstliche Gerichtsbarkeit verlangte, lehrt die Urk. vom 12. Juli 1601. Auf das Verbot der Beschwerde an den Fürsten beruft sich die Bürgerschaft vor Dietrich im Kölner Saal. Des Fürsten Versuche, erst die Gemeindsherren, dann die Deputirten zur Einreichung von Beschwerden gegen den Magistrat zu bewegen, berichten Günther und Klöckener Näheres.

XI. Kapitel.

Von der Unterstützung der Spanier durch Dietrich heißt es in den Ann. ad a. 1599: exclusis e dioecesi sua praedonibus hollandis regem catholicum milite et commeatu juverat. Ueber den Zug gegen Mendoza und Dietrichs verdächtiges Benehmen Rommel VII 225—240. Im Uebrigen nach Klöckener.

XII. Kapitel.

Das Treffen bei Bennhausen: Klöckener, Horrion, und Rommel VI 738. Günther nennt den St. Gallen-Markt „das kaiserliche gefreiete Jahrmarkt“, und erzählt: „Als durch solche wie wol der burgerschaft hochbeschwerliche mittel gesagter bischof die stadt von angenommener evangelischer lehr und kirchen nicht hat abbringen konnen, hat er etwa auf angeben der papistischen adhärenten zwischen der bürgerschaft zweispalt zu erwecken, und in alsolcher uneinigkeit dasselbe in religionssachen auszurichten, welches er hiebevor durch verschließung der kirchen, versperrunge der straßen, abschneidunge des jahrmarkts und andern scarfen mitteln nicht gewinnen muegen, vorgenommen.“ — In der Rede vom 3. Januar 1603 im Domkapitel (bei Klöckener) sagt der Domdechant: „mit dem Vergleich wegen der Stadtsperre hätten Domkapitul Stiftsstände Fürsten und Herren zu thun gehabt.“ — Ueber Paderborns gewerbliche Blüthe: Bessen 35. 138—143. Von Aldegreve: Gehrken in der Zeitschrift für vaterl. Gesch. u. Alterth. IV 143—163.

XIII. Kapitel.

Ueber das Verbürgerungsprinzip in den Städten: Fr. Löher Fürsten und Städte dargestellt an den Reichsgesetzen Kaiser Friedrich II. Halle 1846. — Der Rezeß vom 1. Juli 1604 wurde mir erst aus dem Münsterschen Archive bekannt. Weder Weddigen noch Bessen kennen ihn, aber auch Klöckener und Günther erwähnen nichts davon. Die Urkunde verräth aber kein Zeichen der Unächtheit, und es hängen noch des Bischofs und des Domkapitels Siegel daran, das der Stadt ist abgefallen. — Hinsichtlich der Dauer der Stadtsperre sagen auch die Vertriebenen, daß Dietrich „die kaiserliche gefreiete straßen und dadurch alle commercien, ab- und zufuhr wider des reichs klare ordnung und der stadt Paderborn habende privilegien über neun monate versperret." — Ueber den Hergang am Lichtmeßabend giebt in den Münsterschen Archivakten die Klageschrift vom 16. Mai 1602 nähere Auskunft im gravamen 7 und artic. probat. 1.

XIV. und XV. Kapitel.

Die Verhandlungen vor dem Fürsten am 1. und 28. März 22. April und 6. Mai, die Besetzung des fürstlichen Gerichtshofes am 17. Juni, endlich die Klageschrift vom 16. Mai 1602 mit den acht Beschwerdepunkten (gravamina) und ihren Beweisstücken (articuli probatoriales) finden sich in den Münsterschen Archivakten. Ergänzend treten Günthers Bericht und Urkunden hinzu, sowie Klöckeners ausführliche Erzählung, der auch Günthers Rede im Domkapitel und die Antwort darauf mittheilt.

XVI. Kapitel.

Ueber die Vorkommnisse bei der Rathswahl, die neue Bestallung der Stadtbeamten, (der abgesetzte Hofrichter wäre nach Günthers Bericht am Ende seines dritten Theils der Licentiat Heinrich Westphal gewesen), ferner aber die Verhandlungen mit dem Fürsten, die Begeisterung der Bürger für Wichart, und über die Handhabung der städtischen Gerichtsbarkeit, geben Auskunft die Verhöre in den Münsterschen Akten vom 10. und 16. März 1603, der Vortrag des Fürsten im geheimen Rath am 8. Mai, und der Vortrag seiner Räthe am 20. Sept. bei den fünf Eichen am Hopfenhof, in Verbindung mit den Berichten von Günther Klöckener und Horrion p. 100.

XVII. Kapitel.

Ueber den Hergang verbreiten neben Günther und Klöckener die eben gedachten Protokolle näheres Licht. Strunck setzt ohne allen Grund den Agendestreit in das Jahr 1602. Klöckener wagt sich nicht mit der Sprache heraus. Zu des Letzteren Angaben über die Lüneburger Simonie kommt in Mollers Spec. Horst. 48 die Urkunde. Charakterzüge des Domdechanten im Mimus Horst. 20—23. — Die Agende, ein Klein-

Folioband mit schön gepreßten Deckeln, führt den Titel: Agenda eccl· Padb. per reverendissimum in Christo patrem et illustrissimum principem ac Dominum D. Theodorum episc. Padb. S. R. Jmp. Princ., in gratiam Pastorum suae Dioecesis recens evulgata. Das Unterstrichene ist möglichst prahlerisch roth gedruckt. Die Jesuiten stellen Moller schon ad a. 1594 als principi infensissimus und discordiarum seminator dar. Die Skizze über die Zustände im Hochstift bei Rommel VII 164—166. In dem Strafdekret gegen den Domdechant vom 8. Oktob. (Spec. Horst. 38—39) sagt Dietrich, daß die Adligen a religione catholica paucis exceptis alienissimi, und daß etiam alii subditi, quos magna sollicitudine ad gremium ecclesiae adduximus, fluctuare incipiunt.

XVIII. Kapitel.

Aus den Annalen und Strunck. Ueber den Grafen von Rietberg: Piderit Lippesche Chronik 628—631, Strunck 346—348. 672. 708—709, die oben unter den Quellen III 9 erwähnte Leichenpredigt seiner Gemahlin, und Rommel VII 182—193.

XIX. Kapitel.

Protokolle vom 8. Mai und 30. Sept. Wiederaufnahme und Ausgang des Stadtprozesses: Klöckener. Schreckenserscheinungen: Klöckener und Massen. Günther spricht von einem fürstlichen Geleit, das er erhalten: er hatte aber nur eine notarielle Urkunde über des Kanzlers Richwein Aeußerung — der Fürst habe nichts mehr gegen ihn — aufsetzen lassen.

XX. Kapitel.

Zum Berichte Klöckeners giebt Horrion 100—101 mehrere Einzelheiten, wie daß der von Wichart ernannte Bürgermeister ihm offen feindselig gewesen, daß auf die Rathsboten ein Geschütz losgebrannt sei, daß nach der Besiegelung der Konstitution Wichart die Urkunde geküßt, und der Rath sich mit ihm förmlich vereinigt habe. Das Datum aber ist bei Horrion nach dem ganzen Verlauf unrichtig. Die Vertriebenen sagen in ihrer Proklamation von 1608: „Gesetzt, jedoch im geringsten nicht gestanden, daß etzliche weynig leute, wie der herr bischof in seiner der stadt Paderborn unter seinem sekret zugeschickter assecuration selbs gesetzt, sich bei dero zwischen bürgermeister und rath, sodann gemeiner bürgerschaft erhobener denuntiationsache und widerwillen etwas widerwertig (wie er sagt) erzeiget hetten: so were doch der herr bischof deroselben rechter vorganger und redelsführer gewesen, und hette solche widerwertigkeit sich selbst beyzumessen, indeme er solcher denuntiationsache und darab entstandenen zweispalts rechter anfanger und autor, und zu solchem widerwillen zwischen bürgermeister und rath und bürgerschaft

etzliche jahr mit seinen zublaseren und adhärenten einstendig gestocket getrieben und angehetzet, deshalb auch contra solitam reip. faciem sonderbare 25 mannen anfangs angeordnet, damit er in solcher erregter uneinigkeit, seinem und seiner jesuwitischen adhärenten lang angesponnenen intent nach, sowohl der kirchen als regiments habhaft werden mochte." Ueber die Satzung in Höxter: Weddigen 949, und auch Rommel VII 167 Note 121 findet Wicharts Verlangen den altsächsischen städtischen Rechten gemäß.

XXI. Kapitel.

Die Gegenbürgschaft, welche Günther weislich mittheilt, trägt den 9. Januar als Datum: Klöckener aber erzählt den Hergang für den 10. so anschaulich, daß man ihm Glauben schenken muß. Auch den Aufstand in Höxter erzählt Klöckener. Vgl. H. Kampschulte Chronik der Stadt Höxter 1872, 115—120. Die Urkunde über die Vereinigung der Ritterschaft mit der Stadt Höxter von 1566 bei Weddigen 997—1003.

XXII. Kapitel.

Die Kriegsartikel — Articulbrief gemeiner burgerschaft der statt Paderborn — befinden sich in Abschrift bei den Münsterschen Akten.

XXIII. Kapitel.

Alterati dici volebant — heißt es in den Ann., die Mütenirer genannt — sagt Günther, der ihre Absicht, Büren und Paderborn zu überfallen, und die Nachrichten von Salzkotten und anderes hervorhebt. Die Vereidigung auf die Kriegsartikel geschah nach Klöckener kurz vor dem Delbrücker Blutbad. — Daß die 12,000 Thaler von der Türkensteuer genommen wurden besagt die Urk. vom 23. April a. St. bei Kopp 16. Von der Bewaffnung der Geistlichen außer den Ann. auch Massen. Von Joh. Baptista, Probst zu Osterholt: Massen. Ueber den Anlaß des Delbrücker Blutbades hat auch Klöckener sein seltsam Nachdenken. Vgl. Massen.

XXIV. Kapitel.

Delbrücker Rechtsverfassung: W. Schmidt in der Zeitschr. für Gesch. und Alterth. VIII 1—64. — Das Strafurteil vom 27. Novbr. 1604 bei Weddigen 1077 und 1078. — Von der Schwäche der bischöflichen Rechtspflege und Bestellung bestechlicher Beamten handelt der Brief bei Rommel VII 165. Von den heimlichen Zusammenkünften der Patrizier: Horrion 103. Günther spricht nur von der Berathung über die Zöglinge der Jesuiten: die eben genannte Urk. vom 27. Novbr. und Horrion stellen das Verbot, sie zu beherbergen, als erlassen hin.

XXV. und XXVI. Kapitel.

Günther und Klöckener ergänzen, aber berichtigen sich auch gegenseitig: der Erstere ist gewöhnlich bestimmter und deutlicher in seinen Angaben. Klöckener vertuscht möglichst die Theilnahme der Landstände, und es begegnet ihm sogar, daß er den Beschluß der Landstände zu Nieheim nicht nur verschweigt, sondern auch die Sache so darstellt, als hätten sie sich gegen Paderborn erklärt. In den Ann. aber heißt es: admodum ferociter se ostentarunt. Ueber Mollers und v. d. Horsts geheime Förderung von Wicharts Plänen: Note z. XXVIII und XVII. Kap. Was das Vorhaben der Landstände gegen Dietrich war und wie weit es gediehen, wird vielleicht aus den hessischen Archivalien klarer werden. — Daß es wirklich in der Nacht vom 22. auf den 23. auf ein Blutbad unter den Protestanten abgesehen war, glaubt auch Klöckener. Er legt Dietrich die Bitte an Rietberg in den Mund, sich möglichst des Würgens und Todschlagens zu enthalten, und dankt Gott, daß Rietbergs Truppen nicht zur rechten Zeit gekommen seien. Ohne Verrätherei aber hätte Rietberg sich niemals bis ans Thor schleichen können. Daß er an dem Abend fieberkrank: Horrion 104.

XXVII. Kapitel.

Daß wirklich die Paderborner nur durch eine falsche beurkundete Versicherung Dietrichs betrogen sich auf die Kapitulation einließen, geht 1. aus Günthers an den Landgrafen gerichteter klarer Darlegung hervor; 2. stimmt damit überein die öffentliche Erklärung der Vertriebenen, daß der Bischof „auf angestellte verratherei, dadurch furters angerichtete sedition und aufweigelunge, und gedachten bischofs eingeschickte assecuration (darin und mit er unter fürstlichem sekret, — die stadt und burgerschaft vor leib leben haab und gut zu beschirmen, niemandts im geringsten zu beschweren, sondern nur drei oder vier unruhige zu bestrafen oder aber auf vorbitte der landstende und geburliche submission zu gnaden auf und anzunehmen, — sich vestiglich verpflichtet,) die stadt fiandlich vergewaltigt und eingenomen." 3. Es erhalten erst dadurch Verständniß die Angaben Klöckeners, daß schon am Samstag die Kapitulation auf bestimmte Bedingungen abgeschlossen sei, und daß die Herren, welche bei der Uebergabe der Stadt, die erst am Montag stattfindet, die Schlüssel überreichen, um strenge Haltung der Kapitulationsbedingungen bitten. Was Horrion und Strunck als Ursachen der Uebergabe der Stadt angeben, wiegt doch gar zu leicht. 4. In einem etwa hundert Jahr später gedrucktem Buch, „Neu eröffnete Trauerbühne der vornehmsten unglücklichen Begebenheiten, welche in dem vergangenen Säkulo von 1601 bis 1700 in der ganzen Welt sich zugetragen" von J. C. Beer in Nürnberg 1708, wird I 998 offenbar nach andern Quellen als Klöckener und Günther Folgendes erzählt: „Erwähnter Graf (Rietberg) suchte demnach mit List in die Stadt Paderborn zu kommen, und wie ihm solches nicht glücken wollte, so sprengte

er das erste Thor mit einer Petarde ein, und ließ das andere mit Gewalt aufschlagen. Nach einem blutigen Gefecht kam endlich ein Vergleich dahin zu Stande, daß alle Gewaltthätigkeiten gegen einander aufgehoben und ausgeglichen sein und der Stadt ihre alten Freiheiten und Privilegien verbleiben sollten. Wie nun dieser Vergleich aufgesetzt und auf dem Rathhause verlesen ward, fand der Bürgermeister Libor Wichards, daß etliche neue Punkte dem Bischof zum Vortheil mitangehänget worden waren; er riß daher dem bischöflichen Bevollmächtigten das Papier voller Zorn und Eifer aus den Händen, weshalb er dann von diesem eine Maulschelle erhielt; darüber entstand von Neuem Streit, ein grausames Geschrei und jämmerlicher Tumult, wodurch dann in der Stadt alles drunter und drüber ging. Graf Johann von Rittberg kam in diesem Tumult und Aufstand mit seinen Völkern nun in die Stadt, alle Uebelgesinnte wurden gefangen genommen, der Bürgermeister Wicharts in Eisen und Banden geschlagen u. s. w."

Von Klöckener wird als Zeitpunkt des Einzugs Rietbergs die neunte, von den Annalen die siebente Morgenstunde bezeichnet: letzteres paßt ganz zu Günthers Darstellung.

XXVIII. Kapitel.

Die Annalen und Horrion erklären, Wichart habe sich alle Fragen verbeten und gleich gestanden, und sei nicht gefoltert. Klöckener spricht von Wicharts Geständnissen „auß- und in der Tortur." In dem Bericht und Aufruf der Vertriebenen heißt es: „Der präsidierender burgermeister (ist) alsbald von den vergessenen verratheren aus dem rathsstuhl herausgerissen, auf dem rathhause an einen post, fürters auf dem markt an eine ketten gelegt, von dannen an offentlichen pranger in großer unleidlicher hitze gestellet und mit einer ketten ums leib geschlossen, daselbst von des herrn bischofs rethen und anhang, andern jesuwitischen adhärenten, pfaffen und deren concubinen, soldaten und verratheren verlacht, ins angesicht verspeiet und verhöhnet, hernacher auf die stadtswage geführt, ohne einige erkenntnusse gericht oder recht barbarischer unmenschlicher weise bis auf den tod gefoltert und gepeinigt, darab in den turn geschleppt, und am dritten tage nach vieler ausgestandener marter in beisein und bluitdorstigen ansehen des herrn bischofs lebendig gevierteilt, die zerschnittenen stuck neben dem haupt an die fünf pforten der stadt gesteckt und aufgehenkt, die andern burgermeister kemnere rathsherrn und burgere wie hunde auf dem markt in ketten zusammen gekuplet geschlossen und jammerlich ohne einige vorgehende anzeige ursache gericht oder recht gepeinigt und gemartert, ihnen dazu hohe summen geldes abgenotiget, gleichwohl uber angelegte widerrechtliche tortur und abgezwungenes geld alnoch des lands von haab gut weib und kindern verwiesen."

Die Annalen berichten von Wichart im Kerker: Unum id, ac ne quidem sine ferocia, ingeminans, se a perfidis et perjuris tribulibus

suis iniquissime desertum. Was Wichart dem Domkapitel in Lippspringe sagen ließ, war sicher nicht ein bloßer Einfall aus übler Laune. Moller wirft in seinem „Gaukelsack", S. 25 vergl. 5 und 21, dem Domdechant v. d. Horst vor: „was für Lust und Wohlgefallen er an der paderbornischen Zwietracht gehabt, den Einen vor den Andern geführt, und noch unter den fünf Eichen zu Lippspringe seine Rathschläge dahin mit dirigirt, wie die Stadt so bald zu entsetzen wäre, bald darauf aber dem Bischof zu seiner Viktorie gegen ihre Feinde habe gratuliren lassen." Moller hütet sich offenbar, mehr zu offenbaren und sagt: der Zwistigkeiten im Kapitel wegen, die ja stets vorhanden, renunciato anno 1604 syndicatus officio desertaque patria in civitate Bielefeldensi ultra annum moram trahere consultius fore putavi.

Heinrich Gröninger statuarius wird in den Ann. Wachtendonks socius genannt. Was Weddigen 965 über Tünneke erzählt, ist mir unerklärlich; ich habe nichts darüber finden können. Dülmann honeste sepelitur: Ann. Die im Text angeführte Stelle aus Horrion. Daß das Gericht über Wichart auf öffentlichem Markt unter freiem Himmel „unter Zusammenberufung eines zahlreichen Umstands" gehegt worden, daß dem Angeklagten erst an diesem Tag und Ort ein Vertheidiger beigegeben, daß er nach Besprechung mit Bernink in den Ring vor die Richter geführt sei, daß er sich hauptsächlich darauf berufen, er habe alles nur conditionaliter gethan und geredet, — dies Alles berichtet auch Gehrken in der Zeitschrift Westphalia aus dem verloren gegangenen Foliobuch über Prozeß und Hinrichtung des Bürgermeisters.

XXIX. Kapitel.

Ueber den Einzug Dietrichs verbreitet sich das Chronicon Abdinghov.: 1. maji episcopus Theodorus sociatus Joanne comite de Rietberg magno equitatu Paderbornam venit, quem tota communitas civium cum omni armato milite suscipit. Senatoriam domum postquam fuisset episcopus ingressus, ad monasterium nostrum declinat. Hinc habitu ecclesiastico indutus, cathedralibus stipatus, ad ecclesiam cathedralem contendit, ubi solemniter sonantibus organis et musicalibus instrumentis summum decantatur sacrum. Divinis peractis omnis respublica in Abdinghof convocata praestat homagium. — Ueber die Vertheilung der Güter der Vertriebenen „unter des Herrn Bischofen Schultheißen, Sekretarien, und Andere" klagt die öffentliche Erklärung von 1608.

XXX. Kapitel.

Die Stiftungsurkunde des Jesuitenkollegs bei Strunck 658—661 trägt irrig das Datum vom 8. Dezember. Für seine gravis dura ac laboriosa Aufgabe Dietrich fundator per totam societatem declaratus est, fructum non poenitendum percepit: Ann. — Ueber die Lemgoer:

Klöckener. Das Uebrige aus den Annalen, die mit Vorliebe auch Anekdoten bringen. Die Geschichte der armen Frau Floren erzählt aber der Jesuit Rosenbusch schon 1586 in seiner Replica auf des Calumnianten L. Osiandri Verantwortung wider die Jesuiten.

XXXI. Kapitel.

Man sehe oben Seite 354, wie die Jesuitenannalen das Jahr 1612 beginnen. Daselbst: der Konflikt Dietrichs mit Wachtendonk, quo pluribus jam annis familiarissime princeps usus fuerat. Die Bewerbungen um die Koadjutorschaft: Rommel 172—175. Bestehen der Ritterschaft auf Mitwahlrecht: Ann. und Klöckener: letzterer fürchtet, wenn Dietrich jetzt stürbe, könne es „ein wunderliches blutiges Wesen" im Stifte geben. Die Domherrnmaitressen schildert Moller Spec. Horst. 6 ff. 18—19. Klöckener berichtet noch Vieles über Moller. Die Edikte gegen die Pfaffenweiber u. s. w. in den Annalen. Durch letztere allein kann auch der Zeitpunkt, wann Dietrich und der Domdechant sich versöhnten — vergl. Jakobson 522 Note 164 — festgestellt werden.

XXXII. Kapitel.

Ann. ad a. 1612—1618. Vom Uebergang der Ritterschaft zur katholischen Kirche heißt es in den Ann. zum Jahre 1616: non pauci equestris nobilitatis de peccatis confessi etc. Die Erfahrung der Spiegel zu Körbeke lehrt die Beilage A zur genuina facti species et vera rei series in Sachen Bisch. von Paderborn contra v. Spiegel zu Schwedhausen. Paderborn 1730. — Nach Traditionen in meiner Familie waren die Loer oder Löher unter denen, welche 1604 nach Holland auswanderten und später zurückkehrten. Urkundlich lassen sie sich jedoch nur bis gegen Ende des dreißigjährigen Kriegs zurückleiten, wo in Paderborn die Kirchenbücher des Doms wieder beginnen. — Ueber die Stiftungen und Feierlichkeiten bei Gründung der Lehranstalten berichtet ausführlich Strunck. Ueber die Bürensche Gütererwerbung Rosenkranz in der Zeitschr. für vaterländische Gesch. und Alterth. VIII 125 ff. Ueber Rietbergs Plan Rommel 175, wo auch in Note 129 die hessische Korrespondenz. Die Urkunde bei Kopp 22—31 giebt die Punkte an, in welchen die alte Verfassung Paderborns wieder hergestellt wurde. Christian von Braunschweig: Bessen, und Rosenkranz in der Zeitschrift für vaterl. Gesch. und Alterth. II. 154—156.

Als auch diese Noten schon im Drucke waren, erhielt ich Kunde von „Leben und Wirken Caspars von Fürstenberg nach dessen Tagebüchern von F. J. Pieler, Paderborn bei Schöningh 1873". Es erhellt daraus, wie bedeutend dieser Mann auf die paderbornische Ent-

wickelung einwirkte. Im Uebrigen bestätigt sein Tagebuch meine Auffassung des Hergangs bis ins Einzelne, und habe ich hier daraus nur noch einige Zusätze zu machen. Caspar war der zweite der Fürstenbergschen Brüder, ein kluger und thatkräftiger Mensch, und studirte mit Friedrich dem älteren und Dietrich dem jüngeren Bruder, die beide in Paderborn Domherren wurden, auf der Universität in Köln, wo er sich auch den Grad eines Licentiaten beider Rechte erwarb. Er vermählte sich mit einer Spiegel von Peckelsheim, wie denn die Fürstenbergs eine ausgedehnte protestantische Verwandtschaft hatten, mit welcher sie auf gutem Fuß verkehrten. — Caspar reisete mit seinem Bruder Dietrich und einem Probst von Plettenberg im Februar 1584 nach Neuß zu dem Kurfürsten Ernst von Bayern, wo sie planten und rüsteten, wie das Herzogthum Westfalen den Anhängern Gebharts zu entreißen. — Bei der Kunde, daß Heinrich von Lauenburg, und zwar nach dem Tagebuch am 3. Mai, gestorben, beschickte Dietrich eilig seinen Bruder. Heimlich kamen sie auf einem Hofe bei Neuhaus mit dem Domscholaster Schilder, dem Kanzler Sibelius und einem Schorlemmer von Kaltenhart zusammen und trafen ihre Verabredung. Caspar entwickelte heiße Thätigkeit: zum Scheine warb er für seinen Herrn den Kurfürsten Ernst, der auch das Paderborner Stift wollte, brachte aber durch Ueberredung und Versprechen einen Domherrn nach dem andern auf Dietrichs Seite, nur Hanxleden kam proprio motu. Für die guten Dienste schenkte der Erwählte seinem Bruder sofort 2000 Goldgulden, nach damaligem Geldwerth weit über 100,000 Thaler. Dietrich hatte das Sümmchen ihm erst „leihen" müssen. Ueberhaupt wurde nun das Paderborner Bisthum für Caspar eine große Geldquelle: er war ebenso glücklich als unermüdlich auf der Jagd nach Gütern und Pfründen für sich und die Familie. Schwester Ottilie mußte auch Aebtissin von Herse werden.

Als fürstlicher Geh. Rath des Bisthums Paderborn widmete er sich den Geschäften dieses Landes mit großer Sorgfalt: 1588 war er mehr als die Hälfte des Jahres dort. Er war der vertraute, stets rathschaffende Minister seines Bruders. — Im Juli 1589 ließ Dietrich sich zum Priester und zum Bischof ordiniren. Im selben Jahr wurde Domprobst von Brabeck peinlich des Todschlags angeklagt. — Daß die Paderborner Landstände 1590 ihre neue Union, wie ich Seite 33 vermuthete, zum Schutz der Religionsfreiheit gemacht, geht deutlich aus Caspars Tagebuch hervor. Zum 4. August merkt er an: „Die reet und ich ziehen uf den landtag, J. fürstl. Gnaden bleiben daheime. Uf die pillige wohlmeinende proposition erzeigen sich die landsassen wie grobe unbescheidene leut, die eins solchen frommen herns nicht wert sein. Patientia! Gott durft darüber strafen", und zum 27. November: daß Dietrich im Abdinghof im Beisein aller katholischen Räthe und Prälaten des Stifts proponiren ließ, „wie das Religionswesen im Stift zu bessern und zu der behuf uniones et seminarium ufzurichten seien: wirt druf reifliche de-

liberation gehalten mit frolocken aller". — Zum 20. Mai 1602 notirte Caspar: „Ich zihe mit cantzler und reeten in die Stadt, hören bürgermeister und rats und der gemeine bericht, wirt druf bürgermeister und rat in custodiam uf das rathaus gesetzt und den bürgern die wacht befoln. Der herr domprobst Brabeck bittet mich zu gaste zu mittag, sein daselbst über die maßen guter dinge"; — zum 21.: „Den anhaltenden aus der stadt Paderborn beider theile wird der captivität halber fürstlicher bescheid ertheilt."

In der ersten Hälfte des Jahres 1603 ist Caspar auf dem Regensburger Reichstag und von Paderborn abwesend. Nach seiner Rückkehr hört er, wie gefährlich die Sachen zwischen Dietrich und dem Domkapitel stehen, und daß Ersterer seiner begehre. Caspar räth und arbeitet zu friedlichem Austrag. Am 11. September ist man so weit, „daß das Domkapitul sich von der ritterschaft separirt", am 13. halten Ritterschaft und Städte in Paderborn Versammlung, am 14. bittet die Ritterschaft vom Fürstbischof noch vierzehn Tage zu ihrer Deklaration, am 15. „fallen die stedte der stadt von Paderborn ab," am 19. revidirt Caspar die Klageschrift an den Kaiser über „den dombechant cum complicibus und die ritterschaft neben den städten Paderborn und Brakel in causa fractae pacis pro condemnatione, restitutione, et mandato de non amplius offendendo." Die Suspension Arnolds von der Horst wird beschlossen, Dieser macht ihnen aber hart zu schaffen, er hat den Nuntius in Köln auf seiner Seite, am 19. Dezember erfährt man, der Nuntius „habe den suspensum decanum ad cautelam absolvirt". Den Edelleuten entzieht der Fürst ihre Stellen und Aemter, Caspars Schwägerin, die Spiegelsche, wendet sich im November an ihn „um fürbitt umb nachlassung der ablösen, so den semptlichen Spiegel geschehen".

Am 11. Dezember 1603 verhandelt Caspar mit dem Stiftshauptmann Bosen, wie Paderborn „durch practic heimlich einzunehmen sein möge, quibus mediis et quo tempore." Dann geht er in's Herzogthum Westfalen, welches auffällig genug von dem heranziehenden Heer der spanischen Meuterer ganz verschont wird. Am 24. März beruft ihn ein Eilbote zu seinem Bruder auf die Wewelsburg, von dort ziehen sie mit den Vertrauten nach Böddeken, wo sie „den modum in großem geheim" beschließen, dann nach Dringenberg, wohin „erschreckliche zeitung aus Paderborn für wahr angebracht, daß aus einem theil des paderbronnens unter der marfkerchen blut fließe, welches die ganze stadt mit verwunderung ansehe," und wo der Landtag vom 6. auf den 7. April „sich continuirt und viel ungereimbter sachen von den landständen mitunterlaufen." Auch am 8. bleiben Landstände und Räthe beisammen, während Dietrich nach Boke an der Lippe zieht, da er nach Neuhaus sich nicht mehr wagt. Am 27. April kommt zu Caspar noch Arnsberg „vil guter Zeitung. Paderborn hat sich negst samstags ohn einige condition odir fürbehalt in des fürsten hand ergeben müssen, die ufrörer sein verstrickt," — am 28.

„der ufrührerischer bürgermeister ist gefangen", — am 1. Mai: „ein dieb, der für drei monaten von dem gefirthelten bürgermeister unpillig an einen neuwen galgen gehenkt worden, hat um gleiche zeit glaubwürdig aus vielen ortern warhaftiglich geblutet." Erst am 4. Mai, als Dietrich wiederholt seinen Bruder beschickt, da der Landgraf das Stift anfallen und den Rietberg belagern wolle, findet Caspar sich wieder im Paderbornschen ein, und läßt sich von seinem Bruder Wicharts Wehr und Waffen ad perpetuam familiae (Furstenberg.) memoriam schenken. Es kamen am 6. Gesandte des Landgrafen von Hessen. Am 7: „Graf Simons von der Lippe gesandter kumbt auch an, die hessischen gesandten werden gehört, suchen bei J. fürstl. Gn. niderlegung der wapen und wehr, der landgraf woll dergleichen thuen, erpeut sich zu underhandlung zwischen J. fürstl. Gn. und derselben beschwerenden stiftstenden; druf die abdankung J. fürstl. Gn. pro parte nachgeben, mit der underhandlung wird der Herr Landgraf verschont". Am 8.: „Der Lippescher gesandter Dr. Knaust wird gehört, gehet auch die einnehmung der stadt Paderborn an, deshalb der landgraf Moritz unfletigs an J. fürstl. Gn. geschrieben". Caspar fährt selbst zum Landgrafen nach Liebenau, „es gibt seltsame Unterredung". Am 4. Mai erhängt sich der Paderborner Rathsherr Pott, am 12. hält Caspar mit den fürstlichen Räthen Sitzung de plectendis sive capitaliter sive pecuniarie, am 13. „ist halsgerichtstag bestimpt über etliche eingezogene mutwillige bürger, aber derweil sie ihre (abgefolterten) urgichten geleugnet, ist die verurtheilung verschoben", am 15. wird Liankama befohlen, „die Schnadsteine außerhalb der stadt Paderborn abzuschaffen", am 18. unterhandelt Graf Rietberg für „Etliche vom Adel, die sich ad reconciliationem herbeigeben", noch am 19. „werden alle wehren, so die bürger getragen haben, aus Paderborn nach dem Neuwenhaus gefürt, und sie denunciiren sich selbst under einander," und am 20. wird noch aus Paderborn „grob kupfern geschütz" weggebracht. Am selben 20. wird den Brakelern befohlen, sich persönlich in Neuhaus einzufinden. Am 19. Juli „wird zu graben angefangen an der festung zu Paderborn von der bürgerschaft". Noch am 23. September „wird ein fürnemer ufrürer in Paderborn ergriffen und torquirt." Am 6. Dezember kommt Licentiat Heinrich Westphal von Prag zurück mit dem kaiserlichen Dekret „gegen den (hessischen) Schutz et arctiora uf die restitution der abgepfandter schaaf und pferde." Der Dombechant sträubte sich noch immer „der starker humiliation, so bei ihm von nöthen". Am 17. Dezember müssen „das widerstellige Domkapitul" und die Spiegel und Kalenberg leiden, daß ihre Hintersassen sich zu Neuhaus mustern lassen.

Berlin, Druck von W. Büxenstein.




Google

